Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Hermann Samuel Reimarus

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion : in zehn Abhandelungen auf eine begreifliche Art erkläret und gerettet

Hamburg: bei Johann Carl Bohn, 1754

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657

Druck Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0002
DFG


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1678879657/phys_0003
DFG

Wb. Inf. 688 p. Kurz

1. a. 7.

E.c-3067.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1678879657/phys_0004
DFG

Die

vornehmsten Wahrheiten

der

natürlichen

Religion

in zehn Abhandelungen

auf eine begreifliche Art

erkläret und gerettet

von

Hermann Samuel Reimarus

Professor in Hamburg.

Hamburg

bey Johann Carl Bohn. 1754.

Universitäts Bibliothek Rostock

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0007

DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1678879657/phys_0008
DFG

Vorbericht.

Die gegenwärtigen Abhandelungen enthalten wesentlich nichts anders, als diejenigen Gründe, darinn ich meine eigene Beruhigung jederzeit gefunden, so oft ich die ersten Wahrheiten aller Religion, nach gesunder Vernunft, bey mir überdacht habe. Ich bin auch nimmer willens gewesen, weiteren Gebrauch davon zu machen, als den mir etwa die Unterredung mit andern, oder der mündliche Unterricht in der Weltweisheit darbieten würde.

Wer aber unsere itzige Zeiten nur ein wenig kennet, der wird wohl begreifen, daß mir diese haben Gelegenheit und Trieb geben können, meine Gedanken zum allgemeineren Nutzen in Ordnung zu bringen, und auf eine faßliche Weise vorzustellen.

Ich will der heutigen Lebens-Art, und der freyen Reden, die in manchen Gesellschaften geführet werden, nicht erwehnen: davon mögen andere leichtlich eine mehrere Erfahrung haben. Aber dieses habe ich nicht ohne Befremdung bemerket, daß seit wenig Jahren eine ganz ungewohnte Menge kleiner Schriften, mehrentheils in französischer Sprache, über die Welt gestreuet ist, worinn nicht so wohl das Christenthum, als vielmehr alle natürliche Religion und Sittlichkeit, verlacht und angefochten wird. Und mich dünkt, dieses ausgesäete Unkraut findet itzt, mehr als jemals, leere Aecker, wo es einwurzeln und sich ausbreiten kann. Der gemeine Mangel eines vernünftigen Erkenntnisses von den Grund-Wahrheiten aller Religion und Ehrbarkeit stellet die Gemühter, bey der itzigen Freydenkerey, nicht einmal für ihre eigene, geschweige denn für fremde

und

und geschmückte Einwendungen in Sicherheit.

Das Christenthum setzet die Wahrheiten der natürlichen Religion, von Gottes Daseyn, Eigenschaften, Schöpfung, Vorsehung, Absicht und Gesetze, von der Seelen geistigem Wesen, Natur und Unsterblichkeit u. s. w. nicht allein voraus, sondern es legt dieselben auch zum Grunde, und flicht sie mit in das Lehrgebäude seiner Geheimnisse ein. Was wäre also an sich menschlicher, was wäre dem Christenthum selbst vortheilhafter, als daß alle Menschen zuvörderst die edle Gabe der gesunden Vernunft auch zum Erkenntniß ihres Schöpfers anwendeten, und diese Einsicht, so weit sie reicht, mit den Glaubenslehren verknüpften? Denn wie kann einer mit Grund glauben, daß die Offenbarung von Gott komme, wenn er nicht vorher überführt ist, daß ein Gott sey? Wie kann er ihn lieben, ehren, und seinen Geboten willig gehorchen, wenn er seine Vollkommenheiten, Vorsehung und Absichten nicht erkennet? Wie kann er eine Seligkeit gewärtigen, und eine Belohnung hoffen, wenn er sich hat überreden lassen,

daß er keine Seele habe, oder daß der ganze Mensch eine bloße verwesliche Maschine sey? Wenn wir nun das, was wir zuvor wissen können und sollen, in einen bloßen Glauben verwandeln, und der Glaube sich doch auf das Wissen beziehet und stützet; so kann, bey dem Mangel der Vormauer und Grundlage des Glaubens, durch einen geringen Stoß, der Glaube und das Christenthum selbst, ja alle Religion, leicht wankend gemacht werden und hinfallen.

Dieses äussert sich zwar seltener bey dem gemeinen Manne, aber öfterer, als manche denken, bey Vornehmern. Wenn die, bey heutiger galanten Erziehung, so wenig andere gründliche Wissenschaft, als vernünftigen Unterricht in den Grund-Wahrheiten aller Religion, ja kaum Gedächtniß-Formeln einer Kinderlehre, mit in die große Welt bringen: so sind sie tausenderley Gefahr bloßgestellet. Was bekommen sie, zuweilen schon als Knaben, für freye Reden, Einwürfe und Vernünfteleyen gegen die Religion zu hören? was lesen sie nachmals für schlüpfrige und ungezähmte Bücher? was denken sie oft selbst, bey einer flatterhaf-

terhaften Unwissenheit, ins wilde? Wenn dann etwa zugleich die Neigung zu Lastern eine offenere Thür findet, so ist kein Wunder, wenn sie das Joch, welches ihre Ausschweifungen hemmen will, ganz abschütteln.

Bey manchen verursachet auch wohl ein falscher Begriff von der christlichen Religion, daß sie auf die äussersten Abwege gerahten, wo ihnen die vernünftigen Einsichten nicht noch einige Wehre vorschieben. Man setze, daß einer in einer Kirche erzogen worden, worinn das Wesentliche der Religion durch vielen Tand und Aberglauben ersticket wird. Er fängt bey heranwachsendem Alter an zu denken, und diese Thorheiten einzusehen: er geräht an Gesellschaften und Bücher, die ihn darinn bestättigen. Was folgt daraus? Er bekommt eine Verachtung und einen innern Haß gegen seine Religion: und weil er keine andere hat, als die abergläubische, und von keiner andern weis, so verwirft er alle Religion ohne Unterschied.

Andere sind vielleicht nicht so sehr zum Tand und Aberglauben angewiesen, aber

sie haben doch einen fürchterlichen Begriff von Gott, und dessen Rahtschlüssen über die Menschen, gefasset. Die Wirkung davon ist in ähnlichen Umständen einerley: sie können ein solches Wesen, das ihnen als ein Schreckenbild abgemahlet worden, nicht lieben, nicht verehren: sie suchen sich dessen, als einer leeren Einbildung von einem Gespenste, zu entschütten. Beyde können daher in eine grübelhafte Atheisterey gerahten: beyde würden nicht so weit verfallen seyn, wenn ihnen zugleich eine natürliche Religion vernünftig beygebracht wäre.

Es giebt eine andere Art Leute, die, bey so ungegründeter Unterweisung in den ersten und vornehmsten Wahrheiten der gesunden Vernunft, ihr Lebtage in sich selbst unschlüssig bleiben, was sie aus sich machen wollen. Sie bestimmen nimmer, wer sie sind, wo sie sind, wie sie in die Welt kommen, worauf sie ihren Zweck und Hoffnung zu richten haben. Sie hören und lesen allerley; aber aus Neubegierde und zum Zeitvertreibe. Sie merken sich die Einwürfe wieder die Religion, und bringen sie wohl in Gesellschaften an den Mann; aber sie thun es nur, damit

mit sie sich ein Ansehen des Witzes geben mögen, oder etwa einen Geistlichen in die Schule führen. In der That glauben oder verwerfen sie weder eins noch anders, setzen nirgend vesten Fuß, und schweben beständig zwischen Himmel und Erde. Eine Gemühts-Verfassung, die ihnen nohtwendig zum öftern ernstliche Beunruhigung machen muß!

Tausend und tausend aufrichtige Christen sind, die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber, weil sie selbst Vernunft brauchen, und die Gründe ihres Glaubens überlegen, sich dennoch heimlich mit allerley Zweifeln quälen, die ihnen bloß die Unwissenheit und undeutliche Vorstellung in dem natürlichen Erkenntnisse in den Sinn bringt. Da wäre es gar unzeitig, den Teufel anzuklagen, als ob der ihnen solche Gedanken eingegeben hätte; man sollte vielmehr ihrer schwachen Vernunft, die keine Anleitung gehabt, zu Hülfe kommen.

Wenn wir auch setzten, daß uns die Wahrheiten der natürlichen Religion so klar vor Augen wären, daß sie kein vernünfti-

ger Mensch verleugnen oder daran zweifeln könnte, und daß uns also die Vernunft am Glauben nicht hinderte; so sind wir uns doch das allezeit selbst schuldig, daß wir unser natürliches Auge deswegen nicht verschliessen, weil wir ein Microscopium oder ein Fernglas haben. Was würde denn aus der höheren Einsicht werden? Niemand kann die entferneten oder sehr kleinen Körper durch ein Fernglas oder durch ein Microscopium erkennen, und sich von deren Wirklichkeit überzeugen, als der sich des natürlichen Gesichts dabey bedienet, und nach dessen Grundregeln alles beurtheilet. Niemand kann von der Offenbarung und deren Geheimnissen überführt seyn, als der sein natürlich Vermögen zu urtheilen, und dessen Erkenntniß mit sich bringt und brauchet.

Die Beweise aus der Schrift können in dem Falle, wo ein Zweifel an Grund-Wahrheiten aus einer geblendeten Vernunft entstehet, nichts ausrichten. Die Gründe von der Wahrheit der christlichen Religion kommen auch zu frühe bey denen, die keine natürliche haben, oder darinn noch nicht gewiß

wiß sind. Die metaphysischen Demonstrationen aus der höheren Weltweisheit sind den meisten zu trocken, zu weitläuftig, zu gekünstelt, zu unbegreiflich. Ich will nicht sagen, daß einige solcher Demonstrationen denen Grüblern Blößen geben, daß sie dadurch nur desto eher Zweifler werden, und sich in dem dünnen Gewebe ihrer Gedanken noch mehr verwickeln.

Wo etwas ist, das bey allen Eingang finden kann und muß, so werden es solche Gründe der gesunden Vernunft seyn, die eine große Klarheit haben, und in ihrer Folgerung bald zu überdenken sind. Und warum wollte man auch eine Wahrheit, die für alle seyn soll, aus vielen abgesonderten Begriffen, durch weitgeholte und verkettete Vernunftschlüsse, suchen; wenn sie in gemeinen Erfahrungen und bekannten Grundsätzen vor Augen liegt, und darinn, durch ein Paar leichte Schlüsse, begreiflich und zuverläßig kann gezeigt werden?

Ich bin dieser natürlichen und einfältigen Art im Denken jederzeit nachgegangen; zumal in metaphysischen Wahrheiten, wo

ich

ich einen kürzern und sicherern Weg zur unbeweglichen Beruhigung des Gemühts zu wünschen Ursache hatte. Vielleicht habe ich auf diesem unbetretenen Wege offenbare Beweise der wichtigsten Wahrheiten gefunden, welche andere, nach dem Compaß der Schulmethode, in ihrer Weltweisheit vorbey gegangen sind; vielleicht könnten sie für alle und jede überzeuglicher seyn, und die Gemühter weder durch allzutrockene Scharfsinnigkeit abschrecken, noch selbst bey Tiefdenkenden ohne Eindruck seyn.

Mögte ich doch dem gemeinen Mangel vernünftiger Einsichten auf eine leichte und angenehme Art abhelfen! Mögte ich so viele wüste Menschen belehren können, daß sie ohne Gott in der Welt, und ohne Hoffnung des zukünftigen Lebens, auch hier unglückselig sind, und ihrer eigenen Natur entgegen handeln! Mögte ich so manche Grübler und Zweifler von ihrer Verwirrung und Unruhe befreyen, und ihnen die muntere Gemühtsruhe mittheilen, deren ich seit vielen Jahren geniesse! An der Religion ist dem menschlichen Geschlechte, ist jedem zu seiner Glückseligkeit gar zu viel gelegen, als daß sie

verab-

verabsäumet, verachtet und übertreten werden könne.

Unvernünftige Thiere können wohl das nahe Ziel ihrer Glückseligkeit durch blinde Triebe finden; aber der Mensch kann ohne Gebrauch der Vernunft nicht einmal seine leibliche Nohtdurft stillen, oder seine sinnliche Begierden dabey in gebührenden Schranken halten; vielweniger kann er aber seinen höheren Naturkräften des Verstandes und Willens Genüge thun, wo er nicht in Erforschung der Ursachen bis zu dem ersten vollkommensten Wesen steiget, dessen Weisheit, Güte und Macht in den Werken der Schöpfung erkennet, seine Vorsehung sich zur gelassenen Zuversicht dienen lässet, und die rechte Erfüllung seiner Absichten in einem besseren und dauerhafteren Leben hoffet.

Alles übrige Wissen ist angenehm genug, und bringet auch seinen vielfältigen Nutzen; aber ohne Religion ist es nur ein tändelnder Zeitvertreib, der unser Gemüht nicht ersättiget, nicht beruhiget. Diese allein zeiget uns das Urbild aller Vollkommenheit, die Quelle alles Segens und Glückes, und den

Zusam-

Zusammenhang aller Dinge mit einer äusserſten großen Absicht, welche auch unſer Wohl befasset, und uns mit ungezweifeltem Vertrauen auf eine gnädige und weiſe Führung, und mit Hoffnung auf unſere ewige glückſelige Daure erfüllet. Dieſe bringt unſere Begierden zur Ordnung und Einigkeit: ſie lehret uns den nützlichen Gebrauch alles inneren Vermögens, und alles äusſerlichen Guten: ſie macht uns zufrieden mit uns ſelbſt, liebreich gegen andere, beliebt bey Menſchen, und dem höchſten Weſen angenehm.

So ſehe ich die Religion an, und ſo habe ich mich bemüht, ſie, wie ſie iſt, und wie ich ſie empfinde, klärlich vorzuſtellen. Uebrigens iſt meine Sorge nicht geweſen, ihr durch glänzenden Witz, oder durch ein Feuer der Beredſamkeit, eine geborgte Schönheit zu geben. Sie iſt für ſich, in ihrer natürlichen Geſtalt, reizend genug, wenn dieſe nur recht aufgedeckt wird: ſie iſt zu nahe mit unſerm eigenen Glücke verwandt, als daß ſie einer fremden Empfehlung brauchte. Vielleicht mögte ſie auch nur durch äusſerlichen Putz verſtellet und verdächtig gemacht werden.

den. Witz und Wahrheit, Beredsamkeit und Einsicht, begleiten sich nicht allemal. Meine einzige Bemühung ist dahin gerichtet gewesen, alles, so weit es sich durch gesunde Vernunft thun lässet, verständlich und deutlich zu machen, daß die Wahrheit und Wichtigkeit der Sachen einem jeden, der nur etwas denken kann, einleuchten mögte.



Inhalt der Abhandelungen.

I. Vom Ursprunge der Menschen und Thiere.

II. Daß Menschen und Thiere ihren Ursprung nicht von der Welt oder der Natur haben.

III. Daß die körperliche Welt an sich leblos, und daher keiner innerlichen Vollkommenheit fähig sey; folglich auch nicht selbständig, ewig, nohtwendig, sondern von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht seyn müsse.

IV. Von Gott und göttlichen Absichten in der Welt.

V. Von den besondern Absichten Gottes im Thierreiche.

VI. Von dem Menschen, an sich, insonderheit nach der Seelen, betrachtet.

VII. Vergleichung der Menschen mit den Thieren, nach ihrer Lebens-Art, wozu sie bestimmt sind.

VIII. Von der göttlichen Vorsehung.

IX. Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung.

X. Von der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

Die

Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion.

Die erste Abhandelung.
Vom Ursprunge der Menschen und Thiere.

§ 1.

Wer, ausser der sichtbaren Welt, ein erstes, selbständiges, nohtwendiges und ewiges Wesen erkennet, durch dessen Weisheit, Güte und Macht die Welt, und alles, was darin ist, hervorgebracht sey, und hernach beständig erhalten und regieret werde, das aber die Menschen besonders, in gewisser Ordnung, zu einer mehr als sinnlichen und zeitlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit bestimmet habe: dem eignet man billig eine Religion, oder ein Erkenntniß Gottes zu, das in unsere Sitten und in unsere Glückseligkeit einen Einfluß hat.

Hergegen ist der Hauptsatz aller derjenigen, die keine Religion haben, und keinen Gott annehmen: die körperliche Welt und deren Natur sey das erste, selbständige, nohtwen-

dige, ewige Wesen, und ausser derselben sey weiter nichts; wodurch denn zugleich Verstand, Absicht, Weisheit, Vorsehung, von der Einrichtung und den Begebenheiten der Welt gänzlich ausgeschlossen, alles einem wüsten Ohngefehr, oder einer blinden Nohtwendigkeit überlassen, und die ganze Dauer und Glückseligkeit der Menschen in dieses kurze und sinnliche Leben eingeschränkt wird.

§ 2.

Diese Leute gestehen denn doch alle in ihrem Hauptsatze, daß eine körperliche Welt ausser uns wirklich da sey; und lassen also den Sinnen und der klaren Erfahrung ihre Gewißheit. Sie gestehen auch, daß ein selbständiges, nohtwendiges, ewiges Wesen sey; und legen dadurch eine sichere Wahrheit der Vernunft zum Grunde, worauf man weiter bauen kann.

Denn wenn nicht etwas **ewiges** wäre; so würde eine Zeit zu setzen seyn, da noch nichts wirklich gewesen; folglich würde alles, was ist, entstanden, und doch durch Nichts entstanden seyn. Wenn nicht etwas in sich und schlechterdings **nohtwendig** wäre; so würde alles, was ist, seinem inneren Wesen nach, seyn und nicht seyn, so und anders seyn können; folglich würde Nichts, weder in noch ausser ihm, seine Wirklichkeit bestimmet haben. Wenn nicht etwas **selbständiges** wäre; so hätte alles, was ist, den Grund seiner Wirklichkeit ausser sich

sich in andern; folglich wäre alles abhängig, und doch der erste Grund aller abhängigen wirklichen Dinge nirgend zu finden. Dieses sind lauter Ungereimtheiten, welche sich mit Verstand nicht gedenken lassen.

§ 3.

So weit sind wir demnach mit einander eins, daß ein selbständiges, nohtwendiges, ewiges Wesen sey, und seyn müsse. Auch leugnen sie nicht, daß nur ein einziges solches Wesen seyn könne, weil es schlechterdings nohtwendig ist. Allein daraus folgt unwiedertreiblich:

Wenn etwas wirklich ist, das einen Anfang gehabt hat und entstanden ist, so muß es ursprünglich von dem selbständigen, nohtwendigen, ewigen Wesen entstanden seyn.

Denn, setzte man sonst Ursachen der entstandenen Dinge, die selbst gleichfals entstanden wären, und einen Anfang gehabt hätten: so müßte man wieder nach dem Grunde des Entstehens aller dieser abhängigen Ursachen fragen; und der würde auf Nichts hinauslaufen, wo er nicht endlich in einem selbständigen, nohtwendigen, ewigen Wesen ruhete.

Hieraus können wir also ein unfehlbares Merkmaal nehmen, ob die Welt ein solches selbständiges, nohtwendiges, ewiges Wesen sey. Denn

Dasjenige kann das erste, selbständige, nohtwendige, ewige Wesen nicht seyn, welches den ursprünglichen Grund entstandener Dinge nicht in sich hält.

Wenn also etwas wirklich ist, das einen Anfang gehabt hat, und doch nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden ist: so ist die Welt und deren Natur nicht das erste, selbständige, nohtwendige, ewige Wesen, sondern sie muß selbst ein abhängiges, entstandenes Ding seyn, das einen Anfang gehabt hat.

Nun läßt sich beydes von den menschlichen und thierischen Geschlechtern offenbar erweisen: einmal, daß sie alle einen ersten Anfang gehabt haben; und zweytens, daß sie ihren ersten Anfang nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur bekommen haben. Demnach haben wir Menschen an uns selbst, und an anderen Thieren, ein unfehlbares Merkmaal, daß die Welt und ihre Natur nicht das erste, selbständige, ewige Wesen sey, wovon wir und alle entstandene Dinge ursprünglich abhängen.

§ 4.

Was das erste betrifft, nämlich, daß die Menschen und alle Thiere einen ersten Anfang gehabt haben: so will ich mich in dieser Abhandelung bemühen, solches auf eine ganz kurze und begreifliche Weise ausser allem Zweifel zu setzen. Ich werde zwar hauptsächlich nur von uns Menschen reden; aber eben derselbe Beweis,

weis, den ich von uns führe, wird auch von allen Thieren gelten müssen.

Lasset uns eine offenbare Erfahrung zum Grunde legen, daß alle Menschen, die vor uns itzt lebenden jemals wirklich gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, todt sind. Dieses ist ja wohl unleugbar. Unsere Vorfahren liegen alle im Staube, der Tod hat keinen einzigen verschonet, er hat sie alle nach einander, bis auf uns, gezählet.

Gegen diese klare Wahrheit hilft keine metaphysische Spitzfindigkeit. Denn, was von jedem einzelen Dinge einer Art, ohne ein einziges davon auszunehmen, gesagt werden muß, das schreibt man in ganz eigentlichem Verstande allen zu, oder man stellt sie sich, alle zusammen genommen, ohne eine einzige Ausnahme, unter einerley Beschaffenheit vor. Nun muß von jeden einzelen Menschen, die vor uns gelebt haben, ohne eine einzige Ausnahme, gesagt werden, daß sie gestorben oder todt sind. Demnach sage ich auch recht, und ohne die geringste Zweydeutigkeit, daß sie alle todt sind, und stelle sie mir alle zusammen, ohne eine einzige Ausnahme, unter dieser Beschaffenheit vor.

Man denke also nicht, daß durch das Wort alle etwas heimlich erschlichen werden solle, nämlich, daß die Zahl unserer Vorfahren endlich sey. Nein: wenn sonst an sich eine wirklich unendliche Zahl möglich wäre, so würde sie durch dieses Wort und dessen gegebenen Begriff

nicht aufgehoben. Es müßte aber dennoch allen, obgleich unendlichen, Vorfahren beygelegt werden, was jeden einzelen ohne Ausnahme zukommt. Denn so sagen auch die Meßkünstler recht, daß alle Radii eines Cirkels (oder alle Strahlen aus dem Mittelpuncte zum Umkreise) gleich lang sind, ob sie wohl unendliche Radios vom Mittelpuncte zum Umkreise, so wie unendliche Winkel und Puncte im Umkreise, annehmen: genug, daß jedem Radio im Cirkel, ohne einen einzigen auszunehmen, einerley bestimmte Länge zukommt. Spinoza selbst heisset das, was er für unendlich angiebt, zusammen genommen, sehr oft alles. [1] Wenn ich also von unsern Vorfahren sage, daß sie alle todt sind: so bestimme ich durch das Wort alle nicht, ob ihre Zahl endlich oder unendlich sey. Wie weit sie sich erstrecke, das weis ich nicht, das brauche ich auch vors erste nicht zu untersuchen. Genug, das weis ich zuverlässig: wir, die wir itzt leben, sind insgesammt von gestern und heute; unsere Väter sind alle entschlafen und in dem Reiche der Todten.

§ 5.

[1] Spinoza in Opp. posthumis, Ethices P. I. Prop. XVI. pag. 16. *Ex necessitate divinæ naturæ, infinita infinitis modis (hoc est,* OMNIA, *quæ sub intellectum infinitum cadere possunt) sequi debent.* Prop. XXI. pag. 21. OMNIA, *quæ ex absoluta natura alicujus attributi Dei sequuntur, semper, & infinita existere debuerunt, sive per idem attributum æterna & infinita sunt.* &c.

§ 5.

Nun schliesse ich aber weiter. Wenn alle Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht haben, und gestorben sind: so müssen sie auch alle mit einander, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entstanden seyn. Ein jeder siehet, daß ich den Begriff von allen unverändert lasse, und daraus nichts, sondern nur aus dem Ende des Lebens den Anfang schliesse. Ich halte aber nicht, daß irgend jemand, der gesunde Vernunft hat, gegen den Schluß etwas einwenden werde. Denn wer wird einen einzigen ewigen Menschen setzen? oder behaupten, daß etwas, so ein Ende hat, ohne Anfang seyn könne? Nun haben alle Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreichet. Demnach müssen eben dieselben alle Menschen, die vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben, oder entstanden seyn.

Wenn aber alle und jede Menschen, die wirklich vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entstanden sind: so muß ausser allen und jeden Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, eine wirkende Ursache gewesen seyn, die von allen Menschen unterschieden war, und wovon sie alle entstanden sind. Denn ohne

ne wirkende Ursache läßt sich kein Entstehen eines Dinges gedenken: und die wirkende Ursache ist von dem gewirkten Dinge unterschieden, und eher als das gewirkte. Wollte jemand vor allen und jeden Menschen, die jemals gelebt haben, dennoch wieder andere Menschen setzen, von welchen alle und jede entsprossen wären: so würde ein offenbarer Wiederspruch begangen. Wie hätte man alle und jede Menschen, die jemals vor uns gelebt und einen Anfang gehabt haben, ohne Ausnahme verstanden, wenn noch vor denselben andere lebendige Menschen gewesen wären? Wie könnte man das Entstehen allen zueignen, wenn man sie doch nicht alle darunter befassete?

Der Schluß ist demnach sehr begreiflich: wenn vor allen Menschen, die jemals gelebt haben, eine wirkende Ursache gewesen ist, wodurch sie alle mit einander entstanden sind, so müssen wir eine Zeit erkennen, da noch kein Mensch war; und müssen folglich wenigstens ein Paar Menschen als das erste annehmen, von welchem die wirkliche Reihe der Menschen ihren Anfang genommen, und hernach durch natürliche Zeugung fortgepflanzet ist. Also hat das menschliche Geschlecht, so ferne es alle unsere Vorfahren begreifet, einen Anfang gehabt und ist nicht ewig. Diese Folgerung entstehet demnach nicht daher, weil wir unter dem Worte alle eine endliche Zahl verstanden hätten; sondern weil allen und jeden etwas zukommt, davon

von der zureichende Grund in keinem enthalten ist, und welches ausser und vor allen Menschen, die jemals gelebt haben, eine verschiedene wirkende Ursache erfodert.

So klar dieses von uns Menschen ist, so viel Stärke hat es auch in Absicht auf alle und jede Thiere und Lebendige, sie mögen auf unserm Erdboden oder auf andern Weltkörpern wohnen. Genug, wenn sie sterblich, und also auch von Vorfahren, welche nunmehro verstorben, entsprossen sind: so muß auch eine jede Thier-Art, eben wie wir Menschen, einen Anfang ihres Geschlechts gehabt haben. Demnach ist keine Thier-Art in der ganzen Welt, welche ewig wäre, und nicht einen ersten Anfang und Ursprung von einer wirkenden Ursache ausser und vor seiner Art gehabt hätte.

§ 6.

Ich muß mich wundern, wie manche der alten und neueren Weltweisen dem Anfange des menschlichen Geschlechts durch Ertichtung unendlicher Reihen haben entgehen wollen. Denn diese Ausflucht verliert sich in einer ganz dunkelen, verworrenen und falschen Vorstellung. Sie setzen nämlich voraus, die Welt sey ewig: dann behaupten sie, das menschliche Geschlecht sey gleiches Alters mit der Welt. Demnach wären von Ewigkeit unendliche Reihen von Menschen auf dem Erdboden gewesen, ohne daß sie eines Anfangs bedürften: und es sey eben

so leicht zu begreifen, daß schon vor uns unendliche Reihen von Geburten gelebt hätten, als daß sich die Menschen nach uns ins Unendliche und ohne Aufhören fortpflanzen würden.

Die vorausgesetzte ewige Welt will ich vors erste unberührt lassen. Daß aber die Vorstellung unendlicher Reihen betrieglich und falsch sey, erhellet daraus, weil sie keinen zureichenden Grund der entstandenen Dinge enthält. Denn sie schiebt die Erklärung der Ursachen nur immer von einer zur andern auf, und giebt doch nimmer eine zureichende. Vormals bedienten sich die Zweifler des Kunstgriffes, daß sie den Gegner durch ihre Flucht ins weite Feld lockten, davon er die Grenzen nicht absehen oder bestimmen konnte: denn sie suchten eine jede Frage nur auf eine unendliche Reihe von Gründen zu leiten, damit nimmer ein vester gefunden werden mögte. Aber daß auch diejenigen, welche Wahrheit und Gewißheit, Grund und Ursache versprechen, solche durch Verschiebung ins Unendliche geben wollen, das ist unglücklich ausgedacht.

Wir itzige Menschen haben einen Anfang gehabt. Woher sind wir? Ganz natürlich, sprechen sie, von unsern Aeltern. Aber haben denn die auch einen Anfang gehabt? Allerdings, von unsern Großältern, und diese wiederum von unsern Urältern, und so fortan. So reichen denn die Groß- und Urältern noch nicht zu, unsern Ursprung zulänglich zu erklären.

ren. Denn wenn sie nicht auch Aeltern gehabt hätten, so wären sie, so wären wir, und alle unsere Nachkommen nicht. Wie aber? wenn wir mit ihnen ins tausende, ins hunderttausende Glied unserer Vorfahren hinaufsteigen: befriedigen sie uns denn mehr? lösen sie unsere Frage auf, woher wir entstanden sind? Nein, wir sind noch nichts weiter; die Frage bleibt immer dieselbe: woher sind denn die? sie bleiben die Antwort in Ewigkeit schuldig.

Machen sie es doch mit uns, wie die bösen Bezahler, die ihre Gläubiger von einem zum andern weisen. Sempronius spricht, er will mich ehrlich und völlig bezahlen: er giebt mir eine Anweisung an Titius. Wenn ich da komme, so erkennet der zwar, daß Sempronius Recht gehabt, mich an ihn zu verweisen; aber weil er es itzt nicht in baarem Vermögen habe, so solle mich Cajus, auf seine Assignation, befriedigen. Cajus ist jedoch in derselben Verlegenheit: er schickt mich weiter mit einer Anweisung an Mevius, Mevius ferner zum Ulpianus, und so einer zum andern ins Unendliche. Sagt mir, bekomme ich auf solche Weise baares Geld? bezahlt man mir, was man mir schuldig ist? Gar nichts, nicht einen Heller. Das hiesse vielmehr, sich der Bezahlung entziehen und ewig schuldig bleiben. Wenn nun Weltweise den Grund der Dinge zwar zu geben versprechen, aber durch beständige Anweisung

auf

auf unzulängliche Ursachen denselben nur ins Unendliche verschieben; können sie sich wohl rühmen, daß sie uns besser mit Gründen, als jene mit baarer Münze, bezahlen?

Es ist also mit den unendlichen Reihen der Ursachen ein bloßes Blendwerk: sie gelten alle zusammen so viel als keine, wenn man nicht auf eine erste zureichende steiget. Ich pflege dergleichen Einbildungen auch wohl mit einer vom Himmel herab hangenden unendlichen Kette zu vergleichen. Wie? wenn kein Glied der Kette sich in der Luft erhalten kann, wo es nicht von dem nächsten oberen gehalten wird: hilft es da was, daß ich mir den Fortgang der Glieder in die Höhe bis ins Unendliche vorstelle? Die ganze Kette hängt doch an nichts, und fällt selbst in meiner eigenen Vorstellung zu Boden. [2]

§ 7.

Hieraus ist denn begreiflich genug, daß unendliche Reihen abhängiger Ursachen keinen zureichenden Grund der Dinge in sich halten, und nichts erklären, vielweniger, beweisen; sondern unter die leeren und betrieglichen Einbildungen zu rechnen sind. Allein ich muß auch ent-

[2] Ich habe nachher gesehen, daß auch Hr. Wollaston in der Religion of Nature delineated, Sect. V. Prop. I. auf diese Vergleichung gefallen ist: daher ich dieselbe nicht weiter ausführen mögen, zumal, da sie an sich verständlich ist.

entdecken, woher einige Menschen noch itzt aus solcher Verwirrung nicht herausfinden können.

Man gedenket sich nämlich, insonderheit in der höheren Rechen- und Meßkunst, einen Fortgang von Zahlen, Linien, Größen, ins Unendliche; weil keine derselben so groß kann angegeben werden, daß nicht noch immer eine größere zu gedenken wäre. Und so verfährt man mit der Verkleinerung, ins Unendliche; weil sich alle die abgesonderten Begriffe von Zahlen und Größen ins Unendliche, oder ohne Aufhören, theilen lassen. Aus diesem verneinenden und abgesonderten Begriffe des Unendlichen, tichtet sich der Mathematicus etwas unendlich Großes und unendlich Kleines, im bejahenden Verstande, als ob dergleichen wirkliche, oder wenigstens mögliche Dinge wären, die in keinem Verhältniß mit bestimmten Zahlen oder Größen stehen, und da eins gegen das andere für Nichts zu rechnen ist. Ja, man siehet das unendlich Große und Kleine wieder als Einheiten an, und vermehret oder verkleinert dasselbe wieder unendliche mal: daher unendliche Ordnungen des unendlich Großen und Kleinen entstehen, unter welchen immer ein Unendliches gegen das andere von einer höheren Ordnung für Nichts gerechnet wird. [3]

Es

[3] Der Hr. Baron von Wolf hat am deutlichsten, von dem mathematischen Begriffe des Unendlichen, und von dessen Gebrauche und Mißbrauche, in seiner Onto-

Es haben zwar die Urheber und Beförderer solcher Art der Berechnungen selbst vielfältig erinnert, daß diese Begriffe des unendlich Großen und unendlich Kleinen bloß zu leichterer

Ontologia § 796. sqq. gehandelt. Daraus erhellet 1. daß das Unendliche der Mathematiker nur zu bequemer Berechnung und Messung ertichtet sey, an sich aber nichts wahres oder mögliches vorstelle. Die Ertichtung aber bestehet darin, daß aus einem verneinenden Begriffe ein bejahender gemacht wird. Wenn unendlich, nach § 796. heißet, dem keine Grenzen zu setzen sind, über welche es nicht könnte vergrößert werden: so ist nicht so wohl das Ding selbst, als der Mangel einer mehreren Wirklichkeit, unendlich. Ich mag eine Zahl, Linie, oder Größe, so groß annehmen als ich will, so hat doch die Möglichkeit ihrer Vermehrung kein Ende; und sie bleiben in der That ohne Ende endlich. Aber der Mathematicus macht einen bejahenden Begriff daraus, als ob die Unendlichkeit in der Wirklichkeit der Dinge liege, als ob eine Zahl, Linie, Größe sey, welche alle mögliche Zahl, Länge oder Größe in sich befasset, und weiter nicht vermehret werden kann. Es erhellet 2. daß dieser Begriff etwas Unbestimmtes vorstelle, welches in keinem Verhältniß mit andern stehet. Ein Stäubchen, z. B. das von der Spitze des Berges wehet, ist gegen den Berg und dessen Höhe ein unendlich kleiner Theil, dessen Verhältniß gegen den Berg nicht zu bestimmen ist, und der Berg oder dessen Höhe dagegen unendlich groß. So erkläret und vertheidiget auch der Hr. Weidler das Unendliche der Mathematiker in den Miscellaneis Lipsiensibus T. I. p. 209. und in seinen Institutionibus Mathematicis pag. 755. sqq.

Es

rer Erfindung der wahren Verhältnisse ertichtet wären, und ja nicht für wahre Dinge angenommen, oder auf die Naturlehre und Weltweisheit angewandt werden müßten. [4] Dennoch

Es erhellet 3. daß unendlich groß oder klein Vergleichungsweise gesagt werde, so ferne eines Größe und Vielheit durch das andere nicht kann gemessen oder berechnet werden. Daher wird der Berg, welcher gegen das Stäubchen unendlich groß war, in Berechnung der Mondfinsternissen, oder des runden Erdschattens auf dem Monde, unendlich klein und für Nichts gerechnet, als ob die Erde vollkommen rund wäre. Wiederum wird die ganze Erde in der Messung der Fixsterne für Nichts geachtet, als ob sie ein untheilbarer Punct wäre, oder als ob der Messende in dem Mittelpuncte der Erden stünde. Siehe auch Wolfii elementa analyseos P. II. Sect. I. cap. 1. §. 5. Weidler, l. c. Man darf sich daher nicht wundern, daß in solcher ertichteten und unbestimmten Vorstellung das eine Unendliche, Vergleichungsweise, immer größer oder kleiner seyn kann, als das andere, und daß sich unendliche Reihen oder Ordnungen des unendlich Großen und Kleinen setzen lassen, als nx. n^2x. n^3x. n^4x. u. s. w. imgleichen $n^{-1}x$. $n^{-2}x$. $n^{-3}x$. $n^{-4}x$. u. s. w. da allemal eins gegen das andere verschwindet, und für Nichts zu rechnen ist. Aber eben dieses ist ein offenbarer Beweis, daß die Mathematiker das Unendliche nicht im eigentlichen Verstande nehmen: denn sonst würde ein und dasselbe Ding, (als der Berg, die Erde) an sich, zugleich unendlich groß und doch gar Nichts seyn; zugleich endlich und doch unendlich seyn; welches ungereimt ist.

[4] Der Herr Baron von Leibnitz schreibt in seiner Theo-

noch aber gewöhnen sich viele, wenn sie sich mehr mit der Mathematik, als mit der Vernunftlehre, bekannt machen, dermaßen an solche Begriffe, daß sie sich darunter eben so wohl wahre

Theodicée, Disc. prelim. § 70. *Tout cela* (nombre infini, ou infiniment petit) *ne sont que des fictions. Tout nombre est fini & assignable, toute ligne l'est de même, & les infinis ou infinement petits n'y signifient que des grandeurs qu'on peut prendre aussi grandes ou aussi petites que l'on voudra, pour montrer qu'une erreur est moindre que celle qu'on a assignée, c'est à dire, qu'il n'y a aucune erreur: ou bien on entend par l'infiniment petit l'état de l'evanouissement ou du commencement d'une grandeur, conçus à l'imitation des grandeurs deja formées.* Man kann auch hiebey halten, was eben derselbe in den Actis Eruditorum 1712. p. 167. sq. von dem Begriffe sagt. Aus des Hrn. B. v. Wolfs Ontologia gehören folgende Lehrsätze hieher. § 797. Eine unendliche Zahl und unendliche Größe ist unmöglich. § 799. Alle Zahl und Größe, die wirklich ist und gedacht werden kann, ist endlich. § 801. Es ist nicht möglich, daß ein Unendliches größer oder kleiner sey, als das andere. § 804. Die unendliche Größen der Mathematiker sind keine wahre Größen, sondern nur in der Einbildung. § 805. Das Unendliche der Mathematiker ist nur eine Redens-Art, dadurch man mehrere Dinge andeutet, als sich in einer Zahl fassen lassen. Bey welchem letzteren Satze auch gezeiget wird, daß die Weltweisheit mit den gröbsten Irrthümern befleckt wird, wenn man das ertichtete Unendliche der Mathematiker für wahre und wirkliche Dinge in der Natur hält.

wahre Dinge vorzustellen vermeynen, als der gemeine Haufe den Raum und die Zeit für solche wirkliche Dinge hält, die von den Dingen, welche Raum und Zeit gleichsam erfüllen, unterschieden, und deren Behältnisse wären. Es sind daher wohl einige Mathematiker selbst der Meynung, daß die alte Deutlichkeit und Gewißheit der mathematischen Lehrart, durch solche dunkele und falsche Begriffe vom Unendlichen, vieles litte: daher sie dann versucht zu zeigen, daß man ihrer in der Meßkunst selbst entbehren, und alles nach alter zuverlässiger Lehrart beweisen könne. [5] Wenigstens ist gewiß, daß diese Begriffe ausser der Mathematik von keinem Nutzen sind; und hergegen zu vielen und groben Irrthümern Anlaß geben.

Ich

[5] Diese Absicht hat des Edinburgischen Professors der Mathematik, Herrn Colin Mac Laurin, schönes Buch, das zu Edinburg 1742. in 2 Bändern in 4. unter dem Titel herausgekommen: A Treatise of Fluxions in two Books, da er besonders in der Introduction davon handelt. Wiewohl es etwas zu weit getrieben zu seyn scheinet, wenn auch den Mathematikern nicht erlaubt seyn soll, sich des ertichteten Begriffs vom Unendlichen zu bedienen. Der Mathematiker kann der Ertichtungen zur Erfindung und Berechnung des Wahren nicht entbehren, und was etwa nach der alten geometrischen Art kann bewiesen werden, das wird doch ungleich mehrere Weitläuftigkeit brauchen. Siehe Hrn. B. v. Wolfs Ontologiam § 814. § 823. § 824. in den Noten.

Ich will nur, nach meinem Zwecke, zwo schädliche Verwirrungen bemerken, welche aus solcher Vorstellung des Unendlichen entstehen. Eines Theils meynet man, ins Unendliche fortgehen, und unendlich seyn oder werden, sey einerley; welches Grund-falsch ist. Andern Theils zieht man den Schluß: was aufs künftige, oder in seinem Fortgange, ins Unendliche fortlaufen kann, das kann auch in vergangener Zeit ins Unendliche gedehnet werden, und also ohne Anfang gewesen seyn; welches eine ganz verkehrte Folgerung ist. Ich will beydes deutlich machen.

§ 8.

Wenn man nicht mit Worten spielen will, so kann nichts eigentlich unendlich seyn und heissen, als dasjenige, dem nichts in seiner Art weiter kann hinzugefügt werden. Folglich ist alles dasjenige in der That endlich, oder eingeschränkt, dem sich noch ferner was hinzusetzen, oder das sich vermehren läßt. Denn in dem Puncte, so zu reden, wo das Wirkliche aufhört, und das fernere Mögliche derselben Art angehet, da ist das Ende, oder da sind die Schranken des Dinges. Man mag diese Erklärung auf Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit, Kräfte, oder worauf man sonst will, ziehen: so wird sie allemal richtig gefunden werden. Jedes derselben ist alsdann und darum endlich und eingeschränkt, so ferne sich der Zahl, Linie, Größe,

Größe, Kraft, Zeit, und dem Raume, noch was hinzusetzen, oder ein mehres jeder Art gedenken lässet.

Ich behaupte aber auch eben daher, daß keine Zahl, und nichts, was zählbar ist, in der That unendlich sey, oder jemals unendlich seyn und werden könne: weil keine Zahl so groß ist oder gedacht werden kann, daß sie nicht vergrößert, ja mit sich selbst sollte vermehret werden können. Indem aber ihre Vermehrung ins Unendliche fortlaufen und nimmer aufhören kann: so folget eben daraus, daß eine Zahl, und alles zählbare, was ins Unendliche vermehret werden kann, nimmer aufhöret endlich zu seyn; folglich, daß ins Unendliche fortlaufen und unendlich seyn, ganz nicht einerley, sondern gerade entgegen gesetzte Dinge sind. Dasjenige, was ins Unendliche vermehret werden kann, erreichet eben daher das Ziel der wahren Unendlichkeit nimmer; sondern es ist und bleibet immer einer Vermehrung fähig, und also endlich, es mag so viel vermehret seyn als es will. Es kann also auch dem Unendlichen nimmer gleich kommen, noch ein Maaßstab davon werden, sondern ist durchaus anderer Art. Lasset nun Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit u. d. g. ins Unendliche wachsen und zunehmen können: das stehe ich zu. Aber eben darum ist keine wirklich unendliche Zahl, Linie, Größe, Zeit, oder unendlicher Raum, möglich.

Wenn wir denn gleich einem die Freyheit liessen, die Reihe und Anzahl der verstorbenen Menschen, nach Gefallen, ins Unendliche zu vermehren; so erweiset sich doch diese gewesene Anzahl und Reihe itzt und allezeit von selbst als endlich: weil ausser denen, die bereits wirklich gelebt haben und im Reiche der Todten sind, noch immer mehrere gebohren und wieder zu ihren Vätern versammlet werden. Da sich also die Zahl und Reihe der gewesenen Menschen wirklich vermehret: so ist sie nicht so groß, daß ihr nichts in ihrer Art sollte hinzugefügt werden können; folglich ist sie nicht unendlich, sondern endlich. [6] Und so verhält es sich auch mit der künftigen

[6] Ein gewisser Freund machte mir den Einwurf: Man könne sich die Anzahl der vorigen Menschen schon als unendlich vorstellen, ob sie gleich noch immer vermehret würden. Denn man solle sich nur eine Linie a —— b gedenken, die gegen a ins Unendliche verlängert wäre, ob sie gleich noch in b aufhörte. Auf solcher Linie sollte man die gewesenen Menschen nach der Reihe in Gedanken stellen: so würde auch ihre Anzahl gegen a unendlich seyn, ob sie gleich gegen b noch immer wüchse.

Allein, dieser Einwurf erkläret die Unendlichkeit der Anzahl durch die Unendlichkeit der Linie; die eine falsche und ertichtete Unendlichkeit durch die andere. Man mag die Anzahl, man mag die Linie so viel in Gedanken vergrößern, als man will: so wird sich ausser ihr, so gut rückwerts, als vorwerts, eine mehrere Anzahl und Länge gedenken lassen. Wer diese Begriffe auf der einen Seite

künftigen Reihe der Menschen, die nach uns kommen können. Wenn sie gleich ins Unendliche, oder in Ewigkeit, fortlauft; so hört sie doch nimmer

te als unbestimmt betrachtet, der würde sich doch selbst betriegen, wenn er das, was er nicht bestimmen, oder dessen Ende er nicht absehen kann, in sich für unbestimmt, oder gar unendlich halten wollte. Alles Wirkliche muß in sich eine gewisse Bestimmung haben, ein gewisses Ding, in gewisser Zahl und Größe seyn. Aber eine in sich bestimmte Zahl oder Linie kann auch nicht einmal nach Willkühr so groß bestimmet werden, daß man nicht noch mehrere Einheiten und eine mehrere Länge darüber gedenken sollte.

Damit ich jedoch den erwehnten Einwurf, auf eine ähnliche Art, durch die Einbildung heben mögte: so nahm ich an, die Linie a —— b sollte gegen a unendlich, und unendliche Menschen dorthin gestellet seyn. Weil nun, vermöge des zugestandenen, Linie und Zahl gegen b vermehret werden können: so setze ich mich etliche 1000 Jahre, oder, so es gefällig, etliche Millionen Jahre, weiter in die Welt, und stelle mir die Linie und die darauf gestelleten Menschen, wie sie alsdann seyn werden, vor. Wenn ich nun alsdenn 1000 Geburten oder Glieder mehr rechne, als itzo gewesen sind, und die Linie folglich in b bis zu c verlängern muß: so stelle ich die beyden Linien mit ihren darauf gestellten Menschen so gegen einander über, daß der letzte Mann von den 1000 künftigen, gerade gegen mich über, dessen Vater gegen meinen Vater, der Großvater gegen meinen Großvater, und so weiter aufwerts Mann für Mann gegen einander zu stehen kommen. Frägt sich: wen werden die 1000

nimmer auf vermehrbar zu seyn, und bleibet eben darum immer endlich und zählbar. Die zu jeder künftigen Zeit Lebende geben der wirklichen Reihe so weit ihr Ende oder ihre Schranken, von welchen die Nachwelt angehet.

§ 9.

Der andere Irrthum bauet auf dem vorigen eine neue, aber eben so unrichtige, Folgerung: Was

Glieder, so hernach mehr seyn werden, bey a gegen sich über haben? Gewiß keinen, weil sie über die angenommene unendliche Zahl Menschen auf der Linie a —— b sind. Ist denn aber nicht offenbar, daß die angenommene Linie und Zahl nicht unendlich sey, sondern in a einen Anfang gehabt habe, vor welchem sich andere mehrere Menschen gedenken lassen?

Hierauf wußte man mir nichts zu antworten, ausser dieses, daß die Mathematiker, wenn dem Unendlichen etwas zuwüchse, solches für Nichts achteten. Allein, ich erwiederte, es wäre nur der Unterschied, daß mein Etwas wirklich, jenes Nichts aber ertichtet sey, und die Wahrheit von meinem Etwas nicht aufhebe. Wenn nach Jahren 1000 Glieder von Menschen wirklich mehr in der Welt werden gewesen seyn, und man wollte sie neben der itzigen Reihe aufwerts einzeln gegen einander über stellen, so wollen doch die überschiessenden 1000 Glieder bey a auch Platz haben, und lassen sich durch keine Ertichtungen aus der Welt hinaus denken. Auf die Weise könnte man sonst auch den wirklichen Raum vom Sirius bis zum gegen über stehenden Fixstern zu Nichts in der Welt machen, und selbst das Unendliche durch ein größeres Unendliches vernichten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0044
DFG

Was aufs Künftige ins Unendliche fortlaufen kann, das könne auch aufs Vergangene ins Unendliche vermehret, und also unendlich und ohne Anfang gesetzt werden. Nun will ich hiebey nicht wiederholen, was ich eben erst erwiesen habe, daß ins Unendliche vermehrbar seyn, und unendlich seyn, nicht einerley, sondern gerade entgegen gesetzte Dinge sind: und daß mithin die Reihe unserer Vorfahren dadurch nicht unendlich und ohne Anfang würde, wenn man sie gleich in Gedanken ins Unendliche vermehren wollte. Aber ich behaupte auch, daß man dieses nicht so von unsern Vorfahren, wie von unsern Nachkommen, heischen könne, daß sich ihre Reihe ins Unendliche vermehren lasse.

Der Unterschied ist ganz offenbar. Das Zukünftige ist nur möglich, aber nicht wirklich: und in möglichen Theilen stehet es mir frey, noch immer mehrere zu gedenken, und die Reihe nach Gefallen ins Unendliche zu verlängern. Aber wirkliche Theile haben ihre bestimmte Zahl, keins mehr, keins weniger: alle, die ich drüber gedenke, sind nicht wirklich gewesen, sind ertichtet und haben keine Wahrheit. Wie ich also irren würde, wenn ich unsere möglichen Nachkommen bis ins tausende Glied mit in der Reihe unserer wirklichen Vorfahren befasste: so steht es mir auch nicht frey, die Reihe derselben mit tausend, mit hunderttausend Gliedern u. s. w. ins Unendliche, nach Belieben, zu vergrößern. So viel ihrer wirklich gewe-

sen sind, so viel sind gewesen, und nicht noch tausend Glieder mehr, die annoch nur möglich sind. Ist mir ihre Zahl unbekannt, so laß sie x heissen; es ist darum doch nicht x + 1000, es ist eine in sich bestimmte Zahl wirklicher Einheiten, die sich von einer ersten Einheit anfängt, und bis auf uns fortgehet.

Wenn einer einen königlichen Schatz betrachtet: so kann er wohl annehmen, daß sich derselbe ins Unendliche vermehren lasse; das ist eine mögliche Sache. Aber die Thaler, die schon wirklich in voriger Zeit gesammlet sind, kann er nicht, in der Berechnung, nach Belieben ins Unendliche vermehren: das hiesse, den König nur in Gedanken und auf dem Papiere ins Unendliche reich machen. Es ist eine wirklich bestimmte, obgleich unbekannte, Zahl des Geldes da, kein Heller mehr oder weniger. Und wenn der Schatz nicht einen Anfang der Sammlung gehabt hätte, so würde er auch nicht ins Unendliche können vergrößert werden.

Lasset nun die alten wirklich gesammleten Thaler die wirklichen Menschen bedeuten, welche bereits zu ihren Vätern versammlet worden; und die künftig ins Unendliche einzunehmende Thaler die künftigen Menschen vorstellen: so werdet ihr sehen, der Begriff und die Sache sey wesentlich einerley. Wir dürfen mit den wirklichen Ahnen nicht nach Gefallen ins Unendliche spielen, und immer mehr gewesene Menschen in unsern Gedanken machen. Das

heißt

heißt tichten, und des Dichtens kein Ende machen wollen. Es sind lauter einzele Menschen, die vor uns gelebt haben, und ein jeder macht ein wirklich Theil der Zahl und Reihe aus, und hat gegen uns ein bestimmtes Verhältniß eines Großvaters, Urältervaters, eines Ahnen im 99, im 687 Gliede, und so weiter. Es ist demnach die ganze Anzahl und Reihe, als eine wirkliche betrachtet, auch auf alle Weise bestimmt.

§ 10.

Bey diesem offenbaren Vernunftschlusse aus einer klaren Erfahrung wollte ich meinen Beweis anfangs bewenden lassen, und die historischen Gründe, wegen der Weitläuftigkeit, ganz vorbeygehen. Allein, weil ein neuer französischer Schriftsteller der Ewigkeit des menschlichen Geschlechts aus der Geschichte einen Schein zu geben gesucht: [7] so will ich doch, so kurz

7 Le Monde, son Origine & son Antiquité. à Londres (wie der Titel lautet) 1751. 8. darin der ungenannte Verfasser, nachdem er andere ausgeschrieben, auch Vergnügen findet, sich selbst auszuschreiben; indem er im andern Theile ganze Seiten aus dem ersten, wörtlich, zugleich mit den Noten, wiederholet. So ist schon das erste Capitel des zweyten Theils ganz aus dem 1 Th. p. 155–162. Wiederum, was p. 15. bis 19. stehet, findet man 1 Th. p. 164–167. Ferner p. 21. sq. ist aus 1 Th. p. 162. sq. p. 48–52. aus 1 Th. p. 168–171. Dennoch drohet man uns schon mit einer deutschen Uebersetzung dieses Buches: vielleicht wird auch der Hr. Uebersetzer keine Zeile davon umsonst zweymal geschrieben seyn lassen.

als mir möglich seyn wird, zeigen, daß die wahre Geschichte dem Anfange des menschlichen Geschlechts nicht wiederspreche, sondern vielmehr denselben durch mancherley Umstände bestätige.

§ II.

Die Geschichte, sage ich, wiederlegt es nicht, daß die Menschen einst entstanden sind. Denn alle und jede Völker, von denen man Nachricht hat, kommen darin überein, daß ihr Geschlecht einen Ursprung gehabt habe; ob sie gleich in der Zeit, Art und Ursache des Entstehens weit von einander abgehen. Die meisten gaben sich für indigenas, terrigenas, aborigines, ἐγγενεῖς, oder αὐτόχθονας aus, [8] welches alles nichts anders

[8] Diodorus Siculus lib. I. cap. 9. p. 12. fin. οὐ μόνον Ἕλληνες, ἀλλὰ καὶ πολλοὶ τῶν βαρβάρων ἑαυτοὺς αὐτόχθονας λέγοντες. Nicht allein die Griechen, sondern auch viele der Barbaren sagen, sie wären aus der Erden entsprossen. Siehe besonders von den Egyptern, eben daselbst, cap. 10 sqq. von den Indianern, denselben lib. II. cap. 38. pag. 151. lin. 4. Pausanias lib. VIII. cap. 29. p. 661. von den Ethiopiern, den Diodorus lib. III. cap. 2. von den Scythen, denselben lib. II. c. 43. p. 155. lin. 79. von den Athenienſern, den Isocrates in Panegyrico p. 45. ed. H. Steph. und im Panathenaico p. 258. C. und den Euripides beym Plutarchus de Exilio p. 604. E. Justinus II. 6. &c. von den Arcadiern und Achivern, den Pausanias Eliac. lib. V. cap. 1. init. von den Sicaniern, den Diodorus Sic. lib. V. c. 6. p. 335. lin. 95. von den Cretern, denselben lib. V. cap. 64. p. 381.

anders sagen will, als daß ihre ersten Voräl-
tern in demselben Lande, wo sie itzt wohnten,
aus unser aller Mutter, der Erden, Schoße, ge-
bohren wären. Dieses Vorgeben schliesset zwar
einen göttlichen Werkmeister, der sie aus Leimen
gebildet, nicht aus; [9] jedoch mögte wohl eines
Theils die Unwissenheit, von ihrem undenklichen
Herkommen aus einem andern Lande und Ge-
schlechte, Ursache daran seyn, daß ein jedes Volk
sich da geschaffen und erzeugt zu seyn glaubte,
wo es wohnte. Bey den meisten aber ist wohl
ein Hochmuht Ursache solcher Ertichtung gewe-
sen, daß sie ihre Herkunft keinem Fremden woll-
ten zu danken haben, oder dessen Colonie und
Abkömmlinge heissen.

Dieser Hochmuht war nämlich der Bewe-
gungsgrund, daß sich die Völker um die
Wette alt zu machen suchten, und sich eines
göttlichen Ursprungs, und einer urkundlichen
Nachricht von vielen tausend, oder hunderttau-
send Jahren rühmten; hergegen anderer Völ-
ker Abstammung, und aller nützlichen Künste
Erfindung, von sich ableiteten. [10] Die Baby-
lonier

p. 381. von den Deutschen, Tacitus de Mor. Germ. cap. 2. & 4. von den Britanniern, Cæsar de Bello G. lib. V. cap. 12. Die Gallier wollten vom Dite Patre erzeugt seyn. Cæs. ibid. VI. cap. 18.

[9] Siehe des Tob. Pfannerus Systema Theologiæ Gentilis purioris cap. VII. § 2.

[10] Diodorus Sic. lib. I. cap. 9. fin. schreibt: περὶ δὲ τῆς τοῦ

lonier waren wohl, nach Mosis Bericht, seit der allgemeinen Wasserfluht, die allerälteſten; und von da aus war Egypten bepflanzet worden. [11] Dennoch machtens ihnen die Egypter ſtreitig, und behaupteten, daß nicht allein die erſten Menſchen, ſondern auch die Götter, bey ihnen erzeuget wären: [12] ſie hätten, wie nach Griechenland, Pontus, Arabia, Judäa, Syria, ſo auch nach Babylon, Colonien geſchickt, und dieſe letzteren in der Sternkunde unterrichtet: [13] ſie hätten alle Künſte erfunden, und die Griechen hätten alle Theologie und Weisheit von ihnen empfangen. [14] Ich weis alſo nicht, ob Herodotus ſich die Wahrheit berichten laſſen, als ob der egyptiſche König Pſammetichus ſelbſt denen Phrygiern den Vorzug des Alters zuer-

τοῦ γένους ἀρχαιότητος οὐ μόνον ἀμφισβητοῦσιν Ἕλληνες, ἀλλὰ καὶ πολλοὶ τῶν βαρβάρων, ἑαυτοὺς αὐτόχθονας λέγοντες, καὶ πρώτους τῶν ἁπάντων ἀνθρώπων εὑρετὰς γενέσθαι τῶν ἐν τῷ βίῳ χρησίμων, καὶ τὰς γενομένας παρ' αὐτοῖς πράξεις ἐκ πλείστων χρόνων ἀναγραφῆς ἠξιῶσθαι. Es ſtreiten ſich nicht allein die Griechen, ſondern auch die Barbaren, welches Volk das älteſte ſey: ein jedes ſagt, ſie ſind aus der Erden entſproſſen, und ſie wären unter allen Menſchen die erſten Erfinder nützlicher Dinge, und ihre Thaten wären von gar langen Zeiten des Aufzeichnens wehrt geachtet worden.

[11] Jacobus Perizonius in Originibus Babylonicis, cap. I. ſqq. und in Ægyptiacis cap. I.

[12] Diodorus Sic. lib. I. cap. 10. & 12. Mela I. 9.

[13] Idem, lib. I. cap. 28.

[14] Idem, lib. I. cap. 11. ſqq. item cap. 22. & 69.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0050
DFG

zuerkannt habe, nachdem er zween Knaben, ohne daß sie eine menschliche Sprache gehöret, erziehen lassen, und diese von selbst beyde Bekos! Bekos! das ist, auf Phrygisch, Brodt, geschrien. [15] Wiewohl auch die Scythen ihr Geschlecht deswegen älter hielten, als der Egypter, weil sie ein höheres Land bewohnten, das nach der allgemeinen Fluht zuerst trocken worden, da Egypten noch unterm Wasser gelegen. Und Justinus scheinet ihnen darum beyzustimmen. [16] Auch rühmten sich die Ethiopier, daß sie die ersten Menschen, und die Egypter ihre Colonie wären. [17] Kurz! ein jedes Volk wollte sich durch Alter und Ahnen, durch göttlichen Ursprung, und durch seine Erfindungen und Ausbreitung, vor andern, adeln, und kein Abkömmling anderer heissen.

Man siehet also schon aus diesem Bewegungsgrunde, daß man ihr Vorgeben für Nichts weiter, als für eine Ertichtung, zu achten habe, die von einer hochmühtigen Rangsucht erzeuget worden. Eben das erhellet auch aus der Unverschämtheit des Vorgebens selbst, da die Egypter eine Geschichte von 23000, die Babylonier von 470000, die Sineser gar von mehrentheils neun Millionen Jahren vorgegeben haben. Denn die eine Lügen kostet nicht mehr Zeit als die andere. Cicero, Diodorus Siculus, und andere

[15] Herodotus, lib. II. sect. 2.
[16] Justinus, lib. II. cap. 1.
[17] Diodorus Sic. lib. III. cap. 2. 3. p. 175. sq.

andere Alte, haben dieser handgreiflichen Aufschneiderey schon gespottet. [18] Callisthenes, der Alexandern nach Asien begleitet, hat, nach des

[18] Cicero lib. I. de Divinat. cap. 19. *Condemnemus hos* (Babylonios) *aut stultitiæ, aut vanitatis, aut imprudentiæ, qui CCCCLXX. millia annorum, ut ipsi dicunt, monumentis comprehensa continent, & mentiri judicemus, nec sæculorum reliquorum judicium, quod de ipsis futurum sit, pertimescere.* vide Eundem, lib. II. cap. 46. Diodorus Sic. lib. II. cap. 31. p. 145. lin. 57. περὶ δὲ τοῦ πλήθους τῶν ἐτῶν, ἐν οἷς φασι τὴν θεωρίαν τῶν κατὰ τὸν κόσμον πεποιῆσθαι τὸ σύστημα τῶν Χαλδαίων, οὐκ ἄν τις ῥᾳδίως πιστεύσειεν. ἐτῶν γὰρ ἐπτὰ καὶ τεσσαράκοντα μυριάδας, καὶ τριῶν ἐπὶ ταύταις χιλιάδας, εἰς τὴν Ἀλεξάνδρου διάβασιν γεγονέναι καταριθμοῦσιν, ἀφ' ὅτου τὸ παλαιὸν ἤρξαντο τῶν ἄστρων τὰς παρατηρήσεις ποιεῖσθαι. Die Menge der Jahre, seit welcher die Gesellschaft der Chaldäer vorgiebt den Himmel betrachtet zu haben, kann nicht leicht jemand glauben. Denn sie zählen von dem ersten Anfange ihrer Beobachtung der Sterne bis auf Alexanders Einfall in Asien 473000 Jahre. So sagt er auch von den Egyptern, lib. I. cap. 26. p. 30. lin. 92. οἱ ἱερεῖς τῶν Αἰγυπτίων τὸν χρόνον ἀπὸ τῆς Ἡλίου βασιλείας συλλογιζόμενοι, μέχρι τῆς Ἀλεξάνδρου διαβάσεως εἰς τὴν Ἀσίαν, φασὶν ὑπάρχειν ἐτῶν μάλιστά πως δισμυρίων καὶ τριοχιλίων. —— ἀπίστου δ' ὄντος τοῦ πλήθους τῶν ἐτῶν &c. Die egyptischen Priester geben vor, daß von der Zeit der Regierung der Sonne, bis zu Alexanders Zuge nach Asien, bey 23000 Jahre verstrichen sind. Diese Menge von Jahren aber ist unglaublich. Syncellus in Chronico p. 17. sq. & 37. edit. Paris. 1652. in Fol. urtheilet von beyden Völkern, und ihren Geschichtschreibern, dem Berosus und Manetho, nicht besser.

des Porphyrius Bericht, in der Chaldäer Büchern nicht mehr himmlische Beobachtungen, als von 1903 Jahren vor Alexandern, gefunden, welches etwa bis zu Nimrods Zeiten hinaufsteiget. [19] Und Martinus Martini schreibt von den Sinesern, daß sie selbst ihre Nachrichten vor dem Fohy für verdächtig, und zum Theil lächerlich hielten. [20] Ueberhaupt reicht keines Volkes Geschichte, die einigen Glauben verdienet, weiter, als die Geschichte Moses nach der allgemeinen Fluht: so wie auch der Griechen Nachricht die Zeiten der Semiramis und des Ninus nicht übersteiget; und die Schreibekunst, oder vielmehr das Geschichtschreiben, vielleicht kaum so alt ist. [21]

Es

[19] Perizonius in Origin. Babyl. cap. 1. p. 6. sq.

[20] Martinus Martini Decade I. Sinicæ historiæ, init. *Ante Fohyum quidem Imperatorem, constituta annalium suorum initia Sinæ ipsi pro suspectis habent, ut quæ falsa & ridicula quamplurima complectantur.*

[21] Macrobius in Somnium Scipionis, lib. II. cap. 10. *Quis facile mundum semper fuisse consentiat? cum abhinc ultra duo retro annorum millia, de excellenti rerum gestarum memoria, ne Græca quidem exstet historia? Nam supra Ninum, a quo Semiramis secundum quosdam creditur procreata, nihil præclarum in libros relatum est.* Diodorus Sic. lib. I. c. 9. p. 12. lin. 47. ἀδύνατον, τὴν ἔυρησιν τῶν γραμμάτων ὄυτως εἶναι παλαιὰν, ὥστε τοῖς πρώτοις βασιλεῦσιν ἡλικιώτιδα γενέσθαι. εἰ δέ τις καὶ τοῦτο συγχωρήσας, τό γε τῶν ἱστοριογράφων γένος παντελῶς φαίνεται νεωτὶ τῷ κοινῷ βίῳ συνεσαμένον. Es ist nicht möglich, daß die Erfin-

Es mag aber darum seyn wie es will; so erhellet doch aus allen das einmühtige Geständniß aller Völker, daß sie sich nicht für ewig gehalten, sondern einen Anfang ihres Geschlechts erkannt haben. [22] Denn die ihre ersten Vorältern ursprünglich aus der Erde herleiteten, mußten ja eine Zeit annehmen, da noch niemand von ihren Vorfahren gewesen. Die, so ihren Ursprung von den Göttern herholten, oder vielmehr nur ihre ersten Regenten und Wohlthäter vergöttert und unsterblich erklärt hatten, wie die Egypter, Babylonier, Creter, Pelasger, und viele andere thaten, dachten an keine andere, als erschaffene oder erzeugte Götter, das ist, an Menschen, die selbst entstanden wären. Die alten Perser, und mehr andere, sagten ausdrücklich, daß die Welt und die Menschen von Gott erschaffen wären. [23] Die Sineser setzen,

Erfindung der Schreibekunst so alt sey, daß sie denen ersten Regenten gleich kommen sollte. Und wenn man das auch zustünde, so erhellet doch, daß die Geschichtschreiber erst ganz neulich zum Nutzen der Menschen entstanden sind. Siehe auch Platonem de Rep. lib. III. init.

[22] Es sind bloß einige Weltweise gewesen, die, in ihrem ertichteten Lehrgebäude, Welt und Menschen ewig gemacht haben, welche Censorinus, de die natali cap. 4. erzehlet, dabey Lindenbrogii Anmerkungen zu sehen sind. Wiewohl Buddeus, in Historia Eccles. V. Test. Tom. I. p. 75. sqq. die meisten von dieser Zahl ausnimmt, und allein den Ocellus Lucanus und Aristoteles lässet.

[23] Thom. Hyde de Religione vet. Persar. p. 164. sqq.

setzen, ungeachtet ihrer langen Zeitrechnung, einen ersten Menschen, den sie Puoncuum nennen. [24] Es hat demnach kein Volk, nicht einmal mit allen Lügen, jemals Anspruch an die Ewigkeit gemacht; und die wahre Geschichte reicht nicht über den Nimrod, oder über Moses Nachrichten. Wenn man daher Moses auch nur bloß als den ältesten Geschichtschreiber ansehen will: so hat man alle Ursache, seiner Beschreibung von der Abstammung und Verbreitung der Völker völlig Glauben beyzumessen. Man siehet offenbar, daß er darin durch keine solche Ehrsucht, wie andere, getrieben worden: weil er alle andere Völker damaliger Zeit älter macht, als das seinige. Es ist aus unterschiedlichen Stellen seiner Bücher zu erkennen, daß er noch ältere Urkunden vor sich gehabt, woraus er seine Nachrichten genommen. Die Namen der Stammväter, die er angiebt, stimmen mit den Namen der Völker und Länder überein: und die heidnischen Geschichtbücher bestätigen selbst die Wahrheit der Bücher Mosis in diesem Stücke; wie der vortrefliche Bochart in seiner Geographia sacra genugsam gewiesen.

§ 12.

Man darf sich nicht wundern, daß die neuern griechischen und römischen Geschichtschreiber von den

[24] Martinus Martini in Sinicæ Historiæ Decade I. init.

den allererſten Bewohnern wüſter Landſchaften nichts erwehnen. Sie ſind zu neu und unwiſſend. Man kann aber ſolches nicht zu einem Beweiſe drehen, daß keine Hiſtorie davon Nachricht gebe; daß, was man davon ſagt, lauter Fabel ſey, und daß in jedem Lande allezeit Leute gewohnet haben. So ſchlieſſet aber der ungenannte Franzoſe. [25] Er leugnet nämlich, daß uns die Geſchichte, durch die Erwehnung der alten Colonien, lehre, die Welt ſey nach und nach allmählig bevölkert worden. Man glaubt z. E. ſagt er, [26] daß die Egypter und Phönicier Griechenland, die Griechen und Lydier Italien, die Phönicier und Celten Iberien, und ſo weiter, beſetzt haben. Laßt uns denn unterſuchen, was wir aus dem Alterthum von dieſen Colonien wiſſen: ich will aus den alten Geſchichtſchreibern zeigen, daß alle die Länder, wo ſie hingeſchickt ſind, ſchon vor ihrer Ankunft bewohnt geweſen: ich will zeigen, daß die alten Colo-

[25] Le Monde, ſon Origine & ſon Antiquité, à Londres 1751. 8. Part. I. p. 218. wo der Verfaſſer leugnet, *que l'Hiſtoire nous apprend, touchant les anciennes colonies, que le Monde ſe ſoit pleuplé ſucceſſivement & peu à peu.*

[26] *On croit, par exemple, que les Egyptiens & les Pheniciens ont peuplé la Grece; que les Grecs & les Lydiens ont peuplé l'Italie; que les Pheniciens & les Celtes ont peuplé l'Eſpagne, & ainſi des autres pays. Examinons donc ce qui nous reſte de l'Antiquité ſur les*

Colonien in nichts, von denen, so die Europäer itzt nach der neuen Welt schicken, unterschieden gewesen sind; und will daraus auf eine augenscheinliche Art darthun, daß, wenn wir nichts, als die Geschichte, zu Rahte ziehen, es schlechterdings unmöglich sey, bis auf die ersten Zeiten zu kommen, wo die Erde zum erstenmal bevölkert worden; und daß folglich alles, was davon über einen gewissen Zeitpunct gesagt wird, nichts, als ein Gedichte und leere Muhtmaßung, sey.

Er beruft sich desfalls auf Zeugnisse des Pausanias, Strabo, Dionysius Halicarnasseus, Varro, Plinius, Nepos und Justinus; übergeht aber den Moses ganz und gar mit Stillschweigen. Allein, wer aufrichtig nach den ersten Einwohnern unbewohnter Länder forscht: würde der sie bloß in solchen neueren Geschichtschreibern suchen? Die konnten ja nichts davon wissen, weil schon so viele Jahrhunderte verflossen, und so viele Züge und Veränderungen geschehen

les colonies : faisons voire que, selon les Historiens anciens, tous les pays, où elles ont été envoyées, étoient habités avant leur arrivée : montrons, que les colonies anciennes ne différoient en aucune maniere de celles, que les Européens envoyent aujourd'hui dans le nouveau Monde; & prouvons par là d'une maniere évidente, qu'à ne consulter que l'Histoire, il est absolument impossible de remonter à ces premiers tems, où la terre a commencé d'être peuplée, & que par conséquent tout ce qu'on dit sur ce sujet au delà d'un certain point, n'est que fable & conjecture frivole.

geschehen waren, daß sie nur von weniger damaligen Einwohner Abkunft aus mündlicher Sage Nachricht haben, aber von den ersten Besitzern der Länder nichts erfahren konnten. Warum übergeht aber dieser Verfasser den Moses, als den ersten Geschichtschreiber, der den ältesten Zeiten und Urkunden viel näher gewesen, und in dem Lande wohnte, welches die Pflanzschule vieler andern war?

Kann man das Billigkeit und Unparteylichkeit heissen, daß der Mann bey dieser Frage des Moses ganz nicht erwehnet, als ob er nicht in der Welt gewesen wäre, oder als wenn er keine Geschichte der ältesten Zeiten geschrieben hätte, oder, als wenn es schon ausgemacht wäre, daß dessen Zeugniß in diesem Stücke falsch und nicht einmal einer Erwehnung würdig sey? Ist es demnach vernünftig, aus der Unwissenheit und dem Stillschweigen neuerer Schriftsteller, gegen den Bericht des ältesten Geschichtschreibers, einen Beweis zu ziehen, daß dasjenige gar nicht geschehen sey, was diese nicht erwehnen, und gewußt haben? [27]

Wenn

[27] Bochart sagt in der Vorrede zu seinem Phaleg, in Vergleichung der mosaischen Nachrichten mit den heidnischen: *Neque enim aliud quidquam supereſt, unde priſcarum gentium origines exſculpamus. Nam Chaldæorum, Phœnicum & Ægyptiorum monumenta pridem conſumpſit ætas. Et Saiticus ille ſacerdos, Patenit nomine, de quo Proclus poſt Platonem in Timæo, Græcos merito aſſerebat ſemper eſſe pueros*

Wenn wir also auch zugäben, daß obgenannte Griechen und Römer, bey allen Colonien, welcher sie gedenken, schon ein bewohntes Land voraussetzen: daß Pelops die Danaer vorgefunden, Danaus den Gelanor aus Argos vertrieben, welcher vom Inachus abstammete: daß vor Cadmus in Böotien schon die Aoner, Temnicer, Leleger und Hyanther gewesen: und so weiter: so beweiset dieses doch nichts mehr, als daß die Griechen, weiter von älteren Zeiten Nachricht zu geben, nicht mehr fähig waren; es beweiset aber ihre Unwissenheit und ihr Stillschweigen im geringsten nicht, daß die Länder niemals unbewohnt gewesen. Das ist eben so unrichtig geschlossen, als wenn man im Gegentheil aus der Unwissenheit und dem Stillschweigen der Griechen, wer vor den Aonern, Temnicern u. s. w. in Böotien gewohnet, schliessen wollte: also hat niemand das Land vorher bewohnet.

Der Verfasser schliesset auch wieder die Absicht und Meynung seiner Geschichtschreiber selbst.

pueros nec unquam senes, utpote veræ vetustatis prorsus ignaros. Proinde, quoties de rebus vetustis sermonem instituunt, ad ridiculas fabulas devolvuntur: atque alii se ex quercubus aut lapidibus, alii ex fungis, alii ex cicadis, alii ex formicis, alii ex draconis dentibus se fabulantur ortos. Quis porro gentium aliarum incunabula & primordia edoceri posse se putet ab iis, qui de propria origine talia mentiuntur?

selbst. Denn, wenn sie vor denen Colonien schon Einwohner des Landes setzen, so sagen sie ja dadurch nicht, daß dieselben die ersten und ewig gewesen: oder, wenn sie auch sprechen, die und die Völker hätten das Land anfangs oder zuerst bewohnt; (initio, primi tenuerunt) so ist das allemal mit der Einschränkung zu verstehen, die Ersten, davon wir Nachricht haben. Denn daß sie vielmehr allenthalben zuerst ein unbewohntes Land voraussetzen, erhellet daraus, weil sie die ersten Einwohner jeden Landes, die keine Ankömmlinge oder Colonien waren, als terrigenas, aus der Erden erzeugte Menschen, ansahen; folglich eine Zeit annahmen, da jedes Land noch gar keine Einwohner gehabt. Tacitus sagt hergegen von den Britanniern zweifelhaft: [28] **Was vor Menschen zuerst Britannien bewohnet haben, ob es Eingebohrne oder Fremdlinge gewesen, das ist unbekannt, weil es Barbaren sind.** Er muhtmaßet aber aus ihrer Gestalt und ihren Gewohnheiten, daß es Ankömmlinge sind, und daß einige aus Germanien, andere aus Iberien, andere aus Gallien entsprossen. Er setzt also zweyerley Fälle, wie die Länder zuerst haben können besetzt werden, entweder durch Eingebohrne, oder durch Ankömmlinge. In beyden Fällen aber wird ein unbewohntes wüstes Land vorausgesetzt. So rühmten sich auch die Athenienser, daß sie allein in ganz Griechenland keine

[28] Tacitus in Vita Agricolæ, cap. 11.

ne Ankömmlinge, sondern Eingebohrne wären: [29] gaben also dadurch zu verstehen, daß alle übrige Länder Griechenlands, ausser Attica, vor der Ankunft dieser Fremdlinge keine einheimische Einwohner gehabt hätten.

Wenn gleich die späteren Colonien, deren die neueren griechischen und römischen Geschichtschreiber erwehnen, nicht alle vorhergehende Einwohner ausschliessen: so beweisen sie doch, daß die Länder durch den Zuwachs dieser neuen Einwohner (wenn nur die alten nicht gänzlich vertrieben oder getödtet sind) weit stärker bevölkert worden. So ist kein Zweifel, daß Britannien durch den Uebergang der Celten, Gallier, Iberier, und hernach, der Römer, Dänen und Angelsachsen von Zeit zu Zeit immer volkreicher geworden ist, als vorhin; welches ich bald drunten umständlicher aus den häufigen Waldungen des alten Britanniens, und aus unverwerflichen Urkunden darthun werde. Und so verhält es sich ebenfals mit den Colonien anderer Länder. Demnach beweisen doch auch die neueren Colonien allerdings, was der Verfasser nicht zustehen wollte, daß die Welt nachgerade immer mehr und mehr bevölkert worden: und das ist historischer Grund genug, den ersten wüsten Zustand des Erdbodens und den ersten Anfang des menschlichen Geschlechts daraus zu schliessen; die Geschichte aber selbst

[29] Siehe die Stellen des Isocrates, Euripides und Justinus, die ich oben pag. 26. not. 8. angeführt habe.

von der allererſten Welt können wir von ſo neuen Schreibern, als die Griechen und Römer waren, nicht erwarten, noch verlangen.

§. 13.

Ich komme alſo nun zu den Umſtänden der Geſchichte, welche den Anfang des menſchlichen Geſchlechtes beſtärken; und will nur einige wenige derſelben ausleſen, die jedem in die Augen leuchten. [30]

Zuerſt berufe ich mich darauf, daß beynahe ganz Europa vor Zeiten viele ungeheure Wälder, und ſehr wenig Städte, Flecken und Dörfer gehabt. Daraus iſt offenbar, daß es überhaupt viel unbewohnter geweſen als itzo. Denn in einer einzigen Stadt wohnen itzo oft ſo viel Menſchen beyſammen, als in einer ganzen Provinz Landleute ſeyn mögen, die des Ackerbaues und der Viehzucht warten. Was faſſet denn nicht die Menge der Städte und Flecken, womit Europa itzt an den meiſten Orten beſäet iſt, für eine unermeßliche Zahl Menſchen?

[30] Der Herr David Hume hat unlängſt, in ſeinen Political Diſcourſes, von der Menge der Menſchen bey den alten Nationen, mit vieler Beleſenheit und guter Einſicht gehandelt, von welcher Betrachtung in dem hamburgiſchen Magazin, im X. Bande, p. 451. ſqq. und p. 563. ſqq. eine Ueberſetzung zu finden iſt. Ich kann mich ſo ferne darauf beziehen, als p. 574. ſqq. gründlich bewieſen wird, daß die

schen? Wenn also die Geschichte dem größten Theile des alten Europa die vielen Städte und Flecken nimmt: so nimmt sie ihm auch diese große Anzahl der Einwohner. Aber selbst auf dem Lande können vormals wegen der Wälder lange so viel Menschen nicht gewohnt haben, als itzo; sondern es muß an den meisten Orten sehr öde und wüste gewesen seyn. Denn solche dicke und weit auslaufende Wälder, als die Historie angiebt, müssen viele hundert, ja tausend Jahre vor Menschen Friede gehabt haben, aufzuwachsen und sich zu verbreiten; und in denselben können nur wenig Leute ihre Nahrung finden. Je mehr aber die Menschen zunehmen, desto mehr müssen Bäume und wilde Thiere weichen, und das Land zum Kornbau angewandt werden. Wären also Menschen ewig: so müßte auch der Erdboden von undenklicher Zeit eben so stark, ja noch weit stärker besetzt gewesen seyn, als er itzo ist; und könnte vor 2000 Jahren nicht so wild, wüste und einsam ausgesehen haben, als ihn die Geschichte

die Zahlen, welche die Geschichtschreiber oft von einer ungeheuren Menge Menschen in den entferneten Zeiten angeben, lächerlich sind, und alle Glaubwürdigkeit verlieren. Das übrige aber, was Hr. Hume anbringt, will wohl unsere Frage nicht ausmachen. Wenigstens berühret er von denen Gründen, welche ich hier zu betrachten gebe, und die mir von großer Wichtigkeit scheinen, keinen einzigen.

darstellet; oder so wenig Menschen befasset haben, als wir von manchen Ländern lesen.

Lasset uns denn das alte Europa ein wenig durchwandern. Spanien oder Iberien ist wohl in Europa zuerst am stärksten, und zwar, nach des Varro Bericht, durch die asiatischen Iberier, Perser, Phönicier, Celten und nachmals die Carthaginenser oder Punier besetzt gewesen: [31] weil es wegen der gemäßigten Luft und guten Bodens gleichsam für ein Paradies gehalten ward, wo die elysischen Felder wären, wie Strabo aus dem Homerus zeigt. [32] Das ist aber hauptsächlich nur von der Küste an dem mittelländischem Meere zu verstehen; sonst hat es noch im Lande ziemlich wüste ausgesehen. Die Lusitanier liessen den Ackerbau liegen, und machten ein Handwerk daraus, sich einander, und die jenseit des Tagus wohnende, mit Krieg und Räubereyen zu überziehen: [33] daher des Landes innere Fruchtbarkeit nicht gebraucht ward, und wüste lag. Auch waren die übrigen Spanier innerhalb Landes, und gegen die pyrenäischen Gebirge, alle sehr kriegerisch, hart, und rauhe

[31] Das berichtet aus dem Varro der Plinius Hist. Nat. lib. III. cap. 1.

[32] Strabo Geogr. lib. III. Tom. I. p. 223. aus des Homerus Odyss. δ. 568.

[33] Strabo lib. III. pag. 231. οἱ πλείους αὐτῶν, τὴν ἀπὸ τῆς

he von Lebensart; wie die Römer oft erfahren haben. Strabo berichtet von dem Posidonius, daß er des Polybius gespottet habe, wenn er geschrieben, daß Grachus in Celtiberien drey hundert Städte erobert; und sagt, daß er, nur den Triumph des Grachus zu erheben, aus einzelen Thürmen oder Schlössern, welche man nämlich wieder die Räubereyen erbauet hatte, Städte gemacht; und so hätten auch andere Geschichtschreiber, wenn sie tausend Städte in Spanien gezählt, die Dörfer für Städte gerechnet. [34] Denn, fährt er fort, die Natur des Landes leidet nicht viel Städte, wegen des magern, dürren und rauhen Bodens: (welches Strabo auch kurz vorher als bergigt und waldigt beschrieben.) Auch fördert die Lebensart u. Gewohnheit der Einwohner (wenn man die an der Seeküste nach unten ausnimmt) dergleichen gar nicht. Denn die, so in Dörfern wohnen, sind gemeiniglich wilder Art; u. so sind die meisten Iberier. Die Städte aber selbst können die Menschen nicht leicht zahmer machen, wo noch die meisten in Wäldern wohnen, und ihre Nachbaren über-

τῆς γῆς ἀφέντες βίον, ἐν λῃστηρίοις διετέλουν καὶ πολέμῳ συνεχεῖ, πρός τε ἀλλήλους καὶ τοὺς ὁμόρους αὐτοῖς, διακαίνοντες τὸν Τάγον. —— καὶ συνέβαινε τὴν χώραν ἀμελουμένην, εἰρήνην ἄγαν τῶν ἐμφύτων ἀγαθῶν, οἰκεῖσθαι δ' ὑπὸ λῃστῶν

[34] Strabo lib. III. p. 247.

überfallen. [35] Von den vielen Wäldern Spaniens in den oberen Gegenden redet Strabo kurz vorher, und Bochart bestätiget es aus andern Schriftstellern. [36] Wie aber Spanien nach der Zeit an Einwohnern stark zugenommen, und wieder abgenommen habe, das ist eine sehr bekannte Sache.

Was Gallien betrifft; so war es gleichfalls schon, zu Cäsars Zeiten, ziemlich bevölkert; aber dennoch viel waldigter und folglich öder, als es itzo ist. Cäsar gedenket des arduennischen Waldes, als des größten in ganz Gallien, welcher von dem Ufer des Rheins, bey den Trevirern (zwischen dem Rhein und der Maaß) bis an die Nervier, das ist, bis an die Schelde, mehr als 500000 Schritte gereichet. [37] Wiederum von den Menapiern und Morinern spricht er, daß sie lauter zusammenhängende Wälder und Moräste gehabt, wohin sie

[35] Strabo lib. III. p. 247. οὔτε γὰρ ἡ τῆς χώρας φύσις πόλεων ἐπιδεκτικὴ πολλῶν ἐστι διὰ τὴν λυπρότητα, καὶ διὰ τὸν ἐκπολισμὸν, καὶ τὸ ἀνήμερον· οὔθ' οἱ βίοι καὶ αἱ πράξεις αὐτῶν (ἔξω τῶν κατὰ τὴν παραλίαν τὴν καθ' ἡμᾶς) ὑπαγορεύουσι τοιοῦτον οὐδέν. ἄγριοι γὰρ οἱ κατὰ κώμας οἰκοῦντες· τοιοῦτοι δ' οἱ πολλοὶ τῶν Ἰβήρων· αἱ δὲ πόλεις ἡμεροῦσιν οὐδ' αὐταὶ ῥᾳδίως, ὅταν πλεονάζῃ τὸ τὰς ὕλας ἐπὶ κακῷ τῶν πλησίων οἰκούντων.

[36] Strabo, p. 245. Bochart Geogr. S. p. 694.

[37] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 29. *Arduenna silva est totius*

sie geflüchtet; und daß er einige Tage herdurch, mit unglaublicher Geschwindigkeit, durch den Wald gehauen; aber daß sich diese Völker immer tiefer in den Wald gezogen, und er wegen eingefallener übelen Witterung von dem Beginnen habe abstehen müssen. [38] Dieser Wald hat folglich von dem Rhein und der Maaß bey Nimwegen bis an Calais gereichet. Damit stimmt überein, was Strabo von den Galliern überhaupt sagt, sie legten sich mehr auf den Krieg, als auf den Ackerbau. [39]

Bey der Schweiz, oder vielmehr Helvetien, dürfen wir nicht einmal auf die Beschaffenheit des Landes sehen; wir wissen die Anzahl der alten Einwohner zu Cäsars Zeiten ganz genau. Denn als sie (ihrer itzigen Neigung ganz entgegen) sich entschlossen hatten, sämmtlich, mit Weibern und Kindern, ihr Land zu verlassen, und in Gallien einen bessern Sitz zu suchen, fand

totius Galliæ maxima, atque ab ripis Rheni finibusque Trevirorum ad Nervios pertinet, millibusque amplius D in longitudinem patet. vide et lib. V. cap. 3.

[38] Cæsar lib. III. cap. 28. *quod continentes silvas ac paludes habebant, eo se suaque omnia contulerunt.* & cap. 29. *Cæsar silvas cædere instituit —— incredibili celeritate magno spatio paucis diebus confecto, —— cum ipsi densiores silvas peterent; ejusmodi tempestates sunt consecutæ, ut opus necessario intermitteretur.* vide & IV. 38.

[39] Strabo lib. IV. p. 269. μαχηλαὶ μᾶλλον ἢ γεωργοί.

fand Cäsar, nachdem er sie geschlagen hatte, in ihrem eigenen Verzeichnisse, daß ihrer in allen 263000 Köpfe ausgezogen wären. Die hatten vorhin in 12 Städten und etwa 400 Dörfern gewohnt. Nun kamen ihrer nur etwa 110000 wieder zurück, nachdem die übrigen aufgerieben waren. Helvetien aber hatte damals beynahe eben die Grenzen, wie die itzige Schweiz. [40] Welch eine geringe Anzahl Menschen waren also 263000 gegen die itzige? und wie haben sich die wenig überbliebenen seit der Zeit vermehret?

Wie Cäsar das erstemal nach Britannien überging: so landete er ohngefehr gegen Calais über, und fand sogleich, wie er ins Land einrücken wollte, die Feinde in Wäldern versteckt, woraus sie ihn anfielen. [41] Hernach zum andernmale, wie er etwas tiefer eindringen wollte, mußte er sich ebenfals durch die aus den Wäldern herausetzende Feinde durchschlagen, bis

[40] Man sehe den Cæsar de B. G. I. 29. 5. 26. 2. Die Anzahl der Helvetier, welche im hamburgischen Magazin p. 616. aus dem Hume 36000 angegeben wird, soll, nach dem Cæsar, 368000 heissen. Allein, in dieser Zahl waren die Tulinger, Latobriger, Rauracer, Bojer, die mit den Helvetiern ausgezogen waren, auch begriffen; der Helvetier allein werden nicht mehr als 263000 gerechnet.

[41] Cæsar lib. IV. cap. 32. *hostes —— noctu in silvis delituerant: tum dispersos —— subito adorti, paucis interfectis, reliquos incertis ordinibus perturbaverant.*

bis er an die Temse kam, wo er den Cassivellaunus, als Heerführer der Britannier, wiederum in unwegsamen Waldungen antraf, dahin er Menschen und Vieh versammlet, und sich drinnen verhauen hatte. [42] Das hiesse bey den Britanniern eine Stadt, wenn sie sich mit umgehauenen Bäumen, und mit einem Wall und Graben verschanzt hatten; sonst wußten sie damals von keinen Städten. [43] So beschreibt Dio die Britannier gleichfals, daß sie sich in Wäldern, Bergen und Sümpfen aufgehalten, keine Städte, Mauren, oder Ackerbau gehabt, sondern von der Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln gelebt hätten. [44]

Wie

[42] Cæsar lib. V. cap. 15. *ut nostri omnibus partibus superiores fuerint, atque eos in silvas collesque compulerint. —— at illi subito se ex silvis ejecerunt.* cap. 19. *Cassivellaunus —— itinera nostra servabat, locisque impeditis atque silvestribus sese occultabat, atque iis regionibus, quibus nos iter facturos cognoverat, pecora atque homines ex agris in silvas compellebat: & quum equitatus noster liberius —— se in agros effunderet, omnibus viis notis semitisque essedarios ex silvis emittebat.*

[43] Cæsar lib. V. cap. 21. *Cognoscit, non longe ex loco oppidum Cassivellauni abesse, silvis paludibusque munitum. —— Oppidum autem Britanni vocant, quum silvas impeditas vallo atque fossa munierunt, quo incursionis hostium vitandæ causa convenire consueverunt.*

[44] Dio Cassius p. 222. lin. 26. & 957. lin. 87. ἐς τε τὰ ἕλη καὶ ἐς τὰς ὕλας κατέφυγον. p. 1280. lin. 69. νέμοντας

Wie öde muß also Britannien damals noch gewesen seyn, da itzo dergleichen Wälder, zumal in dem unteren Theile, vergeblich gesucht werden? Ob nun gleich Britannien nach der Zeit durch die Römer, Angelsachsen und Dänen noch mehr bevölkert worden; so hat doch Matthæus Hale in seinem Buche vom ersten Anfange des menschlichen Geschlechts, aus dem Originalverzeichnisse des Königs Wilhelm I. über alle Städte, Flecken und Dörfer Engelands, gezeiget, daß sich die Anzahl der Einwohner, in den sechshundert Jahren bis auf Halens Zeit, über zwanzigmal vermehret habe, ungeachtet das Reich mittlerweile mehr innere Verwüstungen, als irgend ein anderes, ausgestanden. [45] Wenn man also bis auf die ältesten Zeiten Britanniens zurück denket; wie wüste und öde muß es nicht gegen die itzige Zeiten gewesen seyn?

Deutschland war vormals noch weit wüster. Denn, wie Cäsar schreibt, so rechneten es sich die Völker Germaniens zum größten Lobe, daß

νέμονται ὄρη ἄγρια καὶ ἄνυδρα, καὶ πεδία ἔρημα καὶ ἑλώδη, μήτε τεῖχη, μήτε πόλεις, μήτε γεωργίας ἔχοντες, ἀλλ' ἐκ τῆς νομῆς καὶ θήρας, ἀκροδρύων τέ τινων, ζῶντες. p. 1281. lin. 89. ἐν ταῖς ὕλαις τῷ τε φλοιῷ καὶ ταῖς ῥίζαις διατρέφονται. Siehe auch den Herodianus lib. III. cap. 14, 10. sqq.

[45] Matth. Hale lib. citat. Sect. II. cap. 10. p. 341. sqq. edit. Germ. ab Henrico Smettaw curatæ. Cölln an der Spree 1684. Fol.

daß sie um sich herum alles verheereten, und weit und breit mit einer Einöde umgeben waren. Das, meyneten sie, sey ein Merkmaal der Tapferkeit, wenn die Nachbaren sich vertreiben liessen, und wichen, niemand aber das Herze hätte sich neben ihnen zu setzen. [46] Auf Ackerbau hielten sie nichts, und niemand besaß einen gewissen Strich eigenen Landes; sondern die Obrigkeit, oder der Fürst, theilete jeder Familie mit ihren Verwandten, die sich zusammen gethan, jährlich, so viel Land aus, als ihm gut dünkte, und wo es ihm beliebte; im folgenden Jahre aber nöthigte er sie, wo anders hinzugehen, damit sie sich nicht an einen Ort gewöhnen, und den Ackerbau der Kriegeslust vorziehen sollten. [47] Wenn daher Cäsar über den Rhein gehet, so heist es gleich von den Sigambrern; sie hätten sich in Wälder und Einöden

[46] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 23. *Civitatibus maxima laus est, quam latissimas circum se, vastatis finibus, solitudines habere: hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere, neque quenquam prope se audere consistere.*

[47] Id. ibid. c. 29. *Minime omnes Germani agriculturæ student.* c. 22. *agriculturæ non student — neque quisquam agri modum certum aut fines proprios habet; sed magistratus ac principes, in annos singulos, gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum eis, & quo loco visum est, attribuunt agri, atque anno post alio transire cogunt — ne assidua consuetudine capti, studium belli gerendi agricultura commutent.* Siehe auch den Strabo lib. VII. T. I. p. 446.

Einöden verstecket. [48] Tacitus bekräftiget dieses: Es ist bekannt genug, sagt er, daß die deutschen Völker in keinen Städten wohnen; ja daß sie nicht einmal leiden, wenn mehrere sich bey ein ander setzen wollten. Einjeder hält sich allein und abgesondert auf, wo ihm eine Quelle, ein Feld oder Wald gefällt. [49] Er beschreibt mithin das Land als ganz scheußlich. Wer wollte sich nach Germanien begeben, wenn es nicht schon sein Vaterland wäre? da der Boden so schlecht, die Luft so rauhe, und alles unbebaut und traurig aussiehet. Das Land ist allerwärts voll fürchterlicher Wälder, oder voll heßlicher Moräste; fruchttragende Bäume aber können nicht darin fortkommen. Die Einwohner nehmen, nach dem Verhältnis ihrer Anzahl, bald diese bald jene Felder in Besitz, und wechseln damit alle Jahre ab; es bleibt aber Land über. Denn sie sind lange so arbeitsam nicht als der Boden noch fruchtbar und geräumig ist. [50] Cäsar sagt von den Deutschen, beson-

[48] Id. lib. IV. c. 18. *se in solitudinem ac silvas abdiderant.* vid. & cap. 19.

[49] Tacitus de Mor. Ger. cap. 16. *Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est: ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit.*

[50] Idem c. 2. *Quis porro — Germaniam peteret? informen terris, asperam cœlo, tristem cultu aspectuque, nisi patria sit?* cap. 5. *Terra — in universum aut silvis horrida, aut paludibus fœda — frugiferarum*

besonders denen Suevern, daß sie beständig auf der Jagd lägen; und er beschreibt die Elendthiere und Auerochsen weitläuftig, welche in dem Hercyniſchen Walde durch ganz Germanien gejagt sind; [51] da sie doch jetzt aus ganz Deutschland vertrieben worden, und sich kaum mehr im Preußiſchen in geringer Anzahl aufhalten. Der Hercyniſche Wald, welchen Plinius mit der Welt selbst zugleich gezeugt zu seyn glaubt, ging damals nach Cäsars Bericht, vom Rhein, bey den Helvetiern, Nemetern und Rauracern an. Die Breite konnte ein hurtiger Fußgänger nicht unter neun Tagen abgehen; aber es war keiner in Germanien, der sich rühmete, daß er das Ende seiner Länge erreichet hätte, wenn er schon sechzig Tage fortgewandert war, oder der jemals gehöret hätte, wo der Wald seinen Anfang nimmt. [52] Er redet von einem andern Walde Bacenis genannt,

rarum arborum impatiens. cap. 26. *Agri, pro numero cultorum, ab universis per vices occupantur — arva per annos mutant; & supereſt ager: nec enim cum ubertate & amplitudine ſoli labore contendunt.*

[51] Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 21. *Vita omnis in venationibus.* lib. IV. cap. 1. *Suevi multum ſunt in venationibus.* Uros & alces deſcribit lib. VI. cap. 26. 27. 28.

[52] Plinius H. N. lib. XVI. c. 2. *Hercyniæ ſilvæ roborum vaſtitas, intacta ævis & congenita mundo.* Cæſ. VI. 25. (*Hercyniæ ſilvæ*) *latitudo IX. dierum expedito patet — neque quisquam eſt hujus Germaniæ, qui ſe adiſſe ad initium ejus ſilvæ dicat, quum dierum iter LX proceſſerit, aut quo ex loco oriatur acceperit.*

der unendlich groß sey, tief ins Land gehe, und eine natürliche Scheidewand zwischen den Cheruscern und Sueviern abgebe, daß sie sich so leicht einander kein Leyd zufügen, oder überfallen könnten. [53] Viele andere Wälder, als der Cesische, Gabretische, Semanische, Marcianische, Lunische, hingen alle mit dem großen Hercynischen zusammen, wie Cellarius recht urtheilet; [54] so daß ganz Germanien damals bey nahe noch ein einziger großer Wald war, und die Menschen nur in den Zwischenräumen der Hölzungen einig Land besäeten, und noch Raum überliessen; nirgend angesessen waren, sondern ihren Sitz jährlich verlegten; nirgend in Flecken und Städten, sondern einzeln und zerstreuet in Horden und Hütten wohnten, und dazu alles um sich herum weit und breit verwüsteten; übrigens sich aus den Wäldern mit der Jagd nähreten. Wir werden auch drunten sehen, daß in ganz Germanien kein einziger Fruchtbaum, ausser etwa Eichen, gewesen.

Dieses sind unwiedertreibliche Beweise von der sehr geringen Anzahl Einwohner in dem alten Germa-

[53] Id. lib. VI. cap. 10. *silvam esse ibi infinitæ magnitudinis, quæ appellatur Bacenis: hanc longe introrsus pertinere, & pro nativo muro objectam, Cheruscos a Suevis, Suevosque a Cheuscis, injuriis incursionibusque prohibere.*

[54] Christoph. Cellarius Notitia Orbis antiqui Tom. I. lib. II. cap. 5. p. 461. sq.

Germanien, gegen das itzige Deutschland. Wo sind itzo die ungeheuren Wälder? wo ihre Elende und Auer-Ochsen? Statt der Bäume und des Wildes, findet man allerwärts Menschen mit zahmen Viehe. Wo ist nun eine mäßige Gegend, die irgend fruchtbar heissen kann, welche unbebauet wäre? alles ist mit Weiden, Saatfeldern, Gärten, Dörffern, Flecken und Städten, gleichsam besäet; und daher können so viel Bauern, Handwerker, Künstler, Kaufleute und Gelehrte leben, so viel Adliche, Baronen, Grafen, Fürsten, Churfürsten, Könige, eine beträchtliche Hofstatt, und zum Theil Kriegesheere unterhalten.

Wenn wir demnach die Einwohner des alten Germaniens gegen die itzigen in ein wahres Verhältniß bringen wollen: so müssen wir erstlich alle Menschen, die sich nicht mit Ackerbau und Viehzucht nähren, das ist, alle die so itzt in allen und jeden Flecken und Städten durch ganz Deutschland wohnen, abrechnen. Welche Menge gehet denn nicht ab! Wir müssen hienächst, da nun die meisten Wälder abgehauen, und zum Ackerbau und Viehzucht angewandt sind, dem vorigen Germanien kaum den zehnten Theil bebautes Land, und also auch kaum den zehnten Theil so viel Bauleute einräumen. Wie viel Millionen sind denn nicht weniger gewesen! Wir müssen endlich bedenken, da man itzt alles weit besser zu düngen und zu nutzen weis,

Moräste ausfüllet, Graben ziehet, Weiden, Koppeln, Frucht- und Krautgärten anlegt, Bienen zieht, Fischteiche hält, in den Ströhmen fischet, Wein bauet, ja das Innere der Berge mit Graben nach Vitriol, Farben-Erde, Steinbrüche, Quecksilber, Metalle und andere Mineralien nicht verschonet; daß nun von einem und demselben Striche Landes zehnmal mehr Menschen leben können, als in den vorigen Zeiten. Wie viel bleibt ihnen denn wohl übrig?

So haben sich denn die Menschen in Deutschland, in Helvetien, in Britannien, in den Niederlanden, in Frankreich, und allerwerts in Europa, ohne neuen Zuwachs aus Asien, gewaltig vermehret; derer nicht zu gedenken, welche in andere Länder ausgesandt sind; müssen sich auch nach dem Verhältnisse der Natur, das der Herr Probst Süßmilch aus unstreitigen Nachrichten gezogen hat, nohtwendig immer mehren. [55] Und

[55] Es liesse sich besonders von Italien zeigen, wie sich dessen Einwohner, seit Erbauung der Stadt Rom vermehret; da doch die Römer beständige Kriege geführet, so viele Heere in fremden Ländern gehalten, so viele Colonien, nicht allein in Europa, sondern auch in Africa und Asia angelegt haben; allein die Geschichte ist bekannt genug, daß sie einem jeden bey dieser Erinnerung von selbst ins Gedächtniß kommen kann. Ueberhaupt ist von der natürlichen Vermehrung der Menschen des Hrn. Probst Jo. Peter Süßmilchs göttliche Ordnung in denen Veränderungen des menschlichen Geschlechts, Berlin 1742. 8. p. 19. in

Und wenn einige volkreiche Länder an Einwohnern abgenommen haben, als Griechenland, Egypten, und die Küste von Africa am mittelländischen Meere: so ist nicht die Fruchtbarkeit der Menschen, sondern bloß eine harte Regierungs-Art schuld daran, daß sich die Eingebohrnen lieber wo anders hin begeben, und ein Fremder nicht Lust bekommt sich da zu setzen. [56]

Es verhält sich in dem Stücke mit den Menschen ganz anders, wie mit den übrigen Thieren. Diese sind durch ihre Nahrung und zuträgliche Wärme in eine gewisse Gegend eingeschlossen, u. die Vermehrung jeder Art wird durch ihre Natur, durch den Vorrath der Nahrung, oder durch die Witterung, oder durch Raubthiere, oder durch die Menschen, in gewissen beständigen Schranken gehalten. Der Mensch aber kann alle Luft von Nova Zembla an bis zur Linie, vertragen lernen, und sich zu aller Kost auf dem ganzen Erdboden

in der Kürze nachzusehen, daraus erhellet, daß die Vermehrung in 12 Jahren, (nur Pest ausgenommen) wie 10 zu 13 sich verhalte.

[56] Der Herr von Montesquiou scheinet diese Entvölkerung einiger wenigen vormahls blühenden Länder alleine in seiner Vorstellung gehabt zu haben, wenn er in den Lettres Persannes und dem Esprit des Loix liv. XXIII. cap. 18. sq. überhaupt urtheilet, daß itzt lange nicht so viel Menschen auf dem Erdboden seyn, als zur Zeit des Cäsars darauf gewesen. So wenig aber aus einer oder andern Stadt im Königreiche, die aus besondern Ursachen verödet,

auf

gewöhnen, und gegen alle Witterung wapnen: er vermehret sein Geschlecht, was die Frauen betrift, bey 25 bis 30 Jahre, und was das männliche anlanget, bey 40 bis 45 Jahre herdurch: er kann sich die Wüsten, Moräste, Waldungen, Gebirge wohnbar machen, und andere, wenigstens die großen Thiere, so ihm hinderlich sind, wegräumen und ausrotten. Und daß dieses in den vorigen Zeiten mehr und mehr geschehen sey, lehret die Geschichte. Allein die Waldungen und Wüsten, welche von Deutschland aus, sonderlich in dem nordöstlichen Theile von Europa und Asia, in ganz America und Africa, noch hin und wieder übrig sind, zeigen auch, daß der Erdboden noch lange nicht so bevölkert sey, als er werden kann; zu geschweigen, daß sich noch bis auf den heutigen Tag ganz unbewohnte Inseln und Länder finden, die doch an sich wohnbar wären. Hergegen finden sich in den vorigen Zeiten, nach aller glaubwürdigen Geschichte, immer weniger und weniger Menschen, immer waldigters und wüsteres Land. Und diese Betrachtung führet uns nohtwendig dahin, daß wir das menschliche Ge-

auf das ganze Königreich zu schliessen ist, daß es itzt weit weniger Einwohner als vorhin haben müsse: eben so wenig kann man auch aus einem und andern Lande den Schluß auf den ganzen Erdboden und das ganze menschliche Geschlecht machen. Die Vermehrung desselben ist in seiner Natur gegründet, und gehet über das Ganze; die Verminderung an einem und andern Orte ist zufällig, und wird an mehrern andern

Geschlecht endlich auf die allergeringste Zahl, und auf seinen ersten Ursprung und Anfang bringen müssen. Denn es ist daher nicht möglich, daß es ewig sey, weil sonst schon von undenklichen Zeiten wenigstens eben so viel Menschen hätten seyn müssen, als itzo sind; und der Erdboden eben so besetzt seyn, als wir ihn itzo finden.

§ 11.

Der andere Umstand, womit die Geschichte den Ursprung des menschlichen Geschlechtes von wenigen Vorältern bestättiget, lieget in der Verwandschaft der Sprachen, oder in derselben Abstammung aus einer gemeinschaftlichen Muttersprache.

Wenn viele Menschen, die noch von keiner Sprache wüsten, in verschiedenen Ländern zerstreuet lebten, und jeder für sich eine Sprache erfünde: so würden die Sprachen, weil sie aus lauter wilkührlichen Zeichen bestehen, nichts mit einander gemein haben. Hergegen, wenn Menschen aus einem Geschlechte sind: so werden

andern doppelt ersetzt. Es ist nichts unwahrscheinlicher und mehr wider alle Geschichte, als Lusitanien, Gallien, Helvetien, Germanien, Britannien, unter die Länder zu zehlen, welche seit Cäsars Zeiten ärmer an Einwohnern geworden wären; vielmehr erhellet aus obigen Zeugnissen, daß sie itzt, eins ins andere gerechnet, wenigstens zwanzig bis dreyzig mal mehr Einwohner, als zu denen Zeiten beherbergen.

sie auch einerley Sprache und Mund-Art führen, so lange sie nahe bey einander bleiben. So bald sie sich aber von einander trennen, so artet die Sprache durch Länge der Zeit und fremden Umgang, allmälig aus, und theilet sich in verschiedene Mund-Arten, und endlich in verschiedene Sprachen, darin einer den andern nicht mehr verstehet. Dennoch bleiben eine gute Zeit die vornehmsten Stammwörter einerley, und in der Eigenschaft der getheilten Sprachen herschet noch eine solche Aehnlichkeit, daß man ihre Abstammung von einer Mutter darin genugsam erkennen kann.

Wie nun dieses mit der Erfahrung und Geschichte übereinstimmet: so giebt auch hingegen die Abstammung der Sprachen von einer gemeinschaftlichen Mutter, ein untrieglich Kennzeichen der Abstammung der Menschen von einem gemeinschaftlichen Geschlechte und Volke; wenn nur denen Menschen keine fremde Sprache von einem siegrischen Bezwinger aufgedrungen worden. Es bekräftiget aber die Geschichte aller Zeiten, daß die großen Reiche weit später entstanden sind, als die alten Muttersprachen. Die Menschen haben anfänglich noch ihre natürliche Freyheit behauptet: die Stammväter und ältesten der Familie hatten bloß ein wilkührlich Ansehen: oder wenn sich die Menschen weiter ausbreiteten, so folgten sie des klügsten, erfahrensten und muhtigsten Rahte und Gutachten, mehr freywillig, als durch Zwang und Eyd. Mit der Zeit entstunden

stunden daraus kleine Fürsten, Könige oder Staaten: und man wird durchgehends von allen nachmahls zusammen geschmolzenen großen Reichen finden, daß sie anfänglich in gar viele kleine und abgesonderte Herschaften vertheilet gewesen sind. Wenn also in den ersten Zeiten nirgend ein großer Beherrscher vieler Länder war, so hat auch der Sieg weder die alten Muttersprachen hervorbringen; noch die Verwandschaft unter die abstammende Sprachen einführen können; sondern beides ist lediglich aus der natürlichen Abstammung und Vermehrung aus einem Geschlechte abzuleiten.

Die Menschen führen zwar itzt unzehlig verschiedene Sprachen; allein der alten Muttersprachen sind sehr wenige. Wir wollen bey denen hauptsächlich bleiben, von welchen glaubwürdige Nachricht vorhanden ist. Das Hebräische hat mit dem Cananäischen, Phönicischen, Punischen, Syrischen, Aramäischen, Samaritanischen, Chaldäischen und Arabischen eine ganz offenbare Verwandschaft. Daher niemand zweifeln kann, daß alle diese Sprachen eine gemeinschaftliche Mutter haben, und daß folglich die Völker selbst aus einem Stamme entsprossen sind, und sich nachgerade auf dem Erdboden ausgebreitet haben. Wüsten wir von andern itzt untergegangenen Sprachen Asiens mehrere Nachricht, so würden wir vermuhtlich gleiche Verwandschaft darin finden. Jedoch dürfte das alte Egyptische, Persische und Babylonische,

so

so viel man aus den Nachbleibseln schliessen kann, denen Muttersprachen nahe kommen. Die übrigen itzt üblichen aber scheinen neu und vermischt zu seyn, dadurch die alte Amstammung fast unkenntlich geworden. Das Sinesische mag gar eine gemachte Kunstsprache der Mandarinen, wenigstens nicht mehr die alte seyn: so wie vor Zeiten auch die Egyptischen Priester eine eigene heilige Sprache unter sich gehabt haben. [57]

In Europa finden wir kaum drey bis vier alte Muttersprachen, die Griechische, Lateinische, Deutsche und Wendische oder Slavonische. Unter diesen ist die Griechische eine der vornehmsten; wiewohl auch diese noch offenbare Spuhren von der Phönicischen zeiget, so wie die Geschichte giebt, daß sich die Phönicier zu verschiedenen Zeiten in Griechenland niedergelassen haben. Von den Griechen ist der unterste Theil von Italien besetzt worden, und die ganze lateinische Sprache hat ihren Ursprung vom Aeolischen und Dorischen Dialect. Dieses hat Gataker durch ein artiges Beyspiel aus dem Anfange der Bucolicorum des Virgils gewiesen, welches werth ist, daß es die, so beider Sprachen nicht ganz unkundig sind, ansehen: sie werden eine genauere und allgemeinere Verwandschaft darin finden, als sie vielleicht vermuhtet hatten. [58]

Daß

[57] Pauli Ernesti Jablonski Pantheon Aegyptiorum P. III. Prolegom. § 57. sqq.

[58] Gataker de Stilo N. T. Cap. 1. Tityre, *tu*, a Dorico

Daß auch die Griechen denen Deutschen viele Wörter geliehen, ist unleugbar; wiewohl ich nicht glaube, daß Griechisch eine rechte Mutter des Deutschen heissen könne.

Das Deutsche, Niederländische, Dänische, Englische, Schwedische, Norwegische und Isländische hat eine allgemeine Verwandschaft; gleichwie Böhmisch, Ungarisch, Siebenbürgisch, Polnisch, Litthauisch, Rußisch, Wendisch, aus dem Slavonischen entsprossen ist. Und vielleicht sind alle diese Sprachen Töchter, oder so man will, Enkelinnen des alten Celtischen und Scytischen, welches fast in ganz Europa geherrschet hat, ehe das römische Joch vielen die lateinische Sprache angedrungen; ohne daß vormals die europäische Küste am mittelländischen Meere viel Phönicisches gehabt zu haben scheinet. Es stimmet also mit der Geschichte überein, daß ganz Europa, theils zu Wasser, von den handelnden Phöniciern, theils zu Lande

eo τύ, pro σύ, *patulæ*, a πετάω pando, *recubans*, a κύπλω incurvo me, *sub*, ab ὑπὸ, ut super ab ὑπὲρ, *tegmine*, a τέγω vel στέγω, tego, *fagi*, a φῆγος, Dorice, φᾶγος. *Sylvestrem*, ab ὕλη, lylva, *tenui*, a τάνω tendo, unde tenuis, *Musam*, a μοῦσα, *meditaris*, a μελετάω, meditor, ut a sedeo, sella, *avena*, ab ἄνος, siccus, aridus. *Nos* a νῶϊ, *patriæ*, a πατρίς, scil. γῆ, *fines*, a χοῖνος, funis mensorius, agri portio, unde, finis, *nos dulcia*, a γλυκὺς, δυλκὺς, dulcis, ut γνόφος, δνόφος, tenebræ, *linquimus*, a λείπω, unde liquo, linquo, *arva*, ab ἀρῶ, aro &c.

Lande, von den streiffenden Scythen besetzt worden.

Ich wünsche dem Herrn von Popowitsch, [59] der bey Gelegenheit seiner Untersuchung vom Meere eine besondere Einsicht in die Verwandschaft und Abstammung der abendländischen Sprachen gewiesen hat, daß er einen August oder Mäcen finden mögte, der sein Bemühen reizte, ein harmonisch-deutsches, oder vielmehr abendländisches Wörterbuch zu verfertigen. Ich bin versichert, daß solches der Historie der Sprachen und des menschlichen Geschlechts ein großes Licht geben würde. Noch mehr würden wir des menschlichen Geschlechts Verwandschaft und Abstammung sehen können, wenn des gelehrten Olaus Rudbeck, des jüngern, sein Thesaurus linguarum Asiæ & Europæ harmonicus völlig zu Stande kommen wäre. Jedoch erkennet man schon aus dem kleinen Specimine dieses Thesauri, welches der Herr Wolf hinter dem zweyten Theile seiner Bibliothecæ Hebrææ wieder aufs neue drucken lassen, daß diese Verwandschaft der Sprachen und Menschen vollkommen Grund habe.

§ 15.

Der dritte Umstand in der Geschichte, welcher mit

[59] Herr Jo. Siegmund von Popowitsch hat, ohne sich zu nennen, die bekannte Untersuchung vom Meere zu Frankfurt und Leipzig 1750. 4. drucken lassen, darin

mit dem Anfange des menschlichen Geschlechts übereinstimmet, betrift die mälige Erfindung und das Wachsthum der Künste und Wissenschaften.

Der Mensch hat nicht allein von Natur, durch seine Vernunft, zu Künsten und Wissenschaften eine Fähigkeit; sondern er wird auch durch leibliche Nohtdurft, durch Verlangen nach Bequehmlichkeit, Wohlstand, Ueberfluß und allerley Lust, imgleichen durch Bewunderung der Dinge, und daher entstehende Neubegierde, und endlich durch das Vergnügen am Erkenntniß und an Wahrheiten dringlich dazu getrieben. Die Geschichte giebt auch, daß dieser Trieb in allen Zeiten bey den Menschen wirksam gewesen; daß ein jeder für sich, nach seinem Vermögen und Umständen, was nützliches zu erfinden und Wahrheiten zu entdecken getrachtet; und daß diejenigen, welche darin zu erst glücklich gewesen waren, (als Ceres und Bacchus) von ganzen Völkern geehret und vergöttert sind.

Wir können also noch in der Geschichte auf die Zeiten zurück sehen, da kaum das allernöhtigste erfunden, da wenig Künste, und dazu sehr unvolkommen ersonnen, und von den Wissenschaften kaum die ersten Anfangsgründe entdeckt waren.

in schöne Sprach-Anmerkungen vorkommen. Es erhellet unter andern aus p 336. daß ausser dem Griechischen und Latein, in Europa alles auf das Deutsche, Wendische und Slavonische ankomme.

ren. Denn vor vier tausend Jahren waren die Menschen noch in allen Stücken roh und unerfahren. Was ist in der folgenden Zeit nicht nachgerade erfunden? was haben nicht bloß in den letzten drey hundert Jahren die Künste und Wissenschaften vor ein ausnehmendes Wachsthum bekommen? Was werden unsere Nachkommen nicht ferner entdecken? Gehet man also von den neueren Zeiten in die ersten zurück, so müssen wir gestehen, daß das menschliche Geschlecht vor vier tausend Jahren noch seiner Kindheit und ersten Geburt ziemlich nahe gewesen sey; und daß man aus dem Verhältniß des zunehmenden Erkenntnisses in solchen vier tausend Jahren beynahe die Zeit rückwerts bestimmen könne, da die Menschen noch nichts gewußt, das ist, da sie erst auf die Welt gekommen waren. Wenn sie aber den Erdboden schon von einer unendlichen Zeit her bewohnt hätten, so wäre, nach ihrem natürlichen Vermögen zu Erfindungen, das Noht und Lust anfeureten, nicht möglich gewesen, daß sich ihnen die nützlichsten und unentbehrlichsten Künste eine ewige Reyhe von Jahrhunderten sollten verborgen haben; sondern es müßte alles längst erdacht gewesen seyn, was menschlicher Witz zum Nutzen und Vergnügen ersinnen kann.

Ich werde diesem algemeinen Beweise nicht unbillig hinzufügen, was besonders von der späten Verpflanzung fruchttragender Bäume nach Europa, aus der Geschichte bemerket ist. Es wäre zwar zu weitläuftig, wenn ich alle Arten

frucht-

fruchttragender Bäume einzeln durchgehen wollte; ich darf mich aber nur auf den Herrn de la Mare und dessen vortreffliches Buch de la Police, wie auch auf die Anmerkungen, welche nachher ein Gelehrter in Genf über diese Materie gemacht hat, berufen; [60] als woraus ein jeder umständlich und beglaubt erkennen wird, daß beynahe keine gute Baumfrucht in Europa zu Hause gehöret, sondern, daß sie alle bey Menschen Denken aus Asien erstlich nach Griechenland und Africa, von da nach Italien, Gallien und Spanien, am spätsten aber zu uns Deutschen gebracht sind. Dieses wird man in den angeregten Büchern, von dem Weinstock, von Oliven, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Kirschen, Pfirschen, Apricosen, Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Quitten, Kastanien, Mandeln, Nüssen ꝛc. bewiesen finden; so daß, wenn Asien seine Früchte wieder forderte, uns nicht viel anderes, als die Eicheln, überbleiben würde. Müssen wir uns denn nicht die ersten Menschen in Europa als halbe Wilden vorstellen, die sich mit Kräutern, Wurzeln, und Mastung der Wälder, beholfen haben? Ist daraus nicht offenbar zu sehen, wie spâte die Erfindung des besseren und angenehmeren zu uns gekommen? Lässet sich dabey

[60] De la Mare Traité de la Police. 1729. fol. IV. Vol. libro V. tit. XLII. Tomo IV. p. 530. sqq. Anmerkungen darüber sind aus dem Journal Helvetique 1738. Sept. p. 181. übersetzt zu finden im Hamburgischen Magazin Tom. VI. p. 500. sqq.

bey gedenken, daß Europa von Ewigkeit bebauet, und eben so stark wie itzo bevölkert gewesen? oder daß keiner in der unendlichen Zeit, weder eine schmackhaftere Frucht der Morgenländer gekostet, noch auf die Gedanken gerahten sey, dieselbe in seiner Heimat zu säen oder zu pflanzen? Kann man sich überhaupt einbilden, daß Menschen zu ihrem Wohl und Vortheil von Ewigkeit nichts, in ein Paar tausend Jahren alles sollten erfunden haben?

§ 16.

Die alten Weltweisen haben die Stärke der Folgerung, aus denen ganz neuerlich und allmälich erfundenen Künsten und Wissenschaften, gar wohl eingesehen; und zum Theil auch daher einen Anfang des menschlichen Geschlechts geschlossen. [61] Die aber mit dem Vorurtheil der Ewig-

[61] Macrobius in Somnium Scipionis lib. II. c. 10. *Quis facile mundum semper fuisse consentiat? cum & ipsa historiarum fides multarum rerum cultum emendationemque, vel inventionem ipsam, recentem esse fateatur: cumque rudes primum homines, & incuria silvestri non multum a ferarum asperitate dissimiles, meminerit vel fabuletur antiquitas; tradatque, nec hunc eis, quo nunc utimur, victum fuisse, sed glande prius & baccis altos, sero speraſſe de sulcis alimoniam — Si enim ab initio, imo ante initium, fuit mundus, ut philosophi volunt; cur per innumerabilium seriem sæculorum non fuerat cultus, quo nunc utimur, inventus? non literarum usus, quo solo memoriæ fulcitur æternitas? cur denique multarum rerum*

Ewigkeit zu sehr eingenommen waren, haben sich gegen diese unleugbare Zeugnisse der Geschichte mit einer sonderbaren Ausflucht, oder vielmehr Ertichtung, zu retten gesucht. Einige nehmen an, daß der Erdboden und das menschliche Geschlecht, zu verschiedenen Zeiten, durch Feuer, andere, daß sie bald durch Feuer, bald durch Wasser verheeret würde. Sie setzen ferner, daß das Feuer, so die Welt verbrannt hätte, dieselbe auch von neuem wieder erzeugte. Die anderen, daß das nasse Element des Wassers niemals alle Menschen auf einmal dahingerissen habe, sondern daß es allezeit einige wenige übrig gelassen, von welchen eine neue Bevölkerung des Erdbodens den Anfang genommen. Sie wollen zugleich, daß die überbliebene lauter armselige Hirten gewesen wären, die sich mit dem Vieh auf

rum experientia ad aliquas gentes recenti ætate pervenit? ut, ecce, Galli vitem, vel cultum oleæ, Roma jam adoleſcente, didicerunt, aliæ vero gentes adhuc multa neſciunt, quæ nobis inventa placuerunt. Hæc omnia videntur æternitati rerum repugnare, dum opinari nos faciunt, certo mundi principio paulatim ſingula quæque cœpiſſe.

Lucretius lib. V. v. 326.

Præterea, ſi nulla fuit genitalis origo
Terraï & cœli, ſemperque æterna fuere:
Cur ſupera bellum Thebanum, & funera Trojæ
Non alias alii quoque res cecinere poetæ? ——
Verum, ut opinor, habet novitatem ſumma, recensque
Natura'ſt mundi, neque pridem exordia cepit.

Quare

hohe Berge gerettet, aber von den Künsten und Wissenschaften der vorigen Welt nichts gewußt hätten. So könne denn, ungeachtet der Ewigkeit der Welt und der Menschen, die Erde wieder zur Wüste werden, die Künste und Wissenschaften verlohren gehn, und beides Menschen und menschliche Künste von neuen wieder hervorgebracht werden und zunehmen. [62]

Wer

Quare etiam quædam nunc artes expoliuntur. Nunc etiam augescunt: nunc addita navigiis sunt Multa &c.

Plato lib. III. de Rep. init. p. 529. πῶς γὰρ ἄν, ἔφην ἐγὼ, τάδε ὕυτω τὸν πάντα χρόνον, ὡς νῦν διακεκόσμηται, καινὸν ἀνευρίσκετό ποτε καὶ ὁτιοῦν του; ὅτι μὲν γὰρ μυριάκις μύρια ἔτη διελήλυθεν ἄρα τοὺς τότε, χίλια δ' ἀφ' ὧν γέγονεν, ἢ δὶς τοσαῦτα ἔτη, τὰ μὲν Δαιδάλῳ καταφανῆ γέγονε, τὰ δὲ Ὀρφεῖ, τὰ δὲ Παλαμήδει, τὰ δὲ περὶ μουσικὴν, Μαρσύᾳ καὶ Ὀλύμπῳ, περὶ λύραν δὲ Ἀμφίονι, τὰ δ' ἄλλα ἄλλοις πάμπολλα, ὡς ἔπος εἰπεῖν, χθὲς καὶ πρώην γεγονότα &c.

[62] Cicero in Somn. Scip. cap. 7. *Propter eluviones exustionesque terrarum, quas accidere tempore certo necesse est, non modo æternam, sed ne diuturnam quidem gloriam assequi possumus.* Ueber welche Worte Macrobius lib. II. c. 10. sich so heraus läßet: *Fit, ut manente mundo, inter exsuperantis caloris humorisque vices, terrarum cultus, cum hominum genere, sæpe intercidat, & reducta temperie rursus novetur. Nunquam tamen, seu eluvio, seu exustio, omnes terras aut omne hominum genus, vel omnino operit, vel penitus exurit. Aegypto certe, ut Plato in Timæo fatetur, nunquam nimietas humoris no-*

cuit

Wer siehet nicht, daß dieses lauter willkührliche Bedingungen sind, die weder Geschichte, noch Erfahrung, noch Vernunft vor sich haben, und doch zum Zwecke nicht einmal hinreichen? Gesetzt, die ganze Welt, oder der Erdboden, wäre dergleichen großen Veränderungen unterworfen: so würde dadurch weder die Welt, noch das menschliche Geschlecht ewig gemacht. Denn diese auf einander folgende einzele Ver-

cuit vel caloris; unde & infinita annorum millia in solis Aegyptiorum monumentis librisque releguntur. Ceteræ igitur terrarum partes, internecioni superstites, seminarium instaurando generi humano fiunt: atque ita contingit, ut non rudi mundo rudes homines & cultus inscii, cujus memoriam intercepit interitus, in terris oberrent &c. Siehe auch Lucret. V. 340. sq. Beym Plato in Timæo p. 475. init. edit. Gr. Basil. 1556. fol. sagt der egyptische Priester: πολλαὶ καὶ καλὰ πολλὰ φθοραὶ γεγόνασιν ἀνθρώπων καὶ ἔστιν ἅ πυρὶ μὲν καὶ ὕδατι μέγιστα und lib. III. de leg. init. ἆρ οὖν ἡμῖν οἱ παλαιοὶ λόγοι ἀληθείαν ἔχειν τινὰ δοκοῦσιν — τὸ πολλὰς ἀνθρώπων φθορὰς γεγονέναι καταϰλυσμοῖς τε καὶ νόσοις, καὶ ἄλλοις πολλοῖς, ἐν οἷς βραχύ τι τῶν ἀνθρώπων λείπεσθαι γένος — ὡς οἱ τότε περιφυγόντες τὴν φθορὰν, ϰρεῖττόν τινες ἂν εἶεν νομεῖς, ἐν ϰορυφαῖς που σμιϰρὰ ϰώπυρα τοῦ τῶν ἀνθρώπων γένους διασεσωσμένα — ϰαὶ δὴ τοὺς τοιούτους γε ἀνάγϰη που τῶν ἄλλων ἀπείρους ἔναι τεχνῶν, ϰαὶ τῶν ἐν τοῖς ἄστεσι πρὸς ἀλλήλους μηχανῶν &c. Von der Stoiker Exustione mundi hat Jac. Thomasius besonders gehandelt. Aristoteles aber Meteorologicorum lib. I. cap. 14. T. I. p. 770. sqq. du Vallii, redet viel von Ueberströmungen.

wüstungen würden eine zehlbare Reihe ausmachen. Aber keine Zahl ist unendlich. Die Verwüstungen würden, nach der Hypothese, wieder kommen, und also vermehret werden. Nichts aber, was sich vermehren lässet, ist unendlich. Die Anzahl der Verwüstungen würde auch nohtwendig kleiner seyn, als die Anzahl der Menschen und ihrer Geburten, die zwischen her gelebt. Es kann aber ein Unendliches nicht kleiner seyn, als das andere. [63] So liesse sich demnach durch eine endliche Zahl die Ewigkeit doch nicht erreichen und ausmessen. Die wahre Ursache des menschlichen Geschlechts wird dadurch nur ins Unendliche verschoben, und nimmer gegeben.

Wie eitel sind aber auch nicht diese Grillen, an und vor sich selbst? In welchem Gesetze der Natur ist das gegründet, was die Stoiker lehreten, daß die Welt, daß die Erde, zu gewissen verschiedenen Zeiten immer wieder verbrennen muß? oder welche Physik lehret, daß eben der zerstöhrende Brand, Thiere und Pflanzen wieder hervorbringt? Die abwechselnde Verherung des ganzen Erdbodens, durch Feuer und Wasser, ist eben so wenig natürlich; und alle Fluhten, davon die heidnische Geschichte ihnen Nachricht gab, als des Ogyges, Deúcalion, und andere, betrafen nur einen kleinen Theil des Erdbodens.

Worauf

[63] Siehe, was von unendlichen Reihen § 6—9 gesagt ist, und besonders die 3. und 6 Anmerkung.

Worauf konnten sie denn ihre Hypothese bauen?

Ich würde diese alte Erfindungen keiner Erwehnung gewürdiget haben, wenn sie nicht von neuern Weltweisen auf eine andere Art geschmückt worden wären. Diese haben die Cometen völlig zu ihren Diensten; damit können sie Welten erbauen, Welten zerstöhren. Da ruft man nur einer solchen Himmelsbombe, und läßt sie an die Sonne prellen, daß die brennende Stücken davon fliegen; und aus diesen ausgebrannten Brocken werden hernach die Planeten, und unter andern auch unsere Erde zusammen geschmolzen. Dann richtet ein anderer wieder eine solche Bombe auf die Erdkugel, und zubricht ihre äussere Schale damit; siehe! dann ist eine allgemeine Ueberschwemmung da; die Axe und der Lauf der Erdkugel werden geändert; es entstehet durch den Bruch eine unebene Fläche, und so sind Berge und Thäler geworden. Andere ziehen wohl nicht mit so gefährlichen Werkzeugen wieder die Welt und das ganze menschliche Geschlecht zu Felde; unterdessen verwüsten und verheeren sie doch einen großen Theil des Erdbodens, und seiner Einwohner, so oft es ihnen beliebt, durch Fluhten, Pest, Dürre und andere Landplagen; wenigstens bekriegen sie die Künste und Wissenschaften mit Tyranney und Barbarey, und lassen die Menschen wechselsweise wieder in Sclaverey, Unwissenheit und Wildheit der Sitten verfallen.

Nun mögte man uns vielleicht aufs künftige

mit den Cometen, oder ihrem Schwanze, in abergläubische Furcht setzen können, wenn die himmlische Bewegungen durch keine weise Vorsicht zur Ordnung und Uebereinstimmung gebracht wären. Denn in solchem Falle mögten etwa dergleichen glüende Kugeln, von einer blinden Kraft, in die weite Himmelsgegenden, ganz wild hinein geschleudert werden, und einmal diesen oder jenen treffen. Aber wir, die wir eine weise, gütige und mächtige Vorsehung glauben, erwarten billig von Weltweisen mathematische, und in den großen Bewegungsgesetzen nohtwendig gegründete Beweise, daß dieses vorhin wirklich geschehen sey, oder künftig geschehen könne und werde; ehe wir uns von unsrer Zuversicht abbringen lassen. Sind sie denn in der Theorie der Cometen so erfahren, daß sie, was damit vorgegangen ist, oder geschehen wird, rückwerts und vorwerts, wie die Sonnen- und Mondfinsternissen, berechnen können? Ich denke, sie sind noch sehr weit davon entfernet; und wenn sie ja eine allgemeine Grundlage zur Theorie der Cometen gemacht haben, so werden sie auch solche Kräfte und Regeln der Bewegung haben annehmen müssen, wodurch die bisher an allen Cometen beobachtete ordentliche, excentrische Bahn bestimmt und erkläret werden kann, nicht aber eine Zerrüttung in der Natur gestiftet wird. Ich will dieses sagen, daß dergleichen Theorie nothwendig wiedrige Kräfte erfodert, davon die eine die Näherung des Cometen

meten zu einem andern Weltkörper, besonders zu der Sonnen, sucht; die andere aber denselben zu entfernen bemühet ist; damit eine Wirbelung um einen andern Körper daraus erwachse. Auf diese Weise aber entstehet ein gewisses Verhältniß und Gleichgewichte beider wiedrigen Kräfte; und es ist vielmehr daraus zu schliessen, daß der gänzliche Zusammenstoß zweyer himmlischen Körper nimmer geschehen kann. Ich darf mich also in die neue Art, Planeten durch einen solchen Zusammenstoß zu erbauen, nicht einlassen; und es wird sich bald drunten zeigen, daß wenn auch Planeten auf solche Art entstehen könnten, dennoch der Ursprung von Thieren und Pflanzen auf denselben durchaus nicht natürlich zu erklären sey.

Wollte sich jemand auf die Mosaische allgemeine Fluht berufen: so würde ich ihn fragen, warum er denn nicht auch die göttliche Schöpfung des Menschen und der Thiere aus dem Moses annehme? oder fragen, wo Moses zu verstehen giebt, daß die Fluht natürlich durch einen Cometen verursacht sey? ob nicht vielmehr aus demselben erhelle, daß schon vor dieser Fluht, Berge, und Flüsse, welche ohne Berge nicht seyn können, gewesen; folglich, daß dieselbe nicht von der Zerbrechung der Erdrinde durch einen Cometen, bey dieser Fluht erst entstanden sind? Würde aber jemand die Geschichte von der allgemeinen Fluht selbst gelten lassen, und nur die Erklärung nach seinem Sinn natürlich machen wol-

len: so mögte ich wissen, wie er auf eine natürliche Weise alle Thiere, so verschiedener Art, von allen Gegenden des Erdbodens, nach einem sicheren Platz zusammen bringen wollte? Oder sollen sich Menschen und Vieh an jedem Orte auf die entstehende Höhen gerettet haben: so werden auch Künste und Wissenschaften mit so vielen Menschen zugleich gerettet seyn, und diese haben vor vier tausend Jahren nicht in allen Stücken so rohe und unwissend, der Erdboden nicht so wüste und unbepflanzet seyn können, wenn ihre Vorfahren ewig gewesen.

Die übrigen Unfälle u. Landplagen, als Erdbeben, Pest, Theurung u.s.w. haben keinen Einfluß in das Allgemeine, und können das ganze menschliche Geschlecht nicht wieder in eine völlige Unwissenheit versenken, noch den ganzen Erdboden in eine Wüste verwandeln. Was aber die einreissende Barbarey betrift: so will ich aufrichtig gestehen, wenn Länder, da einmal Künste und Wissenschaften blüheten, dergleichen Persien, Chaldäa, Griechenland und Italien vor Zeiten gewesen sind, unter ein hartes geist- oder weltliches Joch verfallen, oder mit Heerzügen barbarischer Völker überschwemmt werden, daß solches die Künste und Wissenschaften sehr zurück setzen könne; zumahl, wenn es bey dem Anfange geschähe, ehe sie sich weit ausgebreitet hätten. Allein, eben der Fall, wenn sich Künste und Wissenschaften nur noch bey wenigen aufhalten, wäre ein Zeichen, daß sie sowohl, als das menschli-

che

che Geschlecht damahls ihrem Anfange noch sehr nahe gewesen seyn müssen. Denn wenn das menschliche Geschlecht ewig wäre: so würden auch die Künste und Wissenschaften so hoch gestiegen seyn, und sich so weit ausgebreitet haben, daß sie weder gänzlich auszurotten stünden, noch allerwerts verscheucht werden könnten. Was nun die vorigen Zeiten betrift: so müssen wir ja gestehen, daß die Künste, und sonderlich die Wissenschaften, damals noch, gegen itzige Beschaffenheit, gering gewesen sind, und daß sie zu einer und derselben Zeit nicht mehr als etwa zwey Länder und Völker menschlich gemacht hatten. Wie nun dieses für sich einen Beweis giebt, daß auch die Menschen damals noch so lange nicht auf dem Erdboden gewohnet hatten; so wäre wohl eben so sehr nicht zu bewundern gewesen, wenn die Menschen durch Schicksale des Krieges alle gute Erfindungen nach gerade wieder verlohren hätten. Dennoch aber sind die Künste und Wissenschaften nur gewandert, und von den Morgenländern nach Europa, von da wieder nach den Arabern, von da abermals nach Europa gezogen. Ja wie der zunehmende Aberglaube, der gefährlichste Feind alles Verstandes und Witzes, unter dem Scheine der Religion, allen übrigen Saamen des guten Erkenntnisses und Geschmacks auszurotten drohete: so hat sich derselbe doch noch in allen Jahrhunderten, hie und da, in verborgenen Winkeln erhalten. Nun er aber wieder zum völligen Durchbruch gekommen,

und

und bey den meisten Völkern von Europa vest gewurzelt hat: so ist nicht mehr möglich, daß die Menschen durchgehends, wieder so rohe und unwissend werden können, als sie vor vier tausend Jahren gewesen sind, noch daß sie ihren vorigen Zustand gänzlich vergessen, und also die Spuren ihres Ursprungs verlieren sollten.

Die zweyte Abhandelung.

Daß Menschen und Thiere ihren Ursprung nicht von der Welt oder der Natur haben.

§ 1.

Die Folgerungen, welche wir in der vorigen Abhandelung aus dem Tode aller unsrer Vorältern, und aus der Geschichte des Erdbodens, der Sprachen und der Künste gezogen haben, sind so natürlich und überzeugend; daß es fast eben so ungereimt seyn würde, wenn die Menschen ihr ganzes Geschlecht für ewig hielten, als wenn einzele Menschen sich träumen liessen, daß sie allezeit auf der Welt gewesen wären; da sie sich doch ihrer verstorbenen Aeltern, und ihrer eigenen Kindheit und Wachsthums erinnern könnten. In der That sind auch sehr wenige unter denen, welche Welt und Natur ewig machen, die sich dabey getrauten, eine gleiche Ewigkeit

keit von dem menschlichen Geschlechte zu bejahen. Die allermeisten stehen zu, die Menschen hätten einen Anfang gehabt, und hätten sich nachmals erst durch die ordentliche Zeugung fortgepflanzet. Allein, da sie dennoch ihren Abgott, die Welt und Natur, gerne auf den obersten Trohn setzen wollen: wie werden sie doch den ersten Ursprung des menschlichen Geschlechts aus den Kräften der Welt ableiten, und verständlich erklären? Die Kraft der Zeugung, wissen wir, ist bey uns und allen übrigen Thieren natürlich. Allein, welche natürliche Kraft bringt die ersten Menschen, die ersten Thiere in jeder Art hervor?

Sie helfen sich mit Ertichtungen. Sie bilden sich ein, die Sonne habe durch ihre Wärme den Schlam des Erdbodens belebet, und dadurch vielleicht zuerst allerley ungestalte Mißgeburten von Thieren hervorgebracht, welche nicht hätten bestehen, noch sich fortpflanzen können; bis endlich, nach vielen ungestalten Fehlgeburten, aus solchem ungefährlichen Zusammenfluß einer gährenden Materie, eine ordentliche Bildung, bald dieses, bald jenes Thieres, von beiderley Geschlechtern, sodann auch einmal der Mensch, entstanden wäre, welche sich beym Leben erhalten und vermehren können. [1]

Man

[1] Daß Epicurus und Lucretius so gelehret haben, ist ganz bekannt. Siehe Lucret. V. 420. sqq. V. 781. sqq. 819. 835. Aber wer wird auch nicht wissen, daß de la Mettrie in seinem Systeme d'Epicure dieses

Man muß von diesen Weltweisen nicht erwarten, daß sie sich in das Wesen und die Eigenschaften der irdischen Materie, des Wassers, der Sonnen, der Wärme, oder in die Kräfte dieser Dinge, und in die Gesetze der Bewegung, oder auch in den Bau der thierischen Körper und deren Erzeugung, tief einlassen werden; um uns dieses Entstehen der Thiere begreiflich zu machen. Sie würden die Natur nicht zum Abgott gemacht haben, wenn sie ihre Regeln gekannt hätten. Man höret nur Dichter reden, denen es leicht wird, alles zu verwandeln und zu schaffen. Ihre Welt ist ein Schlaraffenland, darin sich alles ohne Grund und Mühe, als in einem Traume, erzeuget. Die Erde, unser aller fruchtbare Mutter, durfte nur von der Sonnen geschwängert werden; so gab sie aus ihrem Schooße eine Geburt nach der andern hervor. Die verborgene Natur ist dabey bald eine verständige, milde, gütige, kräftige Schöpferinn, die aller Dinge Urstof und Saamen bildet, entwickelt, nähret und erhält: bald muß sie sich wieder als blind, unverständig, neidisch, ohnmächtig und veraltet meistern lassen. Eine eigentlichere und genauere Erklärung dieser Meynung bin ich nicht im Stande zu geben.

§ 2.

Wenn wir noch in den Zeiten der Finsterniß lebten,

dieses verfallene Lehrgebäude unglücklicher Weise wieder aufzurichten gesucht habe?

lebten, so mögten wir vielleicht hierin Licht zu sehen glauben. Allein das weis ich nicht, wie heutiges Tages Menschen sich getrauen können, mit solchen willkührlichen Ertichtungen, die aus grober Unwissenheit der Natur, und aus mancherley Wiederspruch und Irrthümern zusammen gesetzet sind, vor dem Richterstuhl ihrer eigenen Vernunft zu bestehen. Selbst die Alten sind kaum zu entschuldigen, daß sie aus falschen Erfahrungen so unrichtig geschlossen, und ihre Vorfahren für terrigenas, αὐτόχθονας, das ist, von der Erden erzeugt, gehalten. [2] Sie hatten etwa gesehen, daß nach der Ueberschwemmung des Nils, sich in dem nachgebliebenen Schlamme allerley Insecten, Ungeziefer, Frösche, Kröten, Schlangen, Eydexen, und dergleichen finden liessen. Da waren sie alsobald mit dem Schlusse fertig, daß diese Thiere, durch die Sonnenwärme aus dem Schlamme gebrütet wären; und gingen denn mit ihren Folgerungen auch zu den größeren Thieren, und selbst zu dem Menschen, daß auch dieselben einst hie und da in einem feisten Erdreiche von der Sonnen mögten erzeuget seyn.

Wir wissen wenigstens in neueren Zeiten, daß die Erfahrung, worauf jene sich gründeten, gänzlich falsch, und durch übereilte Schlüsse erschlichen sey. Wir haben durch die genausten und sichersten Beobachtungen und Versuche der besten

[2] Siehe die 1. Abhandlung, 8 Anmerkung. p. 26.

besten Naturkündiger, von allen Thieren und Insecten, die nur irgend so groß sind, daß sie sich deutlich betrachten lassen, wahrgenommen, daß kein lebendiges Thier von selbst, aus fauler gährender Materie erwachse. Der faule Käse ist so wenig die Mutter der Maden, als die Erde der Menschen. Die beständige Ordnung der Natur, vom kleinsten bis zum größten, ist, daß alles, was Leben hat, von seines gleichen erzeuget werde. Und bey den allermeisten Gattungen geschiehet solches durch Vermischung der Aeltern von zweyerley Geschlechte. Die Schmeißfliegen, Mücken, Schlupfwespen, Schmetterlinge, Flöhe, Kefer, und wie sie weiter heissen, gatten sich sowohl, als größere Thiere, und schieben ihre Eyer da hinein, wo die Brut ihre Nahrung bereit findet. Kein Käse, Fleisch, Frucht, Blad, Holz, oder andere Materie, wenn jedes nur für das Geschmeisse bewahret werden kann, wird das geringste lebendige Thier aus sich hervorbringen.

Wenn auch die Natur gleich von dem Vollkommenern, stuffenweise zu den Pflanzen herunter steiget; daß es Thierchen giebt, die Zwitter sind, und sich selbst begatten können, wie die Schnecken, oder da als aus einer Mutterpflanze, andere Thiere ihres gleichen hervorwachsen, wie bey den Polypen und Madreporen geschieht: so weis man doch, daß auch in dem Pflanzenreiche, eine Art von Befruchtung der weiblichen Pflanze durch den Saamen der männlichen, statt finde;

wenig-

wenigstens, daß überhaupt keine einzige Pflanze anders, als aus einem solchen Saamen und Knospen erwachse, worin schon der Entwurf von jeder Pflanze, nach ihrer Art, gebildet und eingewickelt liegt. Wenn demnach nicht schon eine Pflanze, ein Polypus, ein Thier, als wirklich gesetzt wird, welches das erste sey, und welches diese Knospen und diesen Saamen hervorbringt und nähret: so ist, natürlicher Weise, an keine Erzeugung von irgend einer Pflanze oder einem Thiere, oder deren Fortpflanzung, zu gedenken.

§ 3.

Ich sollte nicht meynen, daß jemand gegen diese ganz ausgemachte Wahrheit einen Einwurf von denjenigen unglaublich kleinen Thierchen nehmen könnte, welche Hartsoeker und Leeuwenhoek in dem Saamen vieler Thiere, andere im Eßig und Pfefferwasser, u. s. w. Buffon und Needham auch in vielen andern gallerthaftigen Säften von gekochtem und gebratenem Fleische, und von Pflanzen, insonderheit vom brandigen Korne, durch starke Vergrößerungsgläser gesehen haben; wiewohl Herr Buffon dieselbe nicht sowohl für Thiere, als für lebendige Theile eines Thieres hält, welche durch ein inneres Model organisiret worden.

Wenn man gleich alle diese Erfahrungen, so wie sie angegeben werden, als ungezweifelt zustehet; so heben sie doch die Gewißheit der beständigen Ordnung der Natur in allen übrigen Thieren, welche diesen Namen eigentlich verdie-

nen, nicht auf. Denn hier kann man nicht betrogen werden. Die Thiere sind so groß, daß man den künstlichen Bau ihres Körpers, die Werkzeuge des Lebens, der Sinne, Bewegung, Zeugung, und die Art ihrer Fortpflanzung mit bloßen Augen klar und deutlich beobachten kann. Und so verhält es sich auch mit den Pflanzen, deren Erzeugung aus Saamen, Zwiebeln, Wurzeln, oder Knospen anderer Mutterpflanzen, ganz offenbar dargethan ist. Wir haben dabey Vernunft und Erfahrung vor uns, daß die Natur sich selbst zu allen Zeiten ähnlich sey, und anders, als sie einmal handelt, nicht handeln könne; folglich auch nimmer eine Zeit gewesen sey, da diese Thiere und Pflanzen zuerst auf eine andere Weise, nemlich durch Gährung einer verfaulten Materie, hervorkommen wären. Wenn also der Natur gleich das Vermögen gegeben wäre, die niedrigste, einfachste und kleinste Art der Lebendigen, welche fast nur aus einem Gallert bestehen, ohne Vorältern, unmittelbar aus roher Materie zu bilden; so folgte doch daraus im geringsten nicht, daß die unendlich weise Zusammenfügung so vieler tausend organischen Körper, aus einem ganz ungeschickten Klumpen, jemals durch ihre blinden Kräfte hätte bewirkt werden können; zumal da wir wissen, daß deren Bildung, nach der Ordnung der Natur, allezeit organisirte Körper der Aeltern voraus setzet. Die Natur kann wohl die einfachen Salze, Krystalle, Steine, Metalle,

talle, ohne Urbild zusammen fügen; aber wenn wir in den Steinen einen genauen Abdruck bekannter Thiere, Fische und Pflanzen, mit allen Theilen und Werkzeugen finden, so glaubt doch kein vernünftiger Mensch, daß dieses ein Spielwerk der Natur sey, und daß die bloße versteinernde Kraft solche Abrisse ohne Urbild hervorbringe. Dennoch stellen diese nur die äusserliche Form solcher organischen Körper vor Augen. Wie vielweniger ist die Natur fähig, das innerste dieser künstlichen Maschinen, so zu reden, aus eigenem Gehirne zu erfinden, und ohne Model auszuarbeiten?

Der Herr von Haller hat demnach, in der Vorrede zum zweyten Theile der deutschen Uebersetzung von Büffons Historie der Natur, ganz richtig geurtheilet, und erwiesen, daß die Religion für diese Erfahrungen auf alle Weise in guter Sicherheit sey. Und man muß dem Herrn Needham selbst die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er dieses eingesehen und erinnert hat. Er erkennet, daß seine Thierchen nur eine ganz einfache Zusammensetzung haben, welche leicht ohne vorhergehende Bereitung eines Saamens in einem organischen Körper, durch das bloße Ausdehnen und Zusammenziehen der kleinsten Theile entstehen, vergehen, und wieder erneuert werden könnten; und daß sie nur im weitläuftigen Verstande Lebendige, und Thiere zu nennen wären; weil sie den Pflanzen und Maschinen näher kämen. Man hat also vernünftiger Wei-

se nicht zu fürchten, sagt er, p. 248. sqq. daß mein Lehrgebäude zu einer Erzeugung der Thiere aus roher Materie führe. Die Bildung des Saamens setzet nohtwendig einen organischen Leib, oder, in manchen Arten eine gewisse Bärmutter, voraus; und dieses in einer Reihe der Voráltern, die bis zum Ursprunge der ganzen sichtbaren Welt, und derer Geschöpfe, die unmittelbar aus Gottes Hand gekommen sind, hinaufsteiget. Ich sage unmittelbar: denn eine unendliche Reihe solcher erzeugten Dinge würde nichts anders seyn, als eine unendliche Zahl von Wirkungen, ohne eine erste Ursache; eine Kette, deren Schwere mit der unendlichen Zahl ihrer Glieder nur unendlich zunehmen würde, ohne daß eine Kraft wäre, welche sie halten könnte; welches in der That nichts, als unendliche Ungereimtheit giebt. Es wäre eben so gedacht, als wenn einer eine unermeßliche Reihe blinder Menschen gerades Weges, und ohne sich zu verirren, hinter einander gehen sähe; und wenn er ihren sehenden Führer mit Augen nicht erreichen könnte, sich die Reihe unendlich vorstellete; gleich als ob ihnen der Mangel des Gesichts dadurch ersetzt würde, daß man die Blindheit ins Unendliche vermehret.

§ 4.

Wenn aber gleich die angegebene Beobachtungen, von den microscopischen Thierlein, hier ohne

ohne Nachtheil der Religion, als wahr eingeräumet werden könnten; so muß ich doch so viel davon sagen, daß sie noch weit davon entfernet sind, klare Erfahrungen zu heissen, darauf ein neues Lehrgebäude von der Erzeugung dieser Thierchen, oder von der natürlichen Fortpflanzung der eigentlichen Thiere, durch Saamen, aufzurichten wäre. Es sind noch zweyerley große Zweifel übrig zu heben: eines Theils, wenn es wirkliche Thierlein sind, ob sie nicht auch, wie die größeren Thiere, ebenfals aus einem Saamen oder aus Eyern, die von einer unsichtbaren lebendigen Mutter hineingelegt worden, erzeugt sind? andern Theils aber, ob man selbst darin genug gegründet ist, daß man diese bewegte Körperchen für wahre lebendige Thierlein hält?

Es ist billig, daß ich die Ursache dieser Zweifel sage, zumal da sie denen, welche für solche Beobachtungen eingenommen sind, bey so vieler genauen Naturforscher Zeugniß, unerheblich scheinen mögten.

Wir befinden uns hier in einer ganz anderen unsichtbaren Welt, darin wir nur mit geliehenen Augen sehen. Es werden uns da, mit dem Needhamschen Vergrößerungsglase, bewegte Körperchen in einer dunkelen Figur von kleinen Schlangen, Eyerchen, Kügelchen, mit und ohne hinter sich geschleppten Fäden, vorgestellet, die in der That 160000 mal kleiner sind, als sie dadurch lassen; und der Herr Büffon

hat selbst erkannt, daß man bey solchen Beobachtungen sehr viele Behutsamkeit brauche, um nicht betrogen zu werden. Er hat selbst dem scharfsichtigen Leeuwenhoek, der doch seine Saamenthierlein bey funfzig Jahre herdurch, mit den besten Vergrößerungsgläsern betrachtet hat, mit großer Wahrscheinlichkeit gewiesen, daß er sich dennoch betrogen, und für Thiere gehalten habe, was in der That keine sind: bloß weil er zu früh ein Lehrgebäude von der Erzeugung der Thiere aus solchen Saamenthierlein, in seinen Gedanken aufgerichtet, und in solcher Absicht vieles geschlossen hätte, was er nicht gesehen. [3] Herr Büffon und Herr Needham haben ein anderes Lehrgebäude von der Erzeugung der Thiere an dessen Stelle gesetzt: könnte dieses nicht auch bey ihnen wirksam gewesen seyn? Herr Needham giebt das, was er mit Hrn. Büffon zugleich gesehen, für wahre Thiere aus; Hr. Büffon nur für organisirte und belebte Theile eines Thiers, aus deren Zusammenfügung erst nachmals ein Thier entstünde: sollte man nicht denken, keiner hätte klar gesehen, was er erzehlet, sondern ein jeder hätte nach seinem Lehrgebäude gemuhtmasset?

Gesetzt, die Merkmaale des Lebens wären in den mikroscopischen Körperchen klar und untrieglich: so dürfte doch noch mehr Behutsamkeit,

[3] Siehe Herrn Buffon allgemeine Historie der Natur, des I. Theils II. Band 7. und 8. Capitel.

keit, als bisher, erfodert werden, ehe man vollends sicher seyn kann, daß weder vorher Saamen oder Thierlein in der Materie gewesen, noch nachmals hinein getragen worden. Denn wo es so unsichtbare kleine Thierlein in der Natur giebt, als sie gesehen haben wollen, so können dieselben auch eben so unsichtbare kleine Mütter haben, und noch aus weit unerkenntlichern Eyerchen entstehen; und da ist nicht so leicht möglich gewiß zu wissen, ob dergleichen nicht schon vorher in der beobachteten Materie waren, oder ob sie nicht durch die gemeinen Stepsel durchgedrungen sind. Das Pflanzenreich berechtiget uns, daß wir alle mögliche Schärfe des Beweises hierin fordern müssen. Hielte man nicht auch vor Zeiten den Schimmel vor etwas, das die Natur täglich aus Nichts bildete? Und doch wissen wir nun besser, daß es kleine Pflänzlein von sehr verschiedener Art sind, deren Saamen so fein ist, daß er auch durch Kork, Holz und Schweinsblasen in die Gefässe dringen, und in der darin verwahrten Materie Wurzel schlagen kann.

Ich habe zuverläßige Nachricht, daß der Herr Musschenbroek, dessen ungemeine Vorsicht und Uebung im Beobachten und Versuchen meiner Anpreisung nicht bedarf, die Büffonischen und Needhamischen Versuche schon zwey Jahre herdurch, mit ganz anderem Erfolge wiederholet. Er hat eben dergleichen Materie aus dem Pflanzen- und Thierreiche ge-

nommen, und sie in ein gläsern Gefäß gethan, aber siedend Wasser darauf geschüttet, damit, wenn ja ein Thierlein oder Saame in der Materie wäre, solche durch die Hitze getödtet würden. Darnach hat er die Oefnung mit einem gläsernen Stepsel zugemacht, und die Höhlung um denselben mit Wachs wohl verstrichen, damit ja kein unsichtbares Thierlein oder Saamen durchdringen könnte. Es ist darauf zwar eine Fäulung in der Materie erfolgt, aber er mag sie nachher frühe oder spät, auch den achten, neunten, zehnten oder zwanzigsten Tag mit einem Vergrößerungsglase betrachtet haben, so hat sich nichts einem lebendigen Thierlein ähnliches darin gefunden. Er hat aber dabey auch die Behutsamkeit gebraucht, daß er aus dem Glase, welches er einmal geöfnet, keine weitere Materie zur Beobachtung genommen, sondern das übrige weggeschüttet. Wenn also kein siedend Wasser dazu gegossen wird, oder nur Kork oder Schweinsblasen zur Bedeckung gebraucht wird: so bleibt die Möglichkeit übrig, daß unsichtbare kleine Thierlein, oder Saamen, entweder in der Materie gewesen, oder durch den Stepsel nicht genugsam abgehalten worden: wie denn auch der Verfasser der Briefe an einen Amerikaner muhtmaßlich hierauf gefallen ist. Kann es uns nun verdacht werden, daß wir bey der angegebenen Erzeugung der microscopischen Thierchen noch einen Zweifel übrig behalten, da wir einen so berühmten

rühmten Naturforscher, als Herr Musschenbroek ist, zum Vorgänger haben?

§ 5.

Allein ich mögte auch wünschen, daß Herr Büffon und Needham bey den meisten Erscheinungen überzeuglicher dargethan hätten, daß die bewegten Theile, welche sie gesehen, wirkliche lebendige Körper oder Thierlein gewesen. Es ist ein klebrichter Saft aus Thieren oder Pflanzen, darauf sie Wasser giessen; und alsdenn nehmen sie nach einiger Zeit wahr, daß sich darinn Theilchen in Gestalt von kleinen Aalen, Eyern, Perlenschnüren und abgerissenen Kügelchen, bald mit, bald ohne nachgeschleppten Faden, entweder unordentlich bewegen, oder aus dem Gewebe der zähen Materie, Heerweise, als die Schaafe, in Reihen, von einem Ende des Tropfens zum andern ziehen. Sie haben uns die Abbildung davon in Kupfer vorgelegt, und es ist kein Zweifel, daß sie derselben alle Deutlichkeit beygelegt, welche ihnen das Vergrößerungsglaß gezeiget hat. Wären sie nun so ausdrücklich, als wie Herrn Leeuwenhoeks seine Sammenthiere, welche den jungen Laichfröschen mit einem Schwanze sehr ähnlich sind: so mögte man noch sagen, daß sie die Gestalt eines Thierchens hätten, weil doch wenigstens gleichsam ein Rumpf oder Schwanz zu unterscheiden war. Allein der Herr Büffon behauptet, daß Herr Leeuwenhoek die Dinge nicht nach der Wahrheit gezeichnet, und daß es

kein eigentlicher Schwanz sey, der zu den Dingerchen selbst gehöret, sondern nur ein zufälliger dünner Faden, der ihnen noch nachschleppe, und den die meisten abwürfen. Er hingegen zeichnet uns, nebst Hrn. Needham, mehrentheils blosse Umrisse von kleinen Zirkeln, oder Eyerfiguren, welche als durchsichtige, zuweilen auch als undurchsichtig und dunkel gefärbte Bläschen beschrieben werden. Darin ist weder Mund noch Augen, weder Kopf noch Schwanz, weder Rumpf noch Füße, mit einem Worte, nichts, was einen organisirten Körper anzeigt, und ihn von jedwedem andern unterscheidet, sondern allein der Umkreis einer leblosen Figur zu erkennen. Dieses ist allerdings ein Beweis von der beyden Männer ihrer Aufrichtigkeit. Allein so ist denn auch in der Gestalt dieser Theilchen gar nichts, woraus ein organischer Körper oder lebendiges Thierchen zu urtheilen wäre, keine Verschiedenheit der Theile, keine Ordnung, keine Bildung, sondern es muß bloß aus ihrer Bewegung geschlossen werden. Diese Bewegung besteht denn einmal in einem Zusammenziehen; da ein Faden zäher Materie knotich wird, und eine Perlenschnur oder Paternoster vorstellet: zweytens, in einem Schwanken, (oscillatione) da ein solcher Faden, oder auch ein Paar Zusammenhängende, wie Saiten hin und her schwanken: drittens in einem Trennen; da sich die Kügelchen von dem Faden oder dem Paternoster abreissen, und

wenn

wenn sie noch anfangs ein Stück des Fadens hinter sich anschleppen, dasselbe auch endlich abwerfen: viertens, in einer einmühtigen Bewegung vieler solcher abgetrennten Kügelchen oder Eyer, in ordentlichen Reihen hinter einander, von einem Ende des Tropfens bis zum andern: fünftens, in einem verschiedenen Drehen um die Axe, und Wenden von einer Seite zur andern, im Fortgange und Schwermen der Theilchen durch einander, dabey eins das andere zu vermeiden scheinet.

Hier, sage ich, mögte ich wünschen, daß uns ein klärer Merkmaal des Lebens und willkührlichen Regens gegeben wäre, als diese Bewegung. Denn bisher scheinet alles aus leblosen Bewegungskräften einer zähen, elastischen und reizbaren Materie, die in einem stets flüßigen und beweglichen Wasser zerlassen wird, und schwimmet, verständlich zu seyn. Die erste Wirkung, welche das eindringende flüßigere Wasser auf die klebrichte Materie äussert, ist, daß es dieselbe in mancherley Fäden und Aeste zertheilet. Wenn nun das Wasser mit gleicher Gewalt an viele mittlere Theile dieser Fäden zugleich anschlägt, so verursachet es in dem Faden ein Schwanken, wie in Saiten, die eine Spannkraft haben. Wenn es aber hin und wieder in die Theile der zähen Fäden eindringt, so zieht sich das übrige zusammen, und es entstehen Perlenschnüre daraus, die endlich in kleine Kügelchen zerreissen, und nach Maasse ihrer

Kleb-

Klebrichkeit entweder noch an einem Fädchen hängen, oder denselben mitschleppen, oder auch rein von einander getrennet werden. Wenn das Wasser alsobald in die ersten kleinen Theile eines ganzen Klumpens zäher Materie eindringet, so löst sich eine Lage nach der andern gleich in Kügelchen auf; und die ausdehnende Kraft des schwellenden Klumpens zäher Materie schiebt nach; daher denn ganze Reihen Kügelchen entstehen, die sich einmühtig nach einer Seite hin bewegen. Wenn endlich eine unordentliche Bewegung und Wirbel im Wasser entstehet, so lauffen auch die Kügelchen verschiedentlich um ihre Axen, oder eins durchs andere, und haben das Ansehen einer willkührlichen Bewegung.

Gleichwie aber die ersten Bewegungen nicht zur Bildung eines organischen Körpers, sondern zur Auflösung der vorhandenen Theilchen gerichtet sind: so mögte man auch die letzteren aus dem Anstoß einer stets flüßigen Materie an reitzbare Theilchen erklären. Man mögte, ausser diesem, auch noch vielleicht viele Gründe, die Herr Büffon gegen Leeuwenhoek brauchet, ihm selbst entgegen stellen. Denn dieselben Gründe, womit er beweiset, daß die bewegten Theile keine Thierchen sind, scheinen auch zu beweisen, daß es keine belebte und organisirte Theile der Thiere seyn können. Insonderheit ist zu merken, was Herr Büffon beobachtet hat, daß die Bewegung der Theilchen,

so

so lange sie währet, ohne Zwischenruhe in einem fortgehet, und nachher auf einmal gänzlich aufhöret; da doch lebendige Dinge, die eine eigenthümliche und willkührliche Bewegung haben, zwischenher ruhen, und zuweilen die Bewegung erneuern würden. Aber es ist mein Vorsatz nicht, weder die Hrnn. Büffon und Needham zu wiederlegen, noch mich für eine oder andere der gegenseitigen Meynungen von diesen microscopischen Thierlein zu erklären. Ich habe nur zeigen wollen, warum mir die Beobachtungen noch bey weiten keine so klare Erfahrungen zu seyn scheinen, daß man ein Lehrgebäude von der Bildung und Erzeugung der Thiere überhaupt darauf bauen könnte; vielweniger daß sie die erste Erzeugung aller organisch gebildeten Thiere erklären sollten.

§ 6.

Es ist also wenigstens von allen organisch gebildeten Thieren in der That und Erfahrung grundfalsch, daß jemals aus faulender roher Materie, durch Gährung, ein organischer Körper, und ein lebendiges Thier entstanden wäre; oder daß ein Vermögen und eine Kraft zu solcher Erzeugung, in der ganzen Welt und deren Natur zu finden sey. Wenn die Natur solches jemals fähig und bemüht gewesen wäre zu thun, und wirklich gethan hätte: so würden wir auch noch itzt, hie und da, im fetten Schlamm, an der Sonnenhitze, halb oder ganz gebildete, gestaltete oder ungestaltete, neue und unbekannte,

oder

oder alte und bekannte Thiere antreffen. Denn die Natur ist sich selbst allezeit ähnlich, und von gleichen Kräften, Lauf und Ordnung. Es ist dieselbe Erde, davon sich nicht das geringste Stäubchen entfernet hat; und sie wird von eben der Sonne, mit gleicher Wärme, in einerley Abwechselung beschienen, wie vorhin. Wenn also ihre Natur eine solche Zeugung der Thiere mit sich brächte: so müßte sie auch noch geschehen. Hergegen können wir sicher schliessen: wenn ihre Natur dergleichen Zeugung itzt nirgend wirket oder leidet, so hat sie es auch zu keiner Zeit gethan. Wo ist aber das Land, der Morast, der Schlamm, wo auch nur Mißgeburten von Menschen, Elephanten, Cameelen, oder von Pegasen, Sphyngen und Hippocentauren, ja wo kleinere Thiere und Insecten aus dem Koht gebrütet würden? Keiner wird heutiges Tages so ausverschämt, oder so dumm seyn, daß er dergleichen, zumal von größeren Thieren, als wirklich gesehen, vorgeben sollte. Demnach kann es auch nimmer in der Welt durch die Natur geschehen seyn.

Was bleibt denn noch weiter für eine Ausflucht über? Keine, als diese, welche, zu aller vernünftigen Leute Erstaunen, ein neuer Demetrius aus dem rohen Alterthume wieder entlehnet, und aus seiner Feder fliessen lassen: Die Natur sey nunmehr alt, sie habe an Kräften abgenommen, sie habe einmal aufgehört zu gebä-

gebähren. [4] Wie? ist denn der darinn liegende Wiederspruch nicht offenbar? Die Welt, die Natur, soll das erste selbständige, nohtwendige, ewige Wesen seyn: und doch soll sie veränderlich seyn, abnehmen, ihre Kraft verlieren, unvollkommen werden? Dieses letztere hebt das erstere auf. Ein Ding, das sich verändert, kann nicht nohtwendig, das abnimmt und aufhört, nicht ewig, und vermöge beides, nicht selbständig seyn. Und wie kann man sich in dem ewigen eine Jugend, und ein Alter gedenken? Es kommt noch dazu, daß diese Ausflucht selbst wieder alle Erfahrung ist: indem keine körperliche Kraft in der ganzen Natur, so weit menschliche Nachricht in die vorige Zeiten reicht, im geringsten abgenommen; sondern alles sich itzo in derselben Art und Stärke regt und fortpflanzet, wie sonst geschehen ist. Wenn auch dieses möglich wäre: so würde die Welt von ewigen Jahrhunderten her, längst in

[4] De la Mettrie Systeme d'Epicure § 10. *Mais la Terre n'est plus le berceau de l'Humanité! on ne la voit point produire d'Hommes! Ne lui reprochons point sa sterilité actuelle; elle a fait sa portée de ce coté là. Une vieille Poule ne pond plus: une vieille femme ne fait plus d'enfans.* Lucretius II. 1150.

Jamque adeo affecta est ætas, effœtaque tellus.
Vix animalia parva creat, quæ cuncta creavit
Sæcla, deditque ferarum ingentia corpora partu.

V. 824.

Sed quia finem aliquam pariendi debet habere,
Destitit, ut mulier spatio defessa vetusto &c.

in ein wüstes Chaos, oder in einen trägen Klumpen verfallen seyn.

§ 7.

Es ist aber noch eine andere Ungereimtheit in dieser Meynung, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Man hat nicht genug, der Natur voriger Welt, wieder alle Erfahrung und Vernunft, eine itzt veraltete Zeugungskraft anzutichten; sondern eben dieselbe Zeugungskraft soll auch ohne Regeln der Ordnung, blindlings, und auf ein Ohngefehr gewirket haben. Eine bloße Bewegungskraft, die ohne Leben, ohne Verstand und Absicht handelt, die in ihrer wesentlichen Beschaffenheit keinen Grund der Ordnung und Uebereinstimmung eines thierischen Körpers enthält, soll erst, durch eine wüste Gährung, millionenmal unnütze, ungestalte Mißgeburten erzeuget haben, bis es einmal durch einen ohngefährlichen Zusammenfluß der Umstände gelungen, daß ein gesundes, wohlgebildetes Thier herausgekommen: welcher Fall, wie sie meynen, unter so vielen unnützen Verbindungen, die der ohngefährliche Zufall enthält, doch auch eine Möglichkeit habe, und in so vielen tausend Jahren auch einmal zur Wirklichkeit habe kommen können. [5]

Die Leute müssen ja wohl durchaus, alle dem, was Verstand ist und heisset, gram seyn, weil sie lieber alles wüste und wilde in der Welt, als eine verständige Kraft, leiden können, und auch

[5] Lucretius V. 835. sqq.

auch das ordentlichste lieber aus der Unordnung, als aus Absichten erklären. [6] Die mehresten der Alten waren doch in dem Stücke klüger, daß sie noch einen Verstand, der sich durch die ganze Natur erstrecket, (Mentem per rerum naturam intentam) zuliessen. Auch die, welche eine Seele der Welt gesetzet, die ihren Körper in vielerley Gestalten verändere und bilde, scheinen doch alle Wege erträglicher zu seyn. Warum aber soll die erste Kraft fühl- und leblos, unverständig, blind, und ohne Regeln der Ordnung seyn? da doch lebendige, empfindende und verständige Geschöpfe, die mit einem künstlich gebauten Leibe begabt sind, ja, da alle Ordnung und Uebereinstimmung in der ganzen Welt, von

[6] De la Mettrie Systeme d'Epicure § 4. *Comment prendre la Nature sur le fait? Elle ne s'y est jamais prise elle-même. Denuée de connoissance & de sentiment, elle fait de la soye, comme le Bourgeois-Gentilhomme fait de la Prose, sans le savoir: aussi aveugle, lorsqu'elle donne la vie; qu'innocente lorsqu'elle la détruit.* § 18 *La Nature n'a pas plus songé à faire l'oeil pour voir, que l'eau pour servir de miroir à la simple Bergére.* § 19 *N'y a-t-il pas eu un Peintre, qui ne pouvant représenter à son gré un cheval écumant, réussit admirablement, fit la plus belle écume en jettant de dépit son pinceau sur la toile? le hazard va souvent plus loin que la prudence.* § 24. *Un arrangement fortuit donnant les mêmes privileges qu'un arrangement fait exprès avec toute l'industrie possible, a valu à cette commune mère un honneur que meritent les seules loix du mouvement, &c.*

von ihr erzeuget, auch bis itzo noch erhalten worden?

§ 8.

Es haben sich vernünftige Männer Mühe gegeben, die Ungereimtheit solcher ohngefährlichen Erzeugung der thierischen oder auch größeren Weltkörper aus dem wilden Zusammenlaufe der Urstoffen, auf mathematische Weise zu berechnen; davon der Schluß etwa dieser ist, daß der eine Fall einer ordentlichen Zusammenfügung, der durch das Ohngefähr möglich seyn soll, gegen die Vielheit der unordentlichen Zusammenfügungen, sich wie ein unendlich kleiner Theil (pars infinitesima) gegen eine unendlich große Zahl verhalte, und daher als gar nichts zu achten sey. [7] Und dieses ist so ferne zureichend, den Unverstand zu zeigen, wenn einer dennoch lieber einen blinden Zufall, als Weisheit und Absicht, zur Ursache der Ordnung annimmt; da jenes unendlich weniger möglich ist, als dieses. Es beweiset vollkommen, daß wir, die wir Weisheit und Absichten zur Ursache der Ordnung angeben, nur um ein einziges unendlich kleines Theilchen, (partem infinitesimam) von der allergrößten Gewißheit, daß dieses wahr, und das Gegentheil falsch sey, entfernet sind.

Wir setzen nämlich als bekannt voraus, daß in

[7] Siehe Herrn Samuel Hollmanns überzeugenden Vortrag von Gott und der Schrift. C. I. Sect. III §4. p. 106. sq.

in einem thierischen Körper Millionen Theile, verschiedener Art, zu solcher Uebereinstimmung gebracht sind, welche aller Menschen Erfindung, Witz, Verstand und Weisheit unendlich weit übersteiget, wenn sie auch die Absicht gehabt hätten, einen thierischen Körper zu entwerfen und zu bilden. Daß es nun höchst ungereimt sey, diese Uebereinstimmung in einer solchen Menge von Theilen aus einem ohngefährlichen Zufall abzuleiten, das mag uns ein bekanntes Gedichte des Virgils, Aeneis genannt, erklären. Es ist zwar viel zu wenig, wenn wir die Buchstaben in Virgils Aeneis, mit der Menge der körperlichen Theile eines Thieres, und den Verstand, den ein virgilisches Gedichte zu verfertigen erfodert, mit der Weisheit, welche zur Bildung eines thierischen Körpers gehöret, in Vergleichung stellen. Unterdessen mag vors erste eins in die Stelle des andern treten, und wir wollen eine Weile zustehen, daß durch ein Ohngefähr, in beyden Fällen, unter unendlich vielen verkehrten Verbindungen der Buchstaben und Theile, doch auch eine übereinstimmende möglich wäre. Würde es nicht dennoch höchst ungereimt seyn, wenn einer gefragt würde, wie das virgilische Gedichte entstanden wäre, daß er lieber einen ohngefährlichen Wurf der Buchstaben, als einen Verstand, zur Ursache annähme. Ich dächte, man würde denjenigen, der das sagte, für unsinnig halten, weil der einzige mögliche Fall in dem Ohngefähr,

gegen so unendlich viele unmögliche, von keinem vernünftigen Menschen in Betrachtung zu ziehen, vielweniger der anderen offenbaren, und beynahe einzig nohtwendigen Ursache vorzuziehen wäre.

Man rechnet, daß 24 Buchstaben über tausend Quinquillionen mal versetzt werden können. Da nun die Aeneis ohngefehr 363780 Buchstaben in sich befasset, so sind darinn die möglichen Versetzungen, gegen die Versetzungen von 24 Buchstaben, fast für unendlich, und die einzige unter denselben, welche sich wirklich in der virgilischen Aeneis befindet, als eine pars infinitesima, oder unendlich kleiner Theil der unendlich vielen möglichen Verbindungen zu halten. Wenn man nun einen Schriftkasten nähme, darinn eben dieselben, und eben so viel Buchstaben als in der Aeneis vorkommen, enthalten wären: man schüttete aber diese Buchstaben in einen Sack durch einander, und griffe sie blindlings nach einander heraus: so wäre der einzige Fall, da die virgilische Ordnung von ohngefähr durchaus getroffen werden sollte, gegen die unendlich vielen, da es unmöglich wäre, gar nicht in Betrachtung zu ziehen. Was ist aber die Zahl von 363780 Buchstaben gegen die Vielheit der Theile im thierischen Körper, und noch vielmehr gegen die Vielheit der Theile in der ganzen Welt? Wie viel unendlicher ist demnach ihre mögliche Versetzung? Wie viel unmöglicher, folglich, daß

ein

ein Ohngefähr die einzige übereinstimmende Ordnung hervorbringen sollte?

§ 9.

Allein ich halte, daß man schon zu viel einräumet, ob sollte jemals eine Uebereinstimmung in dem Mannigfaltigen durch ein Ohngefähr möglich seyn. Denn, wenn möglich so viel heissen soll, als was wirklich werden kann: so gehöret zweyerley Möglichkeit dazu, daß etwas wirklich werde; nicht allein eine innere, sondern auch eine äussere. Die innere Möglichkeit, daß nämlich etwas dem Wesen eines Dinges nicht wiederspricht, ist alleine nicht genug, daß es wirklich werde; sondern es muß auch eine äussere hinzukommen, die den völligen Grund der Wirklichkeit in sich halte.

Ich will es durch das Beyspiel der virgilischen Aeneis erklären. Wenn in einem Schriftkasten nicht allein 363780 Buchstaben wären, sondern auch ein jeder Buchstab des Alphabets so vielmal, als er in des Virgils Aeneis vorkommt: so hätte es, vermöge der Buchstaben, eine innere Möglichkeit, daß dieses virgilische Gedicht ganz damit gesetzet werden, und gesetzet stehen bleiben könnte. Die äussere Möglichkeit aber müßte auch hinzu kommen, nämlich ein verständiger Setzer, der das Vermögen und den Willen hätte, solches zu verrichten: wozu denn, ausser vielen andern Umständen, auch gehörte, daß er keine Fehler im

Setzen machte, oder, so er welche gemacht, dieselbe alsobald verbesserte.

Wenn hergegen entweder die innere oder die äussere Möglichkeit, oder gar alle beyde zugleich fehlen: so kann ich die Sache nicht möglich, sondern ich muß sie unmöglich nennen, in so ferne sie nicht zur Wirklichkeit kommen kann. Wenn also, nach dem gegebenen Beyspiele, in dem Schriftkasten, ganze Buchstaben fehlten, oder von manchen zu wenig, von andern zu viel wären, oder statt der Buchstaben viele Ziffern, Noten, Calenderzeichen, oder sonst etwas im Kasten läge: so hätte es keine innere Möglichkeit, die Aeneis damit auf solche Art zu setzen. Oder, wenn zwar die Buchstaben ihre Richtigkeit hätten; es fehlte aber am Setzer, oder dessen Vermögen, oder dessen Willen, oder an allen diesen: so wird keine äussere Möglichkeit da seyn; die Buchstaben werden nicht von selbst aus dem Kasten kommen, und sich in die Ordnung dahin stellen.

Deuten wir dieses auf den gegebenen Fall: so sieht man wohl, daß sich derselbe in zwo Fragen entwickelt: einmal, ob es in Betrachtung des Schlamms eine innere Möglichkeit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zweytens, ob es in Betrachtung der Sonnenwärme, und der dazu kommenden ohngefährlichen Gährung, eine äussere Möglichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem Schlamme entstehe? Ich behaupte aber, daß keins von beyden,

weder

weder innere noch äussere Möglichkeit, da sey, daß jemals aus einem Schlamme oder fauler Materie durch Wärme und Gährung ein Thier erwachse.

§ 10.

Was die innere Möglichkeit betrift: so müßte alles, was zum Thiere gehört, nicht allein das körperliche, sondern auch, was wir zu seiner Seele rechnen, im Schlamme enthalten seyn. Sollen also Fleisch, Knochen, Knorbel, Sehnen, Häute, Nägel, Haare, Federn, Blut, Galle und andere Säfte, aus einer Materie entstehen: so müssen die verschiedenen Bestandtheile derselben schon alle in der Materie vorhanden seyn; sonst werden sie auch nimmer können heraus gebracht werden. Nun enthält ja ein Schlamm und eine Erde nicht alle Bestandtheile eines thierischen Körpers, so wie er auch denen Thieren, die daraus erwachsen seyn sollen, zur Nahrung untauglich ist.

Dazu sind die wenigen Theilchen, so etwa für thierische Körper darinn stecken, durch mehrere undienliche von einander getrennet, und an sich in keinem geschickten Verhältniß; von dem einen zu viel, von dem andern zu wenig, von manchem gar nichts. Es ist ein Schriftkasten, worinn die meisten Buchstaben gar fehlen, andere im Ueberfluß, andere zu sparsam sind, viele fremde Zeichen mit unterlaufen. Gleichwie daraus die virgilische Aeneis zu setzen unmöglich ist; so ist auch aus dem Schlamme, natürli-

cher Weise, einen thierischen Körper heraus zu bringen, unmöglich. Und wo stecken vollends in solchem Brey die Seelen, das Leben, die Empfindungs- und Vorstellungskräfte, die eingepflanzten Künste und Fertigkeiten der Thiere? das Gedächtniß, der Witz und Verstand, die Einbildungskraft und die Vernunft und Freyheit der Menschen?

§ 11.

Die äussere Möglichkeit einer solchen Erzeugung ist eben so wenig in der Natur vorhanden. Denn wenn wir nach dem vorigen bedenken, daß die Bestandtheile eines thierischen Körpers, die etwa im Schlamme oder in fauler Materie stecken können, theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüßig und zu viel, theils mit ganz fremden vermischt, theils in gänzlicher Unordnung sind: so ist ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend sey, Theile des thierischen Körpers, die in dem Schlamme fehlen, von hundert entlegenen Orten in gemessenem Verhältniß hinein zu tragen; oder die überflüßigen und fremden, welche die irdischen und schwersten sind, hinaus zu schaffen; oder auch die dienlichsten Theile in Ordnung und in die gehörige Stelle und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorstellung, und andere höhere Kräfte, oder gar Künste und Fertigkeiten, einzuprägen.

Niemand wird sich ja so gröblich irren, daß er

er sich auf die Ausbrütung der Eyer durch bloße Sonnen- oder Ofenwärme beriefe. Denn dadurch würde voraus gesetzt, als ob das Ey nur einen wüsten Klumpen roher Materie in sich hielte, und man würde so schliessen: wenn die bloße Wärme aus Eyern einen Vogel, oder eine Schlange oder Schildkröte bildete, so könne die Sonnenwärme auch aus einer andern rohen Materie wohl die übrigen Thiere gebildet haben. Allein das ist weit gefehlt. Ein jeder weis, daß das Weisse nebst dem Dotter schon alles in sich begreife, was zu dem Thiere und dessen Nahrung gehöret, daß nichts überflüßiges und unnützes darunter sey, und daß jedes schon solche Ordnung und Lage habe, wie der ganze Bau des Körpers, nach allen verschiedenen, auch den kleinsten Theilen, und nach der künstlichen Stellung, welche es in einem solchen Raume haben muß, erfodert. Wenn denn eine gemäßigte Wärme den Funken des Lebens in dem Hauptpunkte (puncto saliente) rege gemacht: so kommt alles in Bewegung, das zarte Urbild gedeyet nachgerade zu einer Vestigkeit, und das Flüßige verdunstet. Schüttelt man hingegen das Ey vorher, und bringt dadurch die Theile in Unordnung: so kann keine Wärme mehr aus eben den Theilen etwas Lebendiges herausbringen. Aber in dem Schlamme verhält es sich ganz anders, als in einem schon gebildeten Eye. Da sind viele Theile nicht, welche da seyn sollten; andere sind

da, welche nicht da seyn sollten; alles aber ist in der größten Unordnung.

Es sind also drey Verrichtungen, welche die Sonnenwärme in einem Mischmasch grober Theile zu leisten hätte. Sie müßte das fehlende herbey, das Ueberflüßige wegschaffen, und dann alles in die gehörige Ordnung so vieler tausend thierischen Bildungen bringen. Wie wollte aber die Sonne das Fehlende aus hundert entferneten Orten nach einem ziehen, da sie allenthalben gleich scheinet? Aber gesetzt, wir wollten ihre Verrichtungen vermindern, und annehmen, daß zuweilen alles, was zum thierischen Körper gehöret, in einer Materie vorhanden seyn könnte, und daß nur das Unnütze weggeschafft, und das übrige in Ordnung gebracht werden dürfte. Kann sie denn dieses beydes ausrichten? Das, was weggeschafft werden müßte, würde hauptsächlich die irdischen Theile betreffen: und die sind eben die schwersten, würden also bey einer Gährung vielmehr die letzten seyn, welche nachblieben. Wenn sich aber der Fall irgend gedenken liesse: so müßte es bey dem verfaulten Grase, Heu, Früchten, Wurzeln, Holze und anderen Dingen seyn, woraus gewisse Thiere ihre ganze Nahrung ziehen, und also alle ihre Bestandtheile unterhalten und vermehren. So wird ja wohl einmal aus vermoderten Blättern eine Raupe, aus verfaultem Holze ein Holzwurm, aus vermulschten Nüssen ein Eichhorn, aus überschwemmten Grase und Heu

ein

ein Lamm, ein Kalb, ein Reh, oder wenigstens Milch, Butter und Käse geworden seyn, oder werden können, wenn die Sonne fein warm darauf scheinet? Diese Einbildungen sind aber zu lächerlich, als daß sie einer ernsthaften Untersuchung oder Beantwortung wehrt wären.

§ 12.

Ich will es endlich aufs äusserste nehmen, und einen ganz einfachen Fall setzen, der zwar nicht ist, noch seyn kann, der aber doch wohl eben derjenige ist, welchen man sich gegenseitig allein vorstellet, ohne die obangeregten Umstände zu bedenken. Ich setze also: es soll nicht allein alles Nöhtige zum thierischen Körper an einem Orte beysammen, sondern auch nichts überflüßig seyn; die bloße Ordnung soll nur fehlen. Nun will ich einem alle blinde Bewegungskräfte in der Welt, Wärme, Gährung, Schwere, Ausdehnung, Schütteln, Rütteln, was man will einräumen, daß man denen das Geschäfte auftrage, daraus einen ordentlichen Bau eines thierischen Körpers zusammen zu fügen. Ich will einem so viel Millionen vergeblicher Versuche zu gute halten, als er verlangt. Dennoch, sage ich, können diese blinde Bewegungskräfte die Ordnung eines organischen Baues nicht ein einzigmal von ohngefähr treffen. Der Beweis steckt kurz darinn: weil der Zufall sich allemal nach Regeln richtet, welche

der

der Regel der Ordnung schnur stracks wiedersprechen.

Ich will es deutlich machen. In dem Mannigfaltigen haben beydes, die unordentlichen Verbindungen, und die ordentlichen, eine innere Möglichkeit; wie aus dem Schriftkasten mit denen Buchstaben der Aeneis zu begreifen ist. Aber gleichwie nur eine Linie zwischen zweyen Puncten gerade, hingegen unzählige krumme seyn können: so ist auch die ordentliche und übereinstimmende Verbindung im Mannigfaltigen nur einzig; hingegen sind der unordentlichen Verbindungen unzählige. Die unordentlichen sind sich alle darinn ähnlich, daß sie von der Uebereinstimmung abweichen; die ordentliche hingegen ist von allen übrigen darinn unterschieden, daß sie eine Uebereinstimmung in allen und jeden Theilen beobachtet. Nun hat beydes, Ordnung und Unordnung, Uebereinstimmung und Abweichung von der Uebereinstimmung, seinen besondern Grund, Ursache und Regel. Da aber die Ordnung oder Uebereinstimmung einzig ist, und sich von allen unzählbaren unordentlichen Verbindungen unterscheidet: so muß auch die Regel, wonach sich die Ordnung richtet, und woraus sie entstehet, einzig seyn, und sich von allen Regeln, welche den Grund einer Unordnung in sich halten, unterscheiden. Jene muß von nichts als Uebereinstimmung Grund in sich halten; und daher kann keine Uebereinstimmung durch Regeln entstehen, welche

che den Grund einer Nicht-Uebereinstimmung in sich halten. So wie nur das einzige gerade Linial die Regel einer geraden Linie seyn kann: aber kein einziges von allen unzählbaren krummen Linialen, von ohngefähr, die Regel einer geraden Linie zu werden vermag. Der Zufall, oder das Ohngefähr richtet sich nach Regeln, welche alle darinn ähnlich sind, daß sie einen Grund der Unordnung oder Abweichung von der Uebereinstimmung in sich halten: Die Absicht aber ist es allein, welche die Regel der Ordnung und Uebereinstimmung in allen Stücken giebt. Folglich kann der Zufall nimmer eine Ordnung oder Uebereinstimmung des Mannigfaltigen gebären; sondern dieser einzige Fall aus allen möglichen Verbindungen hat seine besondere von allem Zufall unterschiedene Regel, welchen die Absicht giebt.

Wer das Beyspiel von dem Schriftkasten hiebey wiederholen will, der kann sich die Sache bald lebhafter vorstellen. In denen 363780 Buchstaben der virgilischen Aeneis, stecken unzählige mögliche Verbindungen; aber eine einzige unter allen möglichen stimmet nur mit des Virgils Aeneis überein. Die Regel, woraus diese einzige einstimmige Verbindung entspringt, kann keine von denen seyn, welche den Grund der Unordnung und Abweichung in sich halten; sondern sie fliesset allein aus der Regel und Absicht, die Buchstaben in der Ordnung und Abtheilung zu setzen, wie sie die Wör-

ter

ter und Verse der virgilischen Aeneis nach einander ausdrucken. Hingegen alle zufällige oder ohngefährliche Verbindungen richten sich nach Regeln, welche einen Grund der Unordnung und Nicht-Uebereinstimmung in sich halten. Eine Regel kann uns statt aller gelten: Alle Buchstaben unter einander in einen Sack werfen, und fleißig umschütteln, dann blindlings hinein greifen, und bey jedem Griffe den Buchstab heraus nehmen, welcher zum ersten unter die Finger kommt; er mag mit denen vorhergehenden oder folgenden können ausgesprochen werden, oder nicht; er mag mit andern ein übliches und bedeutendes Wort, oder einen leeren Ton geben; er mag ein lateinisches, oder fremdes Wort, zuwege bringen; das Wort mag mit andern einen Verstand und Zusammenhang haben, oder ungereimt seyn; es mag der Prosodie gemäß oder zuwieder seyn; es mag mit dem Zwecke übereinstimmen, oder dem entgegen lauffen; Virgil mag es gedacht haben, oder nicht. Da nun diese Regel der zufälligen Verbindung den Grund der Unordnung und Nicht-Uebereinstimmung in sich hält; und derjenigen, woraus die Uebereinstimmung entstehen kann, gänzlich widerspricht: so kann sie nimmer diejenige seyn, welche eine übereinstimmende Ordnung erzeuget. Und wenn eine ganze Armee viele Jahre mit blinden Griffen in den Schriftsack zubrächte: so bin ich daher veste versichert, daß alle solche Griffe in aller der Zeit

fehl

fehl schlagen müssen, und keine einzige Reihe derselben, nur den ersten verständlichen Satz der virgilischen Aeneis ununterbrochen herausbringē wird.

So unmöglich nun, als dieses ist: so unmöglich ist es auch, daß durch eine blinde Bewegungskraft in der Natur, ein lebendig Thier, auch nur ein Floh, ja nur ein Fuß vom Floh, hervor gebracht werde. Die kleinsten Thiere haben eben einen so vollkommenen Körper, als die großen, und bestehen aus eben so mannigfaltigen Theilen, deren keines umsonst ist, sondern jedes sich zu jedem, und alle endlich zu einer gewissen Art des Lebens schicken. Wenn wir diese Art des Lebens, dazu ein jedes Thier in seinem Geschlechte bestimmt ist, als die Absicht annehmen, so giebt dieselbe eine Regel, welche den Grund der Uebereinstimmung in den mannigfaltigen Theilen des Thieres in sich fasset. Hergegen mögen wir nach Belieben eine oder mehrere blinde Kräfte der Bewegung in der Natur nehmen, Schwere, Ausdehnung, Wärme, Gährung, und wie sie sonst Namen haben: so richten sie sich alle nach Regeln, welche der Uebereinstimmung der mannigfaltigen Theile nohtwendig so lange zuwieder lauffen müssen, als sie dem Zufall, oder ohngefährlichen Zusammenlaufe überlassen sind, und von keinem Verstande nach einer Absicht geleitet werden.

§ 13.

Es erkennen auch wohl die meisten heutiges Tages, daß sie mit dem ohngefährlichen Zusammenfluß

menfluß einer rohen Materie nicht fortkommen werden, da derselbe so offenbar gegen alle Erfahrung und Vernunft streitet. Sie haben aber noch eine feinere und künstlichere Erfindung, welche ich noch mit wenigen berühren muß. Sie setzen keine rohe Materie, woraus die ersten Thiere durch ein Ohngefähr entstanden wären; sondern Saamen-Eyer aller Thiere, welche von Ewigkeit in der Welt verstreuet, und in welchen die ganze Bildung der Thiere schon enthalten gewesen. Da hätte sichs einst fügen müssen, daß jedes itzigen Thieres Saamen-Ey von ohngefähr an seine rechte Stelle gerahten wäre, wo es Wärme und Nahrung gefunden, und zu dem Wachsthum eines lebendigen Thieres gedieen sey.

Allein auch diese Künsteley will der Sache nicht besser helfen. Wer hat sie befugt, Saamen-Eyer, worinn das ganze Thier schon im Kleinen gebildet, und sorgfältig in dem Behältniß einer Hülse zusammen gelegt war, als ewig anzunehmen? Sind wir dadurch von dem Ursprunge der Thiere besser unterrichtet, daß wir sie ins Kleine bringen? Wo sind denn die Eyer her? Oder sind sie an und für sich selbst nohtwendig, und selbständig? oder konnte die Welt ohne diese Eyer nicht bestehen? Muß diese künstliche Zusammenfügung, diese Einwickelung im Kleinen, nicht ja so wohl, als das Entstehen der Thiere selbst im Großen, eine zureichende Ursache haben? Und hätte man nicht noch mehreren

reren Grund, als bey großen Thieren, zu fragen, woher denn die Urbilder der Thierchen so weislich in eine rundliche Figur zusammen gefaltet seyn, die sich doch hernach in tausenderley ganz andere Figuren mit hervorragenden Gliedmaßen entwickeln? wer sie so sorgfältig mit einem in der Mitte enthaltenen Nahrungssafte versehen, und alles in eine zwey- oder mehrfache Hülse eingepackt habe?

Allein, gesetzt, wir wollten solche Saamen-Eyer ohne weitere Nachfrage annehmen: so wäre doch nicht zu begreifen, was sie von Ewigkeit, bis auf die Zeit ihrer Geburt, vor dem Verderben und Fäulniß geschützet? Denn, da sie aus eben der Art, und aus eben so mancherley Theilen, wie die Körper selbst im Großen, zusammengesetzt waren: so hatten sie, theils in sich, theils ausser sich, eben denselben Grund der Gährung und Fäulniß, wie die großen Körper, und eine noch feinere Materie konnte die Verbindung der Theile durchdringen, und trennen.

Und wenn sie auch der Ewigkeit getrotzt hätten, was befruchtete jedes Ey? da es ja die Wärme allein nicht ausmachet, und auch große Hüner-Eyer, wenn sich die Mutter mit dem Hahne nicht begattet, taub sind, und von der Wärme nur desto eher verfaulen? In welchem Erdenkloße oder Schlamme hat ferner eine bequeme Bährmutter für Thiere seyn können, da das geplatzte Saamen-Ey Wurzel schlagen, und durch seine Nabelschnur Nah-

rung ziehen können? Wer hat die zarte Brut hernach aus der Erde geholet? wer hat ihr die Nabelschnur abgebunden, oder abgebissen? wo war die Mutter, die dem ersten Kinde, das vor allen Müttern gewesen, die Milch gab, oder dem ersten Vögelchen die halb verdaute Speise aus dem Kropfe in den Schnabel schüttete, oder sonst zuschleppte?

Und wenn alle diese Unmöglichkeiten könnten möglich gemacht werden: warum kommen, seit so viel tausend Jahren, keine herumflatternde Saamen-Eyer irgend eines Thieres mehr an einem Orte des Erdbodens zur Reife, noch ein solches auf die Art erzeugtes Thier zum Vorschein? warum werden sie nun alle von Aeltern durch die Zeugung in der Bährmutter empfangen und genähret? Es ist ja wohl einem jeden begreiflich und offenbar genug, daß diese gekünstelte Erfindung dem Vorgeben nicht aufhelfe, sondern es noch abgeschmackter darstelle.

§ 14.

Aus allem, was bisher vorgestellet ist, kann ein jeder deutlich sehen, daß der Ursprung der Menschen und übrigen Thiere des Erdbodens auf keine Weise natürlich erkläret werden könne; und daß alles, was zu solchem Ende erdacht ist, aus grober Unwissenheit der Alten geflossen sey, wieder alle richtige Erfahrung und Grundsätze der Vernunft laufe, und, zumal in neuerer Zeit, nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit, sondern bloß aus Leichtsinnigkeit verthei-

vertheidiget werden könne. Wer sich selbst auf diese Frage, woher Menschen und Thiere sind, im Ernst Genüge thun will, der wird finden, daß er, nach vielen vergeblichen Ausflüchten, dennoch genöthiget sey, seinen Abgott, die Welt, vom obersten Throne herunter zu setzen, und den ersten Ursprung der entstandenen Lebendigen höher zu suchen.

Es erhellet denn besonders aus obigen, daß die Erde fälschlich unser aller Mutter genannt werde. Sie ist nichts, als unsere Säug-Amme, und die Sonne unsere Pflegerinn. Nachdem wir erst von einer höheren Hand gebildet und auf die Erde gesetzt sind: so giebt diese uns die nöhtige Nahrung, Wohnung und Kleidung; und die Sonne die erforderliche Wärme: aber die Erde hat die ersten Menschen und Thiere nicht durch Beschwängerung der Sonnen empfangen und gebohren.

Es erhellet ferner, daß wir, in diesem ersten Ursprunge der Menschen und Thiere, auch das Ende, oder vielmehr den Anfang der Natur und natürlichen Ursachen absehen. Denn die einzige natürliche Ursache des Entstehens der Menschen und Thiere ist die Erzeugung von Aeltern; sonst ist keine in der Welt. Wenn nun die Reihe der Vorältern nicht ins Unendliche gehen kann: so kann auch die natürliche Erzeugung nicht ewig seyn. Wo wir also das erste Paar Menschen oder Thiere setzen, da höret die Natur, oder natürliche Kraft auf, eine

Ursache der Menschen und Thiere zu seyn, und nimmt selbst von einer höheren Ursache ihren Anfang.

Es erhellet weiter, daß eben dasselbe, was wir von unserm Erdboden, und der Natur in diesem Theile der Welt, geschlossen haben, von der ganzen Natur und Welt, das ist, von allen großen Weltkugeln, gelten müsse. Denn wenn in den übrigen Planeten um unsere Sonne, oder um andere Fixsterne, gleichfals lebendige Einwohner sind, wie zum Theil die Alten schon gemuhtmaßet, und alle Vernünftige neuerer Zeit höchst wahrscheinlich gehalten haben: so wird, nach obigen Gründen, dort eben so, wie auf unserm Erdboden, folgen, daß jedes Geschlecht einen Anfang gehabt haben müsse, und daß ihr erster Ursprung dort eben so wenig, wie hier, von jedem Planeten, und dessen Sonne, oder auch beyder Natur, könne abgeleitet werden. Daher wir den allgemeinen Schluß machen, daß nichts Lebendiges in der ganzen Welt und Natur ursprünglich von der körperlichen Welt und Natur entstanden sey.

Weil denn dasjenige nicht das erste Wesen seyn kann, von welchem nicht alle entstandene Dinge ihren ersten Ursprung haben: so folget, daß die ganze körperliche Welt und ganze Natur noch nicht das erste, selbständige, nohtwendige, ewige Wesen seyn könne, sondern, so wie die Lebendigen selbst, von einem andern wahrhaftig ersten und selbständigen Wesen entstan-

den

den seyn müsse. Und so hat der Mensch an sich selbst, und an andern Lebendigen, ein untrieglich Merkmaal, wodurch er die Welt und Natur von dem Schöpfer aller Dinge unterscheiden kann.

Ich will nur den Zusammenhang meiner Folgerung mit kurzem wiederholen. Ich schliesse so:

Wenn Menschen und Thiere einen Anfang ihrer Geschlechter gehabt haben; und doch nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden sind: so ist die Welt und deren Natur nicht das erste selbständige Wesen.

Denn dasjenige kann das erste selbständige Wesen nicht seyn, welches den ursprünglichen Grund entstandener Dinge nicht in sich hält. (1. Abh. § 3.)

Nun haben alle Menschen und Thiere einen Anfang ihres Geschlechts gehabt;

weil alle die, so vor uns gelebt, kein einziges ausgenommen, entstanden sind, und also, vor allen entstandenen, eine andere Ursache gewesen seyn muß, die das erste Paar jedes Geschlechtes hervorgebracht hat: (§ 4. 5.) und, weil unendliche gewesene Reihen voriger Geburten nicht vernünftig zu denken sind, (§ 6—9.) auch alle Geschichte von dem Anfange der Menschen zeuget. (§ 10—16.)

sie sind aber doch ursprünglich nicht von der Welt oder deren Natur entstanden.

Denn die Sonnenwärme brütet keine Thiere aus dem Schlamme oder roher Materie, durch Gährung; (II. Abh. § 1—6.) und ein blindes Ohngefähr kann keine künstlich gebildete Körper erzeugen; (§ 7—12.) aber ewige Saamen-Eyer aller Thiere sind eben so wenig zu setzen. (§ 13.)

Demnach ist die Welt und deren Natur nicht das erste selbständige Wesen; sondern ist, wie die Thiere selbst, von einem wahrhaftig ersten selbständigen Wesen hervorgebracht.

Die dritte Abhandelung.

Daß die körperliche Welt an sich leblos: und daher keiner innern Vollkommenheit fähig sey: folglich auch nicht selbständig, ewig, nohtwendig; sondern von einem andern, um eines andern willen, hervor gebracht seyn müsse.

§ 1.

Was bisher von der Welt und deren Natur aus dem ersten Ursprunge der Menschen und Thiere geschlossen ist, das zeiget auch die Betrachtung der körperlichen Welt und ihrer Natur an und vor sich selbst. Denn wenn wir die Lebendigen von der körperlichen Welt absondern, wie wir nach dem vorigen thun müssen;

müssen; und wenn die übrige Materie, und deren Kraft, nach der Gegner eigenen Meynung, ohne Leben, Empfindung und Verstand ist: so bleibt numehro der leblosen körperlichen Welt und ihrer Natur keine innere, eigene, wesentliche Vollkommenheit mehr übrig, sondern bloß eine äussere: und ich schliesse daraus, daß ihre Wirklichkeit nicht durch ihr eigen Wesen, und nohtwendig von Ewigkeit bestimmt sey; sondern daß sie von einem andern, um eines andern, nämlich um der Lebendigen willen, hervorgebracht sey.

Wenn man diesen Schluß nur nach gemeiner klaren Vorstellung der Begriffe betrachtet: so fällt der Zusammenhang schon jedem in die Augen. Denn, da ein jedes Ding seine wesentliche Vollkommenheit haben muß: so ist offenbar, daß besonders dem selbständigen, nohtwendigen, ewigen Wesen die allergrößte Vollkommenheit eigenthümlich gebühre. Wenn dieses keine eigene innere Vollkommenheit hätte, so könnte es weder für sich selbst bestehen, noch auch denen von ihm entstandenen zufälligen Dingen eine Vollkommenheit mittheilen. Nun erkennet ein jeder, daß ohne Leben, Empfindung und Verstand seyn, und handeln, keine innere Vollkommenheit, sondern vielmehr eine Unvollkommenheit zu nennen sey. Eine todte, fühllose Materie, und blinde Natur, weis von sich selbst nicht, und kann ihr eigen Daseyn nicht geniessen noch empfinden, sondern es

ist für sie einerley, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so oder anders ist. Wie kann man sich denn doch ein ewiges Ding vorstellen, das seiner Wirklichkeit von Ewigkeit her nicht froh geworden, noch in alle Ewigkeit werden wird? Wie kann man es als nohtwendig gedenken, da es sein selbst wegen auch nicht da seyn, oder anders geartet seyn mögte? Wie kann es selbständig seyn, da in ihm selbst nichts ist, das seine Wirklichkeit erfodert oder bestimmet? So kann es ja denn auch nicht von sich selbst, oder um sein selbst willen da seyn; sondern wenn es ist, so muß es von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht seyn.

Allein, ich will diesen Zusammenhang auch deutlich machen, wenn ich zuvor die beyden Sätze werde erörtert haben, welche ich voraus setze: nämlich, daß ich berechtiget sey, die körperliche Welt, ohne die lebendigen Thiere, an und für sich zu betrachten; und daß ich diese körperliche Welt nicht ohne Grund als leblos annehme.

§ 2.

Daß man die körperliche Welt, an und für sich, ohne die lebendigen Thiere, zu betrachten befugt sey, und auch so betrachten müsse: folgt nohtwendig aus dem vorigen Beweise. Denn ob zwar die Lebendigen in der Welt sind, so sind sie doch nicht allezeit darinn gewesen, noch ursprünglich von der Welt und deren natürlichen Kräften hervorgebracht, oder entstanden.

Folglich

Folglich schliesset das Wesen der körperlichen Welt und die Natur, an und für sich, die Lebendigen nicht in sich. Die Materie der Weltkörper, ihre Bildung, Eintheilung, Stand, Kraft, Regeln, Bewegung, Veränderung, kann alles für sich seyn und gedacht werden, ohne daß Thiere darauf sind, oder angenommen werden. Warum könnte nicht die Erde, nebst dem Saturnus, Jupiter, Mars, Venus, Merkurius, ohne alle lebendige Einwohner, da seyn, und eben so gut um die Sonne herum trollen; Sommer und Winter, Tag und Nacht, Regen und Dürre, Bluhmen und Früchte haben, wie itzt, da sie mit Lebendigen besetzt sind? Wir tragen ja alle nichts zu solchen großen Veränderungen bey. Die Planeten erhalten durch unser Leben keine mehrere Bewegungskraft, und verlieren auch mit demselben nichts von ihrer Schwere: gleichwie hergegen auch diese Kräfte und Veränderungen unser Leben nicht nohtwendig in sich fassen. Wir sind so wenig ein wesentlich Stück oder Theil der körperlichen Welt, als der Einwohner von einem Hause ist, ob wir uns gleich in dem einen sowohl, als andern befinden. Was hinderts also, daß man nicht die Welt so gut, als etwa ein Haus, ohne ihre Einwohner betrachtet? Oder verlangt man ein Beyspiel, das noch mehrere Aehnlichkeit hat: so mag man meinenthalben den Erdboden mit einem Käse, die lebendigen Einwohner mit den Maden

vergleichen. Sollte man nicht befugt seyn, den Käse an und für sich ohne Maden zu betrachten, ja solches zu thun gemüßiget seyn, wenn man die Natur und Beschaffenheit des Käses nach der Wahrheit kennen will? Warum nicht auch die Erde, und die übrigen Weltkörper, die uns eben so wenig, als der Käse die Maden erzeugt haben, ob wir uns gleich darauf nähren?

§ 3.

Daß ich aber, zweytens, die großen Weltkörper, und die ganze übrige Natur, an und für sich, als leblos, unempfindlich, und ohne Verstand annehme: solches geschieht nach den eigenen Lehrsätzen derer, mit welchen ich hier spreche. Daher braucht es in so ferne keines Beweises.

Zwar habe ich oben schon gesagt, daß viele der Alten in der körperlichen Welt, statt Gottes, einen Verstand oder vernünftige Seele angenommen haben, welche mit der Welt, als ihrem Körper, wesentlich verbunden wäre, und ihre Kraft durch die ganze Natur erstreckte, und also die Welt belebte, und mit Einsicht ordnete. Ich habe auch schon angezeigt, daß unsere neueren Pantheisten alle Veränderungen in der Welt, nach solcher Meynung, weit erträglicher und vernünftiger erklären würden. Ich füge nur noch hinzu, daß sie es, nach ihren eigenen Grundsätzen, ungehindert thun könnten. Denn ob sie wohl nichts, als lauter Materie in

der

der Welt leiden wollen; so stehen sie doch zu, daß auch die Materie, zumahl in einem organischen Körper, leben, empfinden und denken könne; weil die Menschen sich nämlich dessen in ihrem Körper bewußt sind. Es stritte also mit ihren eigenen Lehrsätzen nicht, daß auch eine durchdringende Kraft den ganzen Körper der Welt belebte und mit Verstande regierte. Allein, es scheint, daß sie ohne alle Ursache, und wieder allen Augenschein, durchaus allen Verstand, alle Vernunft, alle Absicht und Weisheit, es sey in oder ausser der Welt, wollen verbannet wissen, und eine unvernünftige Freude darinn suchen, alles lieber fühllosen, dummen Kräften einer todten Materie, und mithin sich selbst einem blinden Schicksale, oder ohngefährlichen Zufalle zu übergeben.

Was aber die Frage selbst betrifft: ob, ausser den lebendigen Thieren, alle übrige Materie der Weltkörper leb- und fühllos sey: so weis ich wohl, daß einige, ohne alle böse Absicht Gott mit der Welt zu vermengen, ausser Gott eine allgemeine Weltseele angenommen, oder sich auch die großen Weltkörper, als eben so viel beseelte, und vielleicht verständige Thiere vorgestellet haben, darauf wir kleine Thiere, wie die Läuse auf eines Menschen Kopfe, herum wanderten. Allein ich sehe dazu nicht den geringsten Grund oder Wahrscheinlichkeit. Die Weltseele, welche, neben dem höchsten Wesen, als eine natürliche Ursache der Begebenheiten in

der

der Welt angenommen wird, erkläret doch nichts; und ist, so wie andere dergleichen Erfindungen, (von einem Archæo, Natura plastica, Principio hylarchico, Ideis formatricibus &c.) eine verborgene Beschaffenheit, (qualitas occulta) das ist, ein leerer Ton, und bloße Zuflucht der Unwissenheit. Von den großen Weltkörpern aber ist offenbar, daß sie nichts mit denen, die wir Thiere nennen, gemein haben, da sie nicht gebohren werden, noch ihr Geschlecht vermehren; nicht Nahrung genieſſen, noch wachsen; nicht Werkzeuge der Sinne, noch Glieder zu Handlungen besitzen. Aber das ist der Meynung hauptsächlich zuwieder, daß hier keine willkührliche Bewegung erscheinet, welche man von einem beseelten Körper erwarten müßte, sondern beständig alles, seit vielen tausend Jahren, nach einerley Regeln, Richtung, Zeitmaasse, Ordnung und Laufe, ohne alle Abwechselung und Veränderung, wie in einer leblosen Maschine, oder vielmehr, wie in einem Perpetuo Mobili, bewegt wird. Ich will nicht einmal sagen, daß wir Menschen tief genug in die Erde graben, um derselben in ihrer Haut oder Schale eine Empfindung zu erwecken, wenn sie eine hätte; und daß noch tiefer, als wir Menschen dringen können, unterirdische Feuer in ihrem Eingeweide wühlen, welche oft ausbrechen, und zuweilen ganze Inseln und Felsen aus dem tiefsten Boden der See heraustreiben. Es äussert sich

aber

aber bey alle dem nicht das geringste Zeichen eines Schmerzes oder einer willkührlichen Bewegung.

Andere haben lieber den kleineren Theilen der Materie, insonderheit allen und jeden Pflanzen, oder wohl gar allen kleinsten Urstoffen, ein besonderes Leben zuschreiben wollen. Und anfangs mögte einem dieser Einfall groß und edel dünken, weil dadurch das Leben vervielfältiget, die ganze Natur belebt, und desto vollkommener zu werden scheinet. Allein, wie wir uns in unserm eigenen Körper nur eines einzigen Wesens bewußt sind, dem Leben, Empfindung, Denken und Wollen eigentlich und alleine zukommt; alle übrige Theile unsers Körpers aber, für sich, keine innere und besondere Empfindung haben, weswegen man ihnen ein Leben zuschreiben könnte: so läßt sich solches noch vielweniger von Pflanzen und anderen Körpern oder Urstoffen sagen. Die Erfahrung entdeckt uns nicht die geringste Spur davon; sondern was auch für Veränderungen in solcher Materie, selbst mit dem Feuer, erweckt werden, so zeigt sie sich dabey fühllos und gleichgültig. Wollte aber jemand eine jede rege Kraft der Materie und der Körper, wenn sie gleich unempfindlich ist, ein Leben heissen; so würden wir nur von der Bedeutung des Wortes, nicht aber von der Sache, verschiedene Meynungen haben. Das eigentliche Leben erfodert wenigstens eine Empfindung. Wenn aber die Materie gleich unempfind,

empfindlich und leblos ist, so ist sie dennoch nicht umsonst, noch ohne Nutzen: und demnach ist die Vollkommenheit, welche man sich in dem Leben der ganzen Natur und aller ihrer kleinsten Theile vorstellet, eben sowohl eine ungegründete Einbildung, als wenn man die vollkommenste Welt von lauterem Golde und von Edelgesteinen haben wollte.

§ 4.

Man hat also nicht die geringste Ursache, die große körperliche Welt, an und für sich selbst, ohne die Thiere betrachtet, für was anders, als eine leblose Materie anzusehen, die bloß gewisse Bewegungskräfte hat, welche in dieser Eintheilung und Zusammenfügung, nach ihren wesentlichen Regeln, alle in der körperlichen Welt erscheinende Veränderungen hervorbringen. Wer siehet aber nicht, daß hierinn alles, und auch nichts weiter liege, als was man in einer jeden Maschine wahrnimmt? Man darf nur eine Uhr zum Beyspiel nehmen. Denn die bestehet auch aus einer leblosen Materie, welche in gewisse Theile unterschieden ist, die eine Verknüpfung mit einander haben. Die bewegende Kraft (als die Schwere des Bleylohts) bringt darinn, nach den Bewegungsregeln, der Verknüpfung gemäß, alle Veränderungen (der Räder, des Zeigers, der Glocken) hervor. Die körperliche Welt ist also nichts anders, als eine große Maschine. Die großen Weltkörper, Sonnen und Planeten, sind die Theile

und

und Räder dieser Maschine. Die Stellung der Planeten, gegen ihre Sonnen, giebt die Art der Zusammenfügung. Die Veränderung in diesen zusammengefügten Theilen geschieht durch gewisse Bewegungskräfte, nach gewissen Gesetzen der Bewegung. Es gehet also alles, was in der körperlichen Welt geschieht, mechanisch zu, es kann und muß aus den Bewegungskräften, und ihren Regeln, nach Beschaffenheit der Zusammenfügung in den Theilen, verständlich erkläret werden.

Von dieser großen Maschine der körperlichen leblosen Welt sage ich nun, daß sie an sich, wegen ihrer Leblosigkeit, 1) überhaupt keiner innern, sondern bloß einer äussern Vollkommenheit fähig sey; folglich 2) daß sie vielweniger selbständig, nohtwendig und ewig seyn könne: sondern 3) von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn müsse.

Man legt einem Dinge eine Vollkommenheit bey, in so ferne alles, was an demselben ist, worinn übereinstimmet. So hat unser Auge eine Vollkommenheit, weil alles, was an demselben ist, alle Nerven, alle Feuchtigkeiten und Häute, mit ihrer Durchsichtigkeit oder Dunkelheit, die Augenlieder, Augenwimmern, Augenbraunen, und die Zusammenfügung dieser Theile, endlich auch die Figur und Beweglichkeit des Ganzen, mit dem klaren und deutlichen Sehen übereinstimmet; so daß, wenn

nur

nur das geringste fehlte, oder anders beschaffen wäre, als es ist, die Uebereinstimmung mit dem klaren und deutlichen Sehen mangelhaft und geringer seyn, oder gar aufhören würde; wodurch denn die Vollkommenheit des Auges entweder abnähme, oder gar aufgehoben würde. In manchen Dingen ist die Vollkommenheit vielfach, weil alles, was an ihm ist, nicht nur mit einem, sondern mit mehreren übereinstimmet. Dergleichen Vollkommenheit finden wir in unserm Munde. Die Oeffnung desselben, die Lefzen, die Zähne, der Gaumen, die Zunge, die Speichelröhren, die Kehle, die Klappe, die Oeffnung zur Luftröhre und zu dem Magenschlunde, alles stimmet beydes zum Essen und zum Sprechen überein, es dienet zu dem einen nicht weniger als zu dem andern.

Wenn nun dasjenige, womit alles in dem Dinge übereinstimmet, gleichsam als ein Mittelpunct alles übrigen, in dem Dinge selbst ist, so ist es eine innere Vollkommenheit. Ist aber dasjenige, womit alles in einem Dinge übereinstimmet, ausser dem Dinge selbst, so ist es bloß eine äussere Vollkommenheit zu nennen. Ich weis nicht, ob dieser Unterschied von jemanden bemerket sey; aber er ist meines Erachtens so wichtig, als gegründet. Urtheilen wir nun hienach die Vollkommenheit eines lebendigen Dinges, oder einer Seele, und nehmen die Lust und Glückseligkeit als dasjenige, womit alles, was in der Seelen ist, übereinstimmet: so siehet ein

jeder,

jeder, daß diese Lust in den Seelen selbst sey, indem sie in der Lust ihre eigene Vollkommenheit empfinden. Folglich sind Seelen, oder lebendige Wesen, einer inneren Vollkommenheit fähig, in so ferne der Mittelpunkt ihrer ganzen Natur und Einrichtung in ihnen selbst ist, und nicht allein der Körper, womit sie verbunden sind, sondern auch alle ihre Fähigkeiten, der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, des Witzes, der Vernunft, der Neigungen und Begierden des Willens, der Freyheit, nebst denen Regeln, wodurch alle diese Kräfte bestimmet worden, auf diese Lust in den Seelen selbst gerichtet werden.

Wenn wir hergegen dasjenige, womit alles in einer leblosen Materie, in einer Maschine, übereinstimmet, und übereinstimmen kann, suchen, so ist es nicht in dem Leblosen, in der Maschine selbst, sondern allein ausser demselben, in einem lebendigen Wesen anzutreffen. Lasse ich dieses weg, so höret alle mögliche Vollkommenheit der Materie oder der Maschine auf. Setzet Sehröhren, Vergrößerungsgläser, Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten, Orgeln, Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, was ihr wollet: ihre Vollkommenheit bestehet bloß in dem äusserlichen Nutzen und Vergnügen, das sie denen Menschen geben. Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Vergnügen der Menschen aufhebe: so bleibt in den Maschinen und Werkzeugen selbst nichts übrig, womit alles

übereinstimmete. Der Vaukanssonsche Mann spielet nicht seinen eigenen Ohren, die Sehröhren und Vergrößerungsgläser, machen ihrem eigenen Gesichte nichts sichtbar, die besten Uhren schlagen und weisen sich selbst die Zeit nicht: sie sind alle nur für Menschen-Ohren, Augen und Verstand vollkommen, und mit diesem äusseren Ziele stimmet alles in denselben überein; in ihnen selbst ist nichts zu gedenken, womit alles übereinkommen könnte.

§ 5.

Diesen Mangel der inneren Vollkommenheit schliesset die Leblosigkeit einer jeden Materie und Maschine nohtwendig in sich. Denn das Lebloſe geniesset seiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weise, weder durch Empfindung, Vorstellung, Bewußtseyn, noch durch Lust und Glückseligkeit. Für das lebloſe Ding also selbst ist seine Wirklichkeit eben so gut, als ob sie nicht wäre: es ist ihm an und für sich gleich und einerley, ob es da ist, oder nicht ist, ob es so oder anders beschaffen ist: folglich ist in seiner eigenen Natur und Wesen nichts, wodurch seine Wirklichkeit vielmehr, als das Nichtseyn, gesetzet würde; auch nichts, wonach vielmehr diese Art der Wirklichkeit, als eine andere, bestimmet werden mögte. Daraus ist denn auch offenbar, daß in einem lebloſen Dinge selbst nichts zu gedenken sey, womit alles, was in ihm ist, übereinstimmen könnte, das ist, daß es keiner inneren Vollkommenheit fähig sey. Es würde für sich

nicht

nicht unvollkommener werden, wenn es gar aufhörte zu seyn, oder wenn es lauter übel zusammenstimmende Beschaffenheiten hätte. Ja, wenn es möglich wäre, daß ein lebloses Ding, als ein Sandskorn, auf einen Augenblick sich bewußt werden könnte: würde es nicht selbst sagen: Was hilft mir das, daß ich so viel tausend Jahre, ja von Ewigkeit, gewesen? Ich bin ja mir nicht gewesen; meinenthalben mögte ich auch in alle künftige Ewigkeit nicht seyn, wenn ich nichts von mir wissen soll. Was ist mir auch daran gelegen, daß ich so, und nicht anders bin? alle schönen Dinge ausser mir sind doch für sich nichts besser daran, wie ich.

Die ganze körperliche Welt ist, als leblos, für sich selbst, nichts vollkommener, als ein Sandskorn, oder als ein wüstes Chaos. Sie hat zwar allerdings eine überaus große Vollkommenheit, aber der Punkt ihrer Uebereinstimmung ist nicht in der lebloßen Materie selbst, und findet auch da nicht Statt. Wir können das nicht besser erkennen, als wenn wir ihr die Lebendigen insgesamt wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere Einrichtung lassen: so muß sich zeigen, was sie für Vollkommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt so bleiben, wie es itzt ist. Die Sonne, der Mond, die Sterne, gehen ordentlich auf und unter; es wird Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter; es wechseln Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, Wind und

Stille, mit einander ab; alles Gras, Kraut, Bluhmen, Pflanzen, Bäume, Früchte, wachsen noch reicher, wie itzt. Aber in der ungeheuren Maschine ist kein Auge, so das siehet, betrachtet, forschet; kein Mund, der die Früchte geniesset oder brauchet; kein Vogel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen werden kann. Vom Elephanten, Wallfisch und Contur, bis zum Mäuslein, Colibrit, und allerkleinsten Insect, ist alles aus der Welt verbannet, alles, alles, bis zu den äusserſten Sternen, in der Natur, ist öde, stille, todt, ohne Leben, Empfindung und Verstand, ohne Lust, Vergnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit dieser körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchterlichen und scheußlichen Welt? wo dasjenige, womit die Materie, die Abtheilung in so viele große lichte und finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf der Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und Zeiten, die Fruchtbarkeit der Erden, alles gewaltige Regen und Bewegen der Natur übereinstimmet? Wozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre herdurch, ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist die Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was schafft sie?

Es wäre ja für sie einerley, ob sie wäre oder nicht; ob sie in große Kugeln vertheilt, oder ob alles ein roher vermischter Klumpen wäre; ob alles im hellen Lichte strahlte, oder in ewiger

Finster-

Finsterniß vergraben läge; ob sie eine Bewegungskraft hätte, oder alles ruhig und stille an einem Orte bliebe; ob die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder, als Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde geschleudert würden, und alles durch einander wühlte und tobte; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäumen und Kräutern bedeckt wären, oder als nackte, wüste Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten. Es wäre nichts in der körperlichen Welt, so ferne sie leblos ist, womit entweder das eine übereinstimmete, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwieder wäre und schadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlet, weiß und genießt ihres Daseyns oder ihrer Beschaffenheit selbst nicht: und wenn es möglich wäre, daß sie sich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, so würde sie selbst gestehen, daß es ihr ganz einerley sey, ob und wie lange sie vorher gewesen, oder ins Künftige seyn würde, und was in ihr geschehen sey oder noch ferner geschehen werde.

§ 6.

Es ist demnach offenbar, daß in der körperlichen leblosen Welt an sich selbst, vermöge ihrer Natur und Wesens, nichts ist, noch seyn kann, welches ihr Seyn vielmehr als Nichtseyn, und eine Beschaffenheit mehr als die andere bestimmete; mithin ist auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, mit einem gemeinschaftli-

chen inneren Mittelpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheiten nicht in ihr selbst ist, so kann sie auch das erste selbständige Wesen nicht seyn; sondern es folget im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheit ausser ihr, nämlich in dem ersten, selbständigen Wesen zu suchen sey. Die Welt ist also von einem selbständigen Wesen, als einer wirkenden Ursache ausser ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geschaffen, oder hervorgebracht worden.

Diese Schöpfung, oder diesen Anfang der Welt, bestättiget auch ihre Daure und fortwährende Wirklichkeit; welche in einer beständigen Folge von mancherley Zustand und Begebenheiten bestehet. Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit ausmachet: so ist folglich auch die Wirklichkeit der Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze Daure, oder das Alter der Welt, ist mit der ganzen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins ist dem andern gleich, eins misset das andere aus. Weil nun offenbar ist, daß noch immer Begebenheiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und Jahrhundert dem andern folget: so werden ja denen Begebenheiten in der Welt, die schon wirklich waren, noch immer mehrere hinzugesetzt. Nun ist dasjenige, dem sich noch immer was hinzusetzen lässet, nicht unendlich,

und

und kann eben darum, weil es ins Unendliche vermehret werden kann, nimmer unendlich werden, sondern ist und bleibet immer endlich. Demnach sind die Begebenheiten in der Welt, und die Folge derselben, mithin auch die Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch nimmer unendlich werden, wenn sie gleich ins Unendliche fortwähren, sondern sind und bleiben allewege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die aus einzelen Jahren oder Jahrhunderten nach einander bestehet: so wird klar seyn, daß sie endlich seyn oder Schranken haben müsse, weil eine jede Zahl vermehret werden kann, und die verflossenen wirklichen Jahre nicht einmal ins Unendliche zu dehnen sind, sondern eine bestimmte Zahl ausmachen. Es ist also vor der bestimmten Zahl ihrer wirklichen Jahre, und vor allen ihren wirklichen Begebenheiten eine Zeit zu gedenken, da sie nicht wirklich war, das ist, sie ist nicht ewig wirklich, sie hat einen Anfang ihrer Wirklichkeit: sie ist also von dem ersten selbständigen Wesen zur Wirklichkeit gebracht, oder geschaffen worden.

§ 7.

Die alten Weltweisen haben sich fast alle die Welt, wo nicht in dieser Einrichtung, jedoch nach ihren Urstoffen, als ewig vorgestellet. Denn sie konnten zwar begreifen, daß aus einer Materie, die schon da ist, etwas gebildet werden, hernach wachsen, zunehmen und sich vermehren

mehren könne; aber wie eine Materie oder Substanz, die noch gar nicht war, aus Nichts sollte hervorgebracht seyn, das schiene ihnen ganz unbegreiflich und ungereimt.

Allein, so ferne der Zweifel auf bloße Unwissenheit und Mangel der Einsicht gegründet ist, so muß er gegen klare und deutliche Einsicht oder Wissenschaft nicht gehöret werden. Was ist klärer und deutlicher als der Begriff von Zahlen und von dem Zählbaren, daß keins derselben unvergrößerlich, und also unendlich seyn könne. Wohin aber würden wir gerahten, wenn man die offenbarsten Beweise damit umstoßen könnte: ich begreife nicht, wie es möglich ist, also ist es auch nicht?

Daß Pflanzen und Thiere im Saamen gebildet worden, begreifen wir auch nicht anders, als weil wir vor Augen sehen, daß es wirklich geschehen sey. (a posteriori.) Allein, wie das zugehe, das hat noch kein Mensch aus mechanischen Kräften und deren Regeln erklären können. Wenn man es also nicht in der Erfahrung gegründet fünde, so würde es uns eben so unbegreiflich dünken, als daß eine Materie oder Substanz, die noch gar nicht war, zuerst hervorgebracht worden. Können wir deswegen eins oder anderes leugnen? Wir Menschen haben kein anderes Vermögen, als Veränderungen in Dingen, die schon sind, zur Wirklichkeit zu bringen, indem wir sie durch unsere körperlichen Kräfte und Werkzeuge zusammen fügen

gen oder trennen: und wir wissen auch das kaum, wie es zugehet, nämlich, wie wir unsere Gliedmaßen bewegen, wie die Bewegung von einer Materie in die andere übergehet. Auch können wir von manchen erstaunlichen Ueberbleibseln des Alterthums uns keinen Begriff machen, durch welche Kraft oder Kunst solche denen Vorfahren aufzuführen möglich gewesen sey. Dennoch werden wir nicht in Abrede seyn, daß sie durch Menschenhände zu Stande gebracht sind. Sollen wir denn, wegen unsers Unvermögens, neue Dinge zu schaffen, und deren Schöpfung zu begreifen, leugnen, daß eine Kraft sey, welche die Dinge, so gar nicht waren, hervorzubringen fähig gewesen? Unser Geist hat wenigstens das Vermögen, Dinge, die noch nicht sind, als möglich zu gedenken, und gleichsam, dem Wesen nach, in seinem Verstande zu schaffen. Warum kann nicht auch eine Kraft seyn, welche den Dingen, die möglich sind, und gedacht worden, ausser sich auch die Wirklichkeit giebt?

Saget nicht, es sey keine bloße Unwissenheit, wie die Schöpfung aus Nichts möglich sey; sondern man könne auch die Unmöglichkeit und den Wiederspruch klar und deutlich einsehen. Ihr werdet euren Wiederspruch schwerlich damit beweisen können, daß ihr sprecht, aus Nichts werde Nichts. Ja! wenn einer behaupten wollte, Nichts wäre die Materie, woraus alles geschaffen worden; oder Nichts wäre

die Ursache, welche alles geschaffen hätte: so würde er das Nichts zu Etwas machen, und einen Wiederspruch begehen, so ferne er nämlich glaubte, ein Nichts hätte die Welt aus einer Materie, die ein Nichts war, erbauet. Aber wer vor der Wirklichkeit der Dinge nichts Wirkliches setzet, und diesen Zustand des Nichtseyns, als die Grenze und den Punkt gedenket, von welchem die Wirklichkeit, (als von einem termino a quo) den Anfang genommen: der wiederspricht sich nicht, sondern dessen Gedanken stimmen vielmehr gar genau mit einander überein. Er gedenkt sich nicht das Nichts als ein Etwas, als eine materiam ex qua, oder als eine causam efficientem, sondern vielmehr im Gegentheil, wie es ist, als Nichts, als einen Mangel der Wirklichkeit, (einen terminum a quo.) Und man ist eben so gut dazu berechtiget, als wenn man sich vor einer Reihe Zahlen, und vor dem Eins, womit die Reihe anfängt, eine Ziffer oder Nulle gedenket.

Wenn also ein Wesen ist, das den Grund aller Wirklichkeit in sich hält, so kann durch dessen Verstand, Willen und Macht eben so gut etwas wirklich werden, was vorhin nicht wirklich war, als ein Mensch, der vorhin keine Zahl gedacht hat, bey Eins angefangen hat zu zählen. Es muß aber ein selbständiges Wesen seyn, und dasselbe muß den Grund der Wirklichkeit alles entstandenen ursprünglich in sich halten. Demnach muß auch dasselbe ein Vermögen

mögen haben, die Welt, wo sie anders entstanden ist, zur Wirklichkeit zu bringen, da sie vorher nicht war. Es ist aber ganz klar, daß die Welt entstanden ist, weil ihre Wirklichkeit in einer Reihe und Zahl von Begebenheiten bestehet, welche nicht unendlich seyn kann, und mithin einen Anfang haben muß.

§ 8.

Ich will hiebey nicht verhelen, daß ich mich selbst lange gegen obigen Satz, vom Anfange der Welt, gesperret habe. Denn es ist uns natürlich, daß wir alles gerne begreifen wollen; und hier soll man etwas unbegreifliches gelten lassen, weil es eine andere klare Einsicht erfodert. Ich gab mir also viele Mühe, ob nicht eine ewige abhängige Schöpfung der Welt zu gedenken wäre. Denn ich sahe, daß große Männer die Sache so in ihrer Vorstellung zusammengereimet hatten. Sie sprechen nämlich, es sey Gott von Ewigkeit möglich gewesen, eine Welt zu schaffen, weil er selbst ewig sey, und das Vermögen und den Willen zu schaffen von Ewigkeit gehabt habe, nicht aber erst in der Zeit habe bekommen können: es wäre also von Gott fast nicht zu gedenken, daß er die Schöpfung in einer Zeit angefangen, da er vorher nichts gethan: sie meynen, es würde dennoch ein großer Unterschied bleiben zwischen der Ewigkeit Gottes, die ohne Zeit und Veränderung sey, und von nichts äusserliches abhinge, und zwischen der Ewigkeit der Welt, welche in einer unend-

unendlichen Zeit und stäten Abhängigkeit von dem selbständigen Wesen bestünde. Und so schiene mir auch eine Zeitlang alles begreiflicher zusammen zu hängen.

Allein, so oft ich auch diese Begriffe untersuchte, so fand ich, daß sie betriegrisch waren, und auf leere Töne hinaus liefen. Ich frug mich selbst: was heißt doch das, von Ewigkeit schaffen? was denkst du dabey? Ist schaffen so viel, als zur Wirklichkeit bringen, was vorher nicht wirklich war: so hebt ja das die Ewigkeit des geschaffenen auf, und setzet vielmehr einen Anfang seiner Wirklichkeit. Und was will doch die Redens-Art, von Ewigkeit, sagen? stellst du dir nicht darinn die Ewigkeit als eine Folge der Zeit vor, die von einem Punkte ihren Anfang genommen? und wie reimt sich das mit der Ewigkeit? Wie kann denn ein Wesen etwas von Ewigkeit wirklich machen? Daß ein Ding ewig sey, ist begreiflich, wenn man sichs ohne Folge und Wechsel gedenket; aber eine Zeit der Wirklichkeit, die sich von Ewigkeit angefangen, ist ja was unverständliches. Wie willt du dir auch eine unendliche Zeit vorstellen? kömmst du nicht abermal in den Wiederspruch hinein, daß etwas unendlich sey, was doch immer größer wird und werden kann? daß eine bestimmte Zahl wirklich verflossener Jahre unbestimmt sey, und ins Unendliche gedehnet werden könne?

Ich verwarf also dieses Spielwerk leerer

Worte,

Worte, die mich unvermerkt in einen Labyrinth von Wiedersprüchen geführt hatten. Es war nur übrig, daß ich mir auf den scheinbaren Einwurf, von Gottes ewigen Vermögen und Willen eine Welt zu schaffen, Genüge thäte. Ich verwandelte also denselben in einen deutlichen Schluß, damit ich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Folgerung bessere Einsicht bekäme. Ich konnte aber keinen andern Schluß herausbringen, als diesen: Wenn Gottes Vermögen und Willen, eine Welt zu schaffen, ewig ist, so ist auch die Welt ewig (oder von Ewigkeit) geschaffen. Nun ist jenes; also auch dieses. Hier sahe ich nun ganz deutlich, daß, nach dem Obersatze, die Unendlichkeit der Eigenschaften Gottes, und besonders seiner unwandelbaren Daure, durch die Schöpfung in das Geschöpfe hineingebracht werde; gleich als ob dem auch die Eigenschaften des Schöpfers mit hätten anerschaffen werden können und müssen; welches grundfalsch ist, und einen offenbaren Wiederspruch in sich schliesset.

Ist die Welt ausser Gott, und sein Werk: so muß sie dem Wesen und den Eigenschaften nach von ihm unterschieden seyn. Sie kann also eben so wenig ewig, als unerschaffen, oder ein Gott seyn. Gott selbst kann seine Eigenschaften einem Geschöpfe nicht mittheilen. Sein Verstand ist unendlich: aber werden dadurch die ausser ihm mögliche Dinge, welche sein Verstand sich vorstellet, unendlich? muß er sie sich nicht

vielmehr

vielmehr, eben darum, weil sie von ihm unterschieden sind, als endlich vorstellen? Sein Wille, oder Neigung zum Guten, zur Lust und Glückseligkeit, ist ohne Schranken; aber können dadurch auch die ihrem Wesen nach eingeschränkten Dinge ausser ihm seiner unendlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit theilhaftig werden? Seine Kraft ist unermeßlich; müssen aber darum auch die Kräfte der Dinge ausser ihm unermeßlich seyn? haben sie nicht alle ihr Maaß und Zahl? Eben dieses läßt sich von der Selbständigkeit und Nohtwendigkeit Gottes sagen: die können unmöglich in ein Geschöpfe durch die Schöpfung übergetragen werden. Wenn also auch gleich der ewige unwandelbare Gott ein ewiges Vermögen und ewigen Vorsatz hat, eine Welt zu schaffen: so wird doch durch die Ausrichtung seines Willens die Ewigkeit und Unwandelbarkeit nicht in das Geschöpfe übertragen: er schafft doch allemal Dinge, die nicht ewig waren, und veränderlich sind. Die Zeit geht mit der Schöpfung an, und besteht in einer Folge von wirklichen Veränderungen endlicher Dinge. Vorher, und ausser diesen, ist keine Zeit: und wenn man in Gottes Daure vor der Schöpfung auch eine Folge von Jahren und Jahrhunderten annehmen wollte, so würde man auf solche Art nimmer eine wahre Ewigkeit des selbständigen Wesens gedenken. Fragt also nicht: was hat Gott vor der Schöpfung gethan? warum ist die Welt nicht viele

tausend

tausend Jahre eher geschaffen? Die Fragen haben keinen Verstand, und lassen sich nicht gedenken.

§ 9.

Es kann uns also nichts die Wahrheit verdunkeln, daß eine leblose körperliche Welt, die keine innere Vollkommenheit hat, den Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht in sich selbst enthalten, das ist, nicht selbständig noch ewig seyn könne; sondern daß sie von einem wahrhaftig selbständigen ewigen Wesen ihre Wirklichkeit, und mit derselben ihre Beschaffenheit und Vollkommenheit, in der Zeit, empfangen haben müsse; wie es die Folge ihrer Veränderungen weiset, die sich ohne Anfang nicht gedenken lässet.

Da sie aber dennoch ist, und als leblos keine innere Vollkommenheit hat; so folget auch ferner, daß sie um eines andern willen, und nicht um ihr selbst willen hervorgebracht sey. Denn, so ferne die Welt wirklich ist, so ist alles in ihr bestimmt: sie hat eine gewisse Materie, Figur, Größe, Eintheilung, Zusammenfügung, Kraft und Regel der Veränderungen. Und weil sie eine Verknüpfung hat, und, alle Theile und Bestimmungen zusammen genommen, eine Welt ausmachen: so muß auch Eins seyn, welches den Grund aller Bestimmungen in sich hält, oder worinn alle Beschaffenheiten übereinstimmen. In so ferne aber das Leblose keine innere Vollkommenheit

enthält

enthält noch leidet, so ist auch das Eine, womit alles in der leblosen Welt übereinstimmen kann, nicht in ihr selbst, sondern ausser ihr, in einem andern zu suchen. Wenn ein Ding von einem andern hervorgebracht ist, und doch dasjenige, wonach alles in ihm bestimmet worden, ausser ihm ist: so sagt man, daß es um eines andern willen hervorgebracht sey. Demnach ist offenbar, daß die leblose, körperliche Welt nicht um ihr selbst willen, sondern um eines andern willen hervorgebracht seyn müsse. Wenn aber etwas ausser der leblosen Welt seyn muß, um deswillen sie hervorgebracht, und alle ihre Beschaffenheit auf gewisse Weise bestimmet worden: wo können wir dasselbe anders suchen, als im Reiche der Lebendigen? Dem Leblosen ist ja nichts als das Lebendige entgegen zu setzen. Die sind es demnach, welche den Grund aller Bestimmungen oder Beschaffenheiten der Welt in sich halten müssen.

Es ist oben gezeiget worden, daß die ganze körperliche Welt nichts als eine Maschine sey. Woher kömmt es aber, daß wir, ohne einen gewissen Nutzen und Gebrauch der Maschine für Lebendige zu wissen, gar keinen Begriff haben, was ein jedes für eine Maschine sey? Daher, weil der Nutzen für die Lebendige den einzigen Grund in sich hält, wonach alle Wirklichkeit und wesentliche Beschaffenheit der Maschine bestimmet ist, warum sie da ist, warum jedes so, und nicht anders ist. Denn, so ferne sie leblos

ist,

ist, so kann in ihr selbst nichts seyn, das ihr Daseyn, und eine Beschaffenheit vielmehr, als die andere bestimmet. Sie ist nicht um ihr selbst, sondern um der Lebendigen, um der Menschen willen; und der Gebrauch, den Menschen von der Maschine machen sollen, fliesset in den Begrif ihres Wesens, in die Erklärung oder Definition der Maschine mit hinein. Wer den Gebrauch der Maschine noch nicht weis, der weis auch nicht, was es für eine Maschine sey. Man versuche es, eine Uhr, eine Mühle, Pumpe, u. s. w. zu erklären, so wird man finden, daß es unmöglich ist, ohne einen gewissen Gebrauch für Lebendige zu nennen, einen Begrif von jeder zu haben, oder denselben einem andern beyzubringen.

Lasset einem Hottentotten den Gebrauch und Nutzen einer Uhr unbekannt seyn; weiset ihm aber dennoch alles übrige, die inwendige Triebfeder, die Kette, Räder, kurz, alle Theile und deren Zusammenfügung. Ich will noch mehr sagen, thut ihn bey einem Uhrmacher in die Lehre, daß er selbst mit der Zeit Uhren verfertigen kann. Dennoch behaupte ich, so lange ihr ihm nicht saget, wozu die Maschine nutzet und gebraucht wird, so weis der Hottentotte noch nicht, was seine Uhr für ein Ding sey: er kennet das Wesentliche, den Grund ihrer Wirklichkeit und aller Beschaffenheit, noch nicht. Denn wenn der Nutzen nicht vorher von dem ersten Werkmeister, als möglich, gedacht

wäre, so wäre die Uhr nimmer zur Wirklichkeit kommen, noch auf solche Art eingerichtet und bestimmet worden.

Die große Weltmaschine verhält sich nicht anders. So ferne sie an sich leblos ist, und keine innere Vollkommenheit, keinen Grund ihrer Wirklichkeit und bestimmten Beschaffenheit in sich selbst hat: so muß sie nicht allein von einem anderen Wesen, sondern auch um eines andern, um der Lebendigen willen, hervorgebracht, und auf alle Weise bestimmt seyn. Und wer die Welt kennen will, was sie vor ein Ding sey, der muß diesen Nutzen für die Lebendigen mit zu ihrer Erklärung und zu ihrem wesentlichen Begrif ziehen, weil er den Grund aller Beschaffenheit der Welt, und selbst aller Natur und mechanischen Bewegungsgesetze in sich hält; sonst weis er noch nicht mehr von der Welt, als der Hottentotte von der Uhr.

§ 10.

Daß dieser Schluß von der Welt seine gute Richtigkeit habe, erweiset der Augenschein. Man braucht dazu keine sonderbare Sternkunde und Naturwissenschaft, vielweniger eine abgesonderte metaphysische Vorstellung. Wir dürfen die Welt nur betrachten, wie sie in der That ist, und sich unsern Sinnen darbietet. Da sehen wir alsobald die ganze Anlage und Einrichtung des großen Weltbaues, welche eine sehr einfache Aehnlichkeit in allen Haupttheilen und deren Ordnung und Bewegung in

sich

sich hält: nämlich eine unzählbare Menge lichter, und zum Theil finsterer Kugeln, welche in einem unermeßlichen Ether, ihre ordentliche Bewegung halten.

Daß nun diese allgemeine Einrichtung des großen Weltbaues, in allen Stücken, mit dem Nutzen der Lebendigen übereinstimme, ist leicht zu erkennen. Der dünne, flüßige und durchsichtige Ether, ist für sich geschickt, Licht und Wärme überall durch die ganze Welt zu verbreiten; und mithin, da beydes denen Lebendigen so nöhtig ist, die ganze Welt wohnbar, lebhaft und fruchtbar zu machen; auch zugleich denen, die eines verständigen Erkenntnisses fähig sind, einen Abriß des großen und mannigfaltigen Baues, aus einer erstaunlichen Ferne zu weisen, welchen sie zu vielerley höheren Nutzen anwenden können. Die leblosen Weltkörper hergegen haben an sich des Lichtes zu ihren Bewegungen nicht nöhtig; sie können ihren Weg im Finstern finden; ja das Licht ist sich selbst finster und unsichtbar, das Feuer und die Wärme fühlt sich nicht.

In diesem weiten Ether liegt die grobe und vestere Materie nicht in einem ungeheuren wüsten Klumpen zusammen, sondern sie ist in unzählige große Körper oder Kugeln vertheilet; welches mehr Oberfläche, und folglich mehreren Platz zur Wohnung giebt, auch zur Absonderung verschiedener möglichen Gattungen von Thieren bequem ist, die in einerley Luft, Wär-

me und Nahrung nicht alle bey einander auf einer Kugel seyn konnten, nun aber, nach der Verschiedenheit ihrer Natur, auch verschiedene Wohnplätze, und also alle Raum in der Welt finden. Eben der Ether macht, ungeachtet seiner Dünnigkeit, die vesteste Zwischenmauer zwischen den großen Weltkörpern, daß sie nicht aus ihrem Orte weichen, und in einander fallen können, giebt aber dennoch den beweglichen Inseln, in ihrem Laufe und Drehen, eine ungehinderte Bahn. Und der Abstand der getheilten Kugeln ist so groß, daß sie sich einander nicht anstossen, noch mit ihrem Druck und Einflusse hindern. Alles dieses stimmet damit überein, daß es beständige Wohnungen der Lebendigen seyn und bleiben können. Das Gegentheil eines jeden Umstandes würde eine Verwirrung geben, die zwar der leblosen Welt einerley wäre, aber alle lebendige Geschöpfe, wenn sie schon sicher wohnten, wieder zerstöhrte und ausrottete.

Die Figur der vesten Welttheile ist allenthalben, so viel man wahrnehmen kann, kugelhaft, und nicht, wie man etwa von einem ungefährlichen Zusammenlaufe der Urstoffen vermuhten mögte, eines dieser, das andere jener, und dabey unordentlichen Figur. Wir wissen aber von unserm Erdballen nunmehro, daß eine Kugel, vermöge der allgemeinen Schwere, auf allen Seiten wohnbar ist; und wir können leicht nachdenken, daß eine jede andere, auch sonst regelmäßi-

gelmäßige Figur, die vesten Körper der Welt, zum bewohnen, entweder ganz, oder doch größten Theils ungeschickt machen würde; daß folglich die Kugeln zum bewohnen die allergeschicktesten sind, und die ganze Welt so ferne wohnbar machen.

Diese Kugeln sind theils licht, theils finster. Eine von den lichten ist unsere Sonne, und die Fixsterne sind ihr ähnlich, und für eben so viel Sonnen zu achten. Gleichwie sich aber um unsere Sonne sechs Hauptplaneten, welche finster sind, und um den Saturnus, Jupiter und die Erde noch andere Nebenplaneten oder Monden herum wälzen: so glaubet heutiges Tages ein jeder Sternkundiger, daß alle Fixsterne am Himmel überhaupt, eben wie unsere Sonne, ihre Planeten um sich haben, welche sie herum drehen, erleuchten und wärmen. Es läßet solches die übrige Aehnlichkeit in der ganzen Anlage und Einrichtung der Welt nicht anders denken. Und warum sollte auch unsere Sonne, unter allen Fixsternen der einzige seyn, zu dem sich alle lichtsbedürftige Körper in der ganzen Welt gesellet hätten? Wenn bey uns ein beständiger Tag wäre, so würden wir die Welt sehr klein halten, und meynen, daß sie bloß aus Sonne, Mond und Erde bestünde. Wir haben es also der Nacht und Finsterniß, die mit dem Tage wechselt, zu danken, daß wir die Welt in ihrer Größe und Mannigfaltigkeit besser kennen,

und auch die übrigen Planeten um unsere Sonne und so viele tausend Sterne, sehen. Hergegen macht es die Finsterniß und Ferne der Planeten um die Fixsterne, daß jene uns mehrentheils unsichtbar sind. Jedoch zeigen sich zuweilen neben denen Fixsternen sonst nicht gesehene Sterne, die nach Verlauf einiger Zeit wieder verschwinden, und also keine andere, als finstere Irrsterne seyn können; die mithin auch durch Erfahrung bestättigen, daß sich gleichfals um jene Sonnen finstere Planeten herum wälzen; zu geschweigen, daß die Cometen, welche nach ihrer Erscheinung in vielen Jahren nicht wieder zu Gesichte kommen, nichts anders sind, als finstere Weltkörper, aus entfernten Himmelsgegenden, die ihren besonderen Lauf haben.

Man muß sich also alle Fixsterne in der Welt, als lauter Sonnen, und um jeden derselben eine Anzahl gewirbelter Erdballen oder Planeten vorstellen, welche von ihren Sonnen erleuchtet und gewärmet werden: so übersiehet man den ganzen Bau der Welt, und erkennet zugleich in der erstaunlichen Menge und Mannigfaltigkeit ihrer Haupttheile die einförmige Uebereinstimmung zur Wohnbarkeit für die Lebendigen. Denn daß ein jeder Planet eine Erde sey, und Einwohner tragen könne, daran wird heutiges Tages kein vernünftiger Mensch zweifeln. Ich weis aber auch keinen Grund, warum man die Sonne, und die Fixsterne, zu brennenden Schwefelpfuhlen, und Todtenmeeren, oder

gar

gar zu lauter Höllen macht. Ich sehe sie als electrisirende Maschinen an, welche Licht und Wärme geben können, ohne selbst zu brennen, oder ausserordentlich heiß zu seyn; wozu ich selbst, aus den natürlichen Beobachtungen, guten Grund zu haben vermeyne. [1] Und so erblicke ich auch in dieser Hälfte der Welt die allgemeine Uebereinstimmung der Natur, daß sie nicht weniger, als ihre Planeten, zum Aufenthalt gewisser Lebendigen dienen könne: und daß denenen Sonnen-Einwohnern die Planeten nicht

[1] Ich will nicht untersuchen, ob die alten Griechen der Sonnen eine electrische Kraft beylegen wollen, wenn sie ihr den Namen Ἠλέκτωρ gegeben. Dieses aber ist gewiß, daß schon Aristoteles de Cœlo lib. II. c. 7. T. I. p. 650. D. von allen Sternen behauptet hat, ὅτι ὔυτε πύρινά ἐστιν, ὔυτ' ἐν πυρὶ φέρεται, daß sie weder selbst aus Feuer bestehen, noch in einem Feuer bewegt werden. Es haben aber auch neuere sehr verständige Naturkündiger dargethan, die Sonne sey kein feuriger oder brennender, sondern ein an sich kalter und finsterer Ballen, wie unsere Erde, der aber die Kraft habe, den umgebenden Ether in eine Bewegung zu setzen, welche Licht und Feuer giebt; als Nehemias Grew in seiner Cosmologia sacra, die zu London im Jahr 1701. fol. heraus kam, aus welcher Clericus in seiner Bibliotheque Choisie T. I. p. 247. diesen Auszug giebt; imgleichen Nic. Hartsoeker in seinen Conjectures Physiques, davon Clericus daselbst T. XI. p. 364. & 366. zu sehen. Mehrere Gründe und Zeugnisse siehe in Mr. Colonne Histoire Naturelle de l'Univers T. I. p. 13—28.

weniger zu Statten kommen, als denen Einwohnern der Planeten ihre Sonnen.

§ II.

Von unsrer Erde wissen wir besonders, daß sie durch die Bewegung um ihre Axe, Tag und Nacht bekömmt, und durch die Wälzung um die Sonne im einem Thierkreise, Jahres-Zeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, wie auch die Ungleichheit von Tagen und Nächten erhält. Jene Bewegung verursachet, daß nicht die eine Halbkugel in beständiger Finsterniß und Kälte, diese im beständigen Licht und Wärme bleibt, welches die ganze Kugel unwohnbar machen würde; sondern daß Licht und Schatten wechselsweise, durch solch Drehen, der ganzen Kugel und deren Einwohnern zu Statten kommen. Die andere Bewegung aber bringt der Erden, durch veränderte Witterung, die Fruchtbarkeit; und macht sie nicht nur in den heissen, sondern auch kälteren Erdstrichen wohnbar. Daß aber auch diese tägliche und jährliche Bewegung, welche unsrer Natur so zuträglich ist, der Bahn und Geschwindigkeit nach, beständig einerley bleibt, und so viele tausend Jahre herdurch nicht einen Daumen breit, nicht eine Minute, gewanket hat, das hat alle Geschlechter der Thiere, die jemals auf dem Erdboden gewesen sind, erhalten.

Die übrige Einrichtung des Erdbodens kommt gleichfals denen Thieren alle Wege zu Statten. Der Mond leuchtet uns auch des Nachts,

Nachts, bringt Ebbe und Fluht zuwege, und giebt eine Richtschnur der Zeit. Der dickere Luftkreis bricht die Lichtsstrahlen zum Mittelpunct, und vermehret die Wärme; ausser daß solche Luft durch ihre Pressung und Bewegung zur Vestigkeit der Körper, zum Wachsthum der Pflanzen, und zum Leben der Thiere, und tausenderley andern Guten, vieles beyträgt. Das Wasser unsers Erdbodens führt und nähret an sich Millionen Arten von Thieren; es dünstet aber auch aus, schwebt in dem dicken Luftkreise, wird durch die Winde vertheilet, und fällt im Regen und Thau, zur Befruchtung des Landes, und zum Getränke der Thiere, herunter. Die Berge dienen besonders, die Feuchtigkeiten aus der Luft zu verwahren, einzusaugen, zu sickern, und klare Brunnen, Bäche, Ströhme und Seen zu geben, welche die ganze Erdfläche wässern, und das übrige schiffbar machen.

Wie vollkommen alles übrige auf dem Erdboden, mit der Bewohnung der Lebendigen, übereinstimme, erhellet daraus, daß fast nirgend auf dem Lande oder im Wasser ein Räumchen übrig geblieben ist, wo es nicht von Lebendigen, mancherley Art, wimmelte. Dieses eine will ich nur erwehnen: Da der Geschmack und die Natur so vieler und mancherley Thiere tausendfältig unterschieden ist, so findet sich doch für jedes eine Pflanze, Frucht, Wurzel oder andere Nahrung, die ihm schmeckt und bekömmt, und zwar in der Gegend, deren Luft

und Wärme es vertragen kann. Ja, wenn besonders Thiere sind, die nur ein einzig Kraut essen, und lieber todt hungern, als etwas anders anbeissen; siehe, so findet sich auch da, wo solche Thiere sind, dieses Kraut, das mit ihrer Zunge und Magen übereinstimmet. Demnach ist für tausendfältige Zungen und Körper, von ganz verschiedenem Geschmack und Natur, auch tausendfältige, jedem angenehme und dienliche Nahrung bereit.

§ 12.

Ob uns nun zwar von der besonderen Einrichtung der übrigen Planeten nicht viel bekannt ist; so findet sich doch dasjenige, was bisher davon entdeckt ist, alles dem Nutzen der Lebendigen gemäß. Unser nächster Nachbar, der Mond, ist zwar nur ein Nebenplanete; allein seine Oberfläche sieht durch Ferngläser einer Landcharte ganz ähnlich, darinn das Weisse fürs Land, das Dunkele fürs Wasser zu halten; zumal, da man so gar Berge, und deren beweglichen Schatten auf dem Lande, und in den Seen Inseln bemerkt hat. Er hat seine Tage und Nächte, und seine Jahreszeiten; seinen Dunstkreis, und folglich Thau und Regen: unsere Erde ist ihm ein großer Mond.

Die Hauptplaneten, Jupiter und Saturnus, haben ihre Monden, jener vier, dieser fünfe, und dazu einen breiten Ring um sich; welches bloß alles denen Lebendigen zu Gute kommen kann, die bey der gewaltigen Entfernung

nung von dem Sonnenlichte, dadurch desto mehreres Licht erhalten. Man hat in der Venus, dem Mars und Jupiter, veränderliche Flecken wahrgenommen, und man muß daraus schliessen, daß es Wolken sind, die in ihrem Dunstkreise aufsteigen, und in Regen wieder herunter fallen, und daß folglich Land und Wasser in diesen Planeten sey; welches auch ihre beständige Flecken beweisen. In der Venus sind so gar Berge zu sehen. Von eben diesen Planeten weis man aus dem Umlaufe ihrer beständigen Flecken die Zeit, in welcher sie sich um ihre eigene Axe drehen, und folglich Tag und Nacht haben. Der Saturnus ist nur zu weit von uns, und der Merkurius der Sonnen zu nahe, als daß man ihre Flecken sehen, und daraus ihren Umlauf bestimmen könnte. Jedoch ist gar nicht zu zweifeln, daß sie eben wie die andern Planeten, Tag und Nacht haben; da sie gewiß alle um die Sonne herum gehen, und also ihre Jahre und Jahreszeiten halten.

Alle sechs Planeten, und zehn Nebenplaneten sind demnach lauter wohnbare Erden, und die ganze Welt enthält an vesten Körpern nichts anders, als lauter unzählbare Wohnhäuser für Lebendige, darinn es ihnen an Licht, Luft, Wärme, Nahrung, Kleidung, an Wechsel von Tag und Nacht, von Frühling, Sommer, Herbst und Winter, an süßer Empfindung, Augenweide, Wohlschmack, Harmonie und

zärtli-

zärtlichen Reizungen, an Unterricht und Ergötzung des Verstandes, an Mustern der Weisheit und Kunst, an Bewegungsgründen zur Tugend und Sittsamkeit, mit einem Worte, an Lust und Glückseligkeit, nach eines jeden Art, eben so wenig, als auf unserm Erdboden, fehlen kann.

§ 13.

So ist denn offenbar genug, daß alles, was in der körperlichen Welt ist, die Materie, deren Eintheilung, Figur, Eigenschaft, Zusammenfügung, Kräfte, Bewegungsgesetze und Veränderungen, alles mit dem Nutzen der Lebendigen übereinstimme. Die Erfahrung und der Augenschein bewähret demnach, was ich aus dem Begrif der Leblosigkeit geschlossen hatte, daß die Welt als leblos, und als Maschine betrachtet, keine innere Vollkommenheit, keinen Mittelpunkt, womit alle ihre Beschaffenheit übereinstimmet, in sich selbst haben könne, mithin von einem andern Wesen, und um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn müsse. Auch sind die Begriffe, welche ich zum Grunde gelegt, nämlich von dem Lebendigen und Leblosen, der Maschine, der innern und äussern Vollkommenheit, alle von wirklichen Dingen abgesondert, und enthalten also nichts Willkührliches oder Ertichtetes, sondern bloß was sich in den Dingen ausser uns wirklich befindet.

Spinoza hingegen, der ganz anders von der

Welt

Welt gedacht, setzet in seinen Gedanken willkührliche Begriffe, nach willkührlichen Bedeutungen der Wörter, zusammen; darinn dasjenige, was er sich zu beweisen vorgenommen hatte, schon verborgen liegt. Dadurch wird nicht allein das Bewiesene selbst willkührlich, und unbewiesen; sondern es ist auch so beschaffen, daß es der Erfahrung und der wirklichen Welt wiederstreitet.

Eine Substanz, spricht er, [2] ist dasjenige, was in sich selbst ist, und durch sich selbst begriffen wird; das ist, dessen Begrif keinen Begrif eines andern Dinges nöhtig hat, aus welchem er gefasset werden müsse. Ferner: [3] Durch das Wort Gott, verstehe ich dasjenige, was schlechterdings unendlich ist, das ist, eine Substanz, die aus unendlichen Eigenschaften bestehet, deren jede ein ewiges unendliches Wesen ausdrückt. Daraus schliesset er: Alles was ist, ist in Gott, und nichts kann ausser Gott seyn, oder gedacht werden. Das heißt so viel: Die Welt ist die einzige Substanz, welche ich (zum Schein) Gott nenne, und ausser derselben ist nichts.

Beyde Erklärungen sind nicht allein dunkel, zweydeutig, willkührlich, und wieder allen Gebrauch der Wörter, sondern auch in sich irrig, wenn man sie so verstehet, wie sie verstanden werden

[2] Ben. de Spinoza in Opp. post. Ethic. Defin. III.
[3] Id. ibid. Defin. VI.

werden müssen, daß der Schluß daraus folgen kann. Denn in der ersten Erklärung wird schon erschlichen, daß Seyn, und Selbständig seyn; in sich selbst seyn, und durch sich selbst begriffen werden, einerley, und stets mit einander verknüpft sey. In sich selbst ist jede Substanz; aber daraus folget nicht, daß sie auch durch sich selbst begriffen werde, oder keinen Begrif eines andern Dinges nöhtig habe, um zu verstehen, daß sie sey, und daß sie so, und nicht anders sey: das ist, es folget nicht, daß eine jede Substanz selbständig sey. In der andern Erklärung nimmt er willkührlich und irrig an, daß unendlich seyn, und (der Zahl nach) unendliche Eigenschaften haben, das ist, alle Eigenschaften alles dessen, was ist, in eins, und in sich alleine haben, einerley sey: imgleichen, daß alle Eigenschaften alles dessen, was ist, ihrer Wirklichkeit nach, ewig und nohtwendig seyn. Was macht der Mann denn für ein Blendwerk mit seinen mathematischen Beweisen, wenn er das, was er beweisen will, schon in seinen ersten Begriffen, willkührlich zum Grunde legt?

Wenn man nun seinen wahren Schlußsatz, daß die Welt die einzige Substanz sey, nach seiner Erklärung verstehet, nämlich, daß sie durch sich selbst begriffen werde, und daß kein anderer Begrif nöhtig sey, um sich eine Erklärung von der Welt zu machen: so sehe man nur die wirkliche Welt nach der Erfahrung an, ob sich das

bey

bey ihr in der That und Wahrheit finde, was Spinoza geschlossen hat. Da zeiget sich offenbar, daß der Mann in seinem Gehirne eine ganz andere Welt erbauet, als wirklich ist; und daß er, aus seinen willkührlich zusammen gesetzten Begriffen, der Welt etwas antichtet, was sich in ihr ganz anders verhält.

Der Begrif einer körperlichen Welt, die an sich leblos, aber doch so beschaffen ist, daß auf allen Kugeln Lebendige wohnen, und wohnen können, der ist es, welcher der Erfahrung und dem Augenschein gemäß, ächt und wahr ist. Und dieser Begrif hat allerdings eines andern Begriffes nöhtig, um zu verstehen, theils daß lebendige Thiere darinn entstanden sind, theils daß die übrige leblose Welt mit der Lebendigen Aufenthalt und Wohl übereinstimme. Denn wenn wir uns nichts anders, als die Welt selbst vorstellen, so lässet sich nicht begreifen, woher die Thiere in derselben sind, weil sie allerdings haben entstehen müssen, und doch keine Kraft in der ganzen Welt und Natur gefunden wird, wodurch sie hätten entstehen können. Desgleichen ist in der übrigen Welt, so ferne sie leblos ist, der Grund ihrer Wirklichkeit, und ihrer Beschaffenheit, Einrichtung, Natur und Uebereinstimmung nicht zu finden; vielweniger ist zu gedenken, daß sich die Thiere eine Welt, nach ihrem Sinne und Nohtdurft, bereitet, und ihr die Kräfte gegeben hätten. Wenn also der Begrif eines andern Wesens ausser der Welt

nöhtig

nöhtig ist, um mit Verstand und Wahrheit zu begreifen, daß die leblose Welt lebendige Thiere habe, und daß sie mit dem Nutzen dieser Thiere übereinstimme: so ist die Welt nicht das selbständige Wesen, oder nach der Sprache des Spinoza, nicht die einzige Substanz, nicht Gott.

§ 14.

So fällt denn auch des Spinoza fatale und unbedingte Nohtwendigkeit weg, welche er der Welt, und ihrer Natur und Begebenheiten beymisset. Denn wenn dieses wäre, so müßte ihre Wirklichkeit und Beschaffenheit durch ihr eigen Wesen bestimmt, und das Gegentheil, vermöge ihres Wesens, unmöglich seyn. Nun ist aber der Welt, so ferne sie leblos ist, vermöge ihres Wesens, einerley, ob sie ist, oder nicht ist, ob sie so, oder anders ist. Demnach ist weder das eine, noch das andere, durch ihr Wesen bestimmt, und also ihre itzige Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht schlechterdings nohtwendig. Sie ist von einem andern Wesen zur Wirklichkeit gebracht, und ihre Beschaffenheit durch eben dasselbe bestimmet worden. Und weil beydes seinen Grund, ausser ihr und ihrem Werkmeister, in denen Lebendigen hat, um deren Willen sie hervorgebracht, und mit solchen Eigenschaften versehen ist, die mit dem Wohl der Lebendigen übereinstimmen: so ist sie auch von ihrem Werkmeister nicht aus Nohtwendigkeit seines Wesens, sondern unter der äusseren

Bedin-

Bedingung geschaffen, daß sie den Lebendigen zum bequemen Wohnplatze dienen soll; da sie sonst nicht seyn, oder für andere Arten der Lebendigen anders eingerichtet seyn würde. Es verhält sich nicht anders mit ihr, als mit einer jeden Maschine, deren Daseyn und Einrichtung weder in ihr selbst, noch in ihrem Werkmeister, nohtwendigen Grund hat, sondern sich bloß auf die gesuchte Uebereinstimmung mit dem Nutzen der Lebendigen gründet.

Ich weis nicht, was sich einige Leute unter einer Nohtwendigkeit vorstellen, oder vorzeiten vorgestellet haben. Denn sie scheinen fast ein von allen Dingen abgesondertes, und für sich bestehendes Wesen daraus zu bilden, das die Dinge durch seine allerhöchste Macht, und durch ein ewiges, fatales unbedingtes Muß, seyn heisset, und nur auf eine einzige Weise möglich machet. Bey ihnen ist also nicht die Möglichkeit, sondern die Nohtwendigkeit, das erste, so sich von einem Dinge, oder vielmehr vor allen Dingen gedenken lässet; und nichts halten sie für möglich, als was schlechterdings nohtwendig ist. Dergleichen, ausser und wieder das Wesen der Dinge, angenommene Nohtwendigkeit ist eben so wohl ein eiteles Hirngedichte, ein leerer Schall und Abgott, als der bloße Zufall, oder eine abgesonderte Natur. Alle Nohtwendigkeit, die nicht in den Dingen selbst oder deren Ursachen liegt, die ohne und wieder die Eigenschaften und das Wesen der

Dinge gedacht wird, hat keinen Grund, und ist ein Blendwerk.

Was ist aber offenbarer, als daß die unbedingte Nohtwendigkeit von der körperlichen Welt ohne und wieder ihr Wesen und ihre Eigenschaften angenommen werde? Der körperlichen leblosen Welt ist es, vermöge ihres Wesens und ihrer Eigenschaften, einerley, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so, oder anders ist: folglich ist ihre Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht in ihr selbst gegründet; folglich ist sie nicht schlechterdings nohtwendig, sondern sie hängt in ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit von einer äusseren wirkenden Ursache ab, welche sie noch dazu nicht um ihr selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, hervorgebracht. Dieses ist die äussere Bedingung, unter welcher allein alles, was an ihr ist, nohtwendig heissen kann. Wenn diese Bedingung nicht wäre, oder anders wäre, so könnte sie für sich, und ihrer selbst halber, entweder gar nicht, oder auch anders seyn.

Wir sind vermögend, aus einer jeden Maschine die Beschaffenheit der ganzen Welt zu beurtheilen. Die Maschine bestehet aus einer gewissen Materie: die Welt auch. Die Materie der Maschine geneußt ihres Daseyns nicht: die körperliche Welt eben so wenig. Es hätte eine andere und mancherley Materie zu der Maschine dienen können; ein jedes Stück des Metalles einer Art, und auch verschiedene Art von

Metall

Metall zu dieser Uhr: so auch in der Welt. Der Regentropfen, welcher diese Pflanze wässert und nähret, ist es nicht allein, der sie hätte nähren können: ein jeder war dazu geschickt; und eine jede Materie von gleicher Schwere und Vestigkeit hätte unsernthalben das innere der Erden ausfüllen können. Betrachten wir die Größe und Vielheit der Materie, daraus eine Maschine bestehet: so liegt in der Materie derselben selbst kein Grund der bestimmten Größe. Denn kein Theil weis von seinem Nachbaren etwas, und eines Gegenwart schließt die andere nicht nohtwendig in sich; es giebt kleine, es giebt große Uhren. Desgleichen lassen sich in der Welt Lilliputter und Brobdinjaker, eine Erde, eine Welt im kleinen, und auch gröser gedenken, wenn nur alles dieselbe Proportion hätte; oder es könnte alles übrige in der körperlichen Welt in seinem Gange bleiben, und doch keine lebendige Seele, kein Thier darin seyn. Die Eintheilung einer Maschine hat in ihrer Materie und ihrem Wesen keinen zureichenden Grund: eine jede Materie kann auf tausendfältige Art getrennet und getheilet werden. So ist demnach in der lichten und finsteren Materie der Welt, an und für sich, nichts, das eben so viele, und nicht mehrere Sonnen und Planeten erfoderte. Was bestimmt die Figur der Theile einer Maschine? kann eine jede Materie nur einerley Figur haben? oder hat sie von selbst die Figur, welche

der Maschine zukommt? Die Figur der Welttheile ist eben so wenig durch die Materie selbst, oder nohtwendig bestimmet. Hat sich doch die Figur der Erdfläche, nach aller Geständniß, geändert. Und gehen nicht unsere neuen Weltbaumeister mit ihren Cometen, als der Zimmermann mit seiner Axt, um, den großen Welttheilen eine beliebige Figur zu geben? Der Ort eines jeden Theils der Maschine ist ihm an und für sich gleich, und die Ordnung und Zusammenfügung steckt nicht in ihrer Materie und ihren Kräften; ja, nachdem die Theile schon zusammen gefüget sind, so verändern sie doch ihre Lage gegen einander, können aufgehalten oder fortgerückt, können gar wieder aus einander genommen werden. In der Naturlehre überhaupt ist es auch ein ausgemachter Satz, daß ein jedes Ding seinen Ort verändern könne, und nicht nohtwendig an einem Orte sey. Ein jeder gegenwärtiger Ort eines jeden Dinges hat nicht allein in ihm selbst, sondern hauptsächlich in seinen Nachbaren Grund, das ist, in dem Verhältniß und Gleichgewichte seiner Kräfte, zu den Kräften der benachbarten Theile; sonst wird es von einem zum andern fortgestoßen. Und frägt man, was der Ort der benachbarten wieder für Grund habe: so hängt er abermals von ihren Nachbaren ab, und dieses geht in einem fort, durch die ganze körperliche Welt, und ist folglich ein jedes nur wegen der äusseren Bedingung seiner Nachbaren

ren an dem Orte, wo es ist. Und mich verlangt zu wissen, ob man diese äussere Bedingung, von einem Theile zum andern, vom andern zum dritten, vom dritten zum vierten, und so weiter ins unendliche schieben kann. Das wäre meines Erachtens so viel, als gar keinen Grund von dem Orte geben; und dazu eine unendliche wirkliche Reihe und Zahl der körperlichen Welttheile setzen.

§ 15.

Endlich muß die liebe Natur eine Nohthelferin werden. Weil alles in der ganzen körperlichen Welt natürlich zugehet, und natürlicher Weise nichts anders entstehen kann, als was wirklich geschieht: so schließt man, sey alles schlechterdings nohtwendig. Allein es ist leicht zu sehen, daß aus dem vorausgesetzten zu viel geschlossen werde. Wenn gleich zugestanden würde, daß alles in der Welt natürlich zugeht, und was natürlich zugeht, nicht anders seyn könne: so folgt doch keine unbedingte Nohtwendigkeit, sondern nur eine bedingte mechanische Nohtwendigkeit daraus. Denn wenn ich einmal eine gewisse Maschine, mit bestimmter Zusammenfügung der Theile und Kräfte, setze, und überlasse sie denn ihr selbst, ohne von aussen was darin zu ändern: so geht auch in der Maschine alles natürlich zu, und kann, vermöge der Kräfte und ihrer Regeln in der Verbindung der Theile, unmöglich etwas anders darin entstehen, als wirklich entstehet. Dennoch

aber

aber ist dieses, was entsteht, nicht schlechterdings nohtwendig; sondern es hängt von einem Werkmeister und dem Nutzen der Menschen ab. Ich meyne aber, daß ich eben dasselbe von der ganzen leblosen Welt und Natur so offenbar erwiesen, als möglich ist. Woher will man denn das Gegentheil von der Natur erhärten?

Wenn wir die Natur in dieser Absicht besonders untersuchen wollen: so ist wohl zuvörderst nöhtig, den Begriff deutlich zu bestimmen, welchen man mit diesem Worte verknüpfet. Denn es scheinet, als ob man noch nicht aufhöre, unter diesem Schleyer eine Isis zu verhelen, das ist, unter einem unbestimmten und schwebenden Worte, ein Unding für Etwas, eine verborgene Beschaffenheit (qualitatem occultam) für eine Ursache auszugeben.

Wer klare Begriffe sucht, kann durch das Wort Natur nichts anders, als die wesentliche Kraft einer jeden wirklichen Substanz, verstehen. Diese Bedeutung ist dem Sinne der Alten, und jedes gemeinen Mannes, geschweige vernünftiger Weltweisen, gemäß. So haben Sonne, Mond, Sterne, Mineralien, Pflanzen, Thiere, ja jedes Stäubchen in der Welt, ihre besondere Natur, oder eine jedem eigene und von andern unterschiedene Kraft zu wirken. Erfahrung und Weltweisheit lehren, daß des einen Dinges Kraft und Natur dem andern entgegen seyn, und dessen Bemühen wiederstreben

ben könne. Die ganze Welt, im Großen und Kleinen, bestehet aus lauter gegen einander arbeitenden Kräften. Dieses beweiset genugsam, daß wir eigentlich so viel verschiedene Naturen in der Welt, als verschiedene wirkliche Substanzen erkennen müssen, und daß es in der That nicht eine einzele Kraft sey, die alles in allen natürlich wirket.

Weil jedoch alle diese wiedrigen Kräfte in der Welt durch eine weise Verknüpfung zur Uebereinstimmung gebracht sind, und so ferne auch die ganze Welt zum Eins machen, und als ein solches erhalten: so nimmt man auch die ganze Sammlung aller besondern Kräfte in der Welt, wegen dieser Uebereinstimmung, für Eins, und nennet sie entweder schlechthin Natur, oder die ganze Natur, naturam rerum universam. Diese Uebereinstimmung so vieler Kräfte hat aber weder in den einzelen Kräften, noch in allen zusammen genommen Grund: weil eine jede der andern Daseyn nicht in sich schliesset noch erkennet; alle zusammen genommen aber ganz wild und streitend wirken würden, wenn sie eine andere Ordnung hätten. Ihre Uebereinstimmung hebt demnach den wirklichen Unterschied so vieler Millionen Kräfte eben so wenig auf, als man den Unterschied so vieler Millionen Menschen oder Soldaten aufhebt, wenn man sie alle mit den Wörtern, der Mensch, der Soldat, zusammen fasset. Ein jeder einzelne Mensch in der Welt behält doch

für sich seine eigene Natur, oder sein Naturell, ob er gleich mit andern in einer Verbindung und Gesellschaft stehet; und ein jeder Kerl in dem Kriegsheere hat seine Stärke für sich, ob er sie gleich, nach eines Wink, mit allen andern vereint und einstimmig anwendet.

Hieraus ist leicht zu erkennen, daß das Wort Natur sehr gemißbrauchet, ja zum leeren Tone wird, wenn man darunter, ich weis nicht was für eine einzige Kraft der Welt verstehet, die alles in allem wirken soll, von allen Dingen unterschieden ist, und doch weder von einer Seele der Welt, noch ausser derselben von Gott herkommt. Was ist sie denn? wo ruhet sie? muß sie nicht auf solche Weise gar verschwinden und zum Undinge werden? Oder macht man etwa den allgemeinen Begriff der Natur, als eines Geschlechts, welcher von den einzelen Naturen der Dinge abgesondert worden, zu einem wirklichen besonderen Dinge? so ist doch solches nicht weniger ein Hirngespenst, als wenn ich mir eine allgemeine menschliche Natur als wirklich gedächte, die von allen einzelen Naturen der Menschen unterschieden seyn, und ihren Einfluß in alle besondere Menschen wirken lassen sollte. Auf diese Weise mögte die allgemeine Natur höchstens zur fabelhaften Gottheit gedeyen, wie bey den Römern (Fides, Virtus, Honor, Pavor, Pallor,) Treue, Tugend, Ehre, Furcht, Schrecken ꝛc. unter dem Bilde der Gottheiten verehret wurden, ob es

gleich

gleich nur allgemeine abgesonderte Begriffe von der Gemühtsbeschaffenheit einzeler Menschen waren. Aber man dringt wohl bey solchen Leuten, die mit dem Worte der Natur spielen, vergeblich auf eine deutliche Erklärung. Sie wissen selbst nicht, was sie damit haben wollen, als daß es ihnen dienen soll, diesen leeren Ton statt des ersten zureichenden Grundes aller Dinge zu setzen.

§ 16.

Wenn wir nun die Kräfte der Dinge in der Welt, es sey einzeln, oder vereint und zusammen genommen, betrachten: so kann ihnen, und also der Natur, aus vielen Ursachen, keine andere, als eine bedingte Nohtwendigkeit zukommen. Denn erstlich sind diese Kräfte der Materie, als deren wesentliche Eigenschaft, wie die Materie selbst, leblos. Wenn nun die lebloße Materie selbst nicht nohtwendig wirklich ist, sondern von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht seyn muß: so sind auch derselben Kräfte oder Natur, zugleich in und mit der Materie, auf gleiche Weise, um der Lebendigen willen hervorgebracht. Was kann eine lebloße blinde Kraft, die sich ihres Bemühens nicht bewußt ist, sondern der alle Wirkung ihres Bemühens schlechterdings einerley wäre, für sich schlechterdings nohtwendig machen? Warum müßte sie die erste, ewige, selbständige, und vollkommenste Kraft seyn, die ewiglich für sich selbst verborgen, und ein Nichts

bliebe, und nichts zu ihrer eigenen Vollkommenheit wirkte, auch von denen Wirkungen ausser sich nichts empfünde?

Zweytens, sind die Kräfte jedes Dinges, in den kleinen sowohl als großen Welttheilen, von dem Verhältniß der Kräfte ihrer Nachbaren abhängig. Wenn nun diese Abhängigkeit ohne Ende in einem fortgehen sollte, so wäre eine äussere Abhängigkeit der ganzen Natur da, die doch von Nichts ausser der Natur abhinge, und sich auf Nichts gründete. Es muß also eine höhere Kraft ausser der Welt und Natur seyn, von welcher sie abhänget: und so ist sie nicht schlechterdings nohtwendig.

Drittens, stehen die Kräfte der ganzen Welt in einer Verbindung und Einstimmung mit einander. Diese Uebereinstimmung aber steckt nicht in den Kräften an und für sich. Denn betrachtet man sie einzeln: so enthält keine derselben das Daseyn oder die Beschaffenheit der andern; keine weis von der andern, oder von deren Vorhaben. Nehmen wir sie aber alle zusammen gefasset schon als wirklich an: so folget auch noch nicht daraus, daß sie zusammen übereinstimmen müssen; sondern eben dieselben Kräfte könnten auch wieder einander streiten, wenn nur ein anderer Ort eines jeden Dinges, oder eine andere Ordnung unter allen gesetzt würde; welches man, vermöge der Naturgesetze selbst, als möglich annehmen muß. Dann würde eben diese Natur der Dinge auch wieder

sich

sich selbst wüten, und alles in ein wüstes Chaos verwandeln können. Folglich zeiget die Natur, so ferne sie eine Uebereinstimmung mit sich selbst hat, die nicht in ihr selbst gegründet ist, daß sie nicht schlechterdings nohtwendig sey, sondern von einem andern Wesen ausser sich diese Uebereinstimmung erhalten habe.

Viertens, weil jede Wirkung der Kraft, die in jedem Theile der Welt ist, von seinen benachbarten abhänget; so setzet die ganze Natur eine gewisse Stellung und Ordnung der Theile voraus, welche eher gedacht werden, und wirklich seyn mußte, ehe eins ins andere, und so wie itzt, wirken konnte. Da also die Natur von etwas abhängt, welches eher, als sie selbst, zu setzen ist, und welches in sich selbst nicht einmal nohtwendig ist; so kann die Natur nicht schlechterdings nohtwendig seyn.

Fünftens, setzen auch alle Regeln der Kräfte, wornach die Natur, es sey in Körpern oder Seelen, wirket, eine Bedingung voraus; keine ist in sich und schlechterdings nohtwendig; keine läßt sich geometrisch beweisen. Man nehme in den Körpern die Regeln einer anziehenden oder ausdehnenden Kraft, oder alle beyde, oder was man sonst für Gesetze der Bewegnng in der Erfahrung gegründet sieht, woraus alle Begebenheiten in der Natur herzuleiten sind: es sind doch keine solche ewige und in sich selbst nohtwendige Wahrheiten, als daß zweymal zwey viere sey, oder daß ein Dreyeck drey Winkel

habe,

habe, welche zwey rechten gleich sind. Man muß ausser den Regeln der Naturkräfte, ja ausser der Materie selbst, immer etwas annehmen, woraus man verstehet, warum die Regeln so, und nicht anders sind. [4] Sie leiden daher auch nur eine äussere Uebereinstimmung und äussere Vollkommenheit, und können bloß um der Lebendigen willen, folglich unter einer Bedingung, nohtwendig seyn. Selbst die Regeln, wornach sich so manche Seelen ganz verschiedener Art richten, sind nicht anders nohtwendig, als in so ferne sie eine gewisse Art des Lebens und der Glückseligkeit zum Ziele haben. Wenn wir aber setzen, daß diese, daß jene mögliche Art des Lebens und der Glückseligkeit hat sollen zur Wirklichkeit kommen: so verstehen wir erst, warum ein jedes Thier solche Natur bekommen, und sich in seinen Handlungen nach diesen Regeln richtet; warum die Spinne ein Netze webet, warum der Vogel ein Nest bauet, warum die Schildkröte sich gegen den Winter vergräbt. u. s. w. Unter der Bedingung einer gewissen

[4] Leibniz Essais de Theodicée, § 345. *J'ay découvert en même temps, que les loix du mouvement, qui se trouvent effectivement dans la nature, et sont verifiées par les experiences, ne sont pas à la verité absolument demonstrables, comme seroit une proposition Geometrique, mais il ne faut pas aussi, qu'elles le soient. Elles ne naissent pas entierement du principe de la necessité, mais elles naissent du principe de la perfection*

wissen Lebens-Art, waren jedem die Regeln und Fertigkeiten seiner Natur, so und nicht anders zu handeln, nöhtig; in sich selbst und schlechterdings sind sie nicht nohtwendig.

Sechstens, die Mißgeburten, welche zwar selten, aber jedoch zuweilen, in der Welt wirklich entstehen, nebst anderen größeren Unfällen, von Ueberströhmungen, Erdbeben, Orcanen, Unfruchtbarkeit, Menschen- und Viehsterben, lehren uns, daß alles dieses natürlicher Weise möglich ist. Wenn nun dieses allerdings nach den Regeln der Kräfte in der Zusammenfügung der Welt geschiehet: so folget, daß auch eine Ordnung und Regel in der Natur möglich sey, wodurch mehrmals, ja allezeit, dergleichen Unfälle zur Wirklichkeit gebracht würden; folglich sind die gegenwärtigen Regeln und Ordnung der Natur nicht schlechterdings nohtwendig.

§ 17.

Inzwischen zeiget die Erfahrung, daß die itzt angeregten Unfälle nur sehr selten entstehen, und also bloße unumgängliche Abfälle von Regeln seyn müssen, welche sonst durchgehends zu der Leben-

perfection et de l'ordre; elle sont un effet du choix et de la sageſſe de Dieu. Je puis demontrer ces loix de pluſieurs manieres, mais il faut toûjours ſuppoſer quelque choſe, qui n'eſt pas d'une neceſſité abſolument Geometrique. De ſorte que ces belles loix ſont une preuve merveilleuſe d'un Etre intelligent et libre, contre le ſyſteme de la neceſſité abſolue et brute de Strabon ou de Spinoza.

Lebendigen Besten übereintreffen. Alle Kräfte der körperlichen Welt, und alle Regeln der Bewegung sind, vermöge unleugbarer Erfahrung, wirksame Ursachen von dem Wohl der Lebendigen. Die ganze körperliche Natur ist, ohne ihr eigen Wissen, Empfindung oder Vergnügen, zu unserm Nutzen stets geschäfftig und arbeitsam; und sie hätte sich, wenn sie den größten Verstand hätte, keine bessere Maaßregeln dazu nehmen können.

Die Meßkünstler und Naturkündiger neuerer Zeit haben ein großes gethan, daß sie die Gesetze der Bewegung, welche die Natur am Himmel und auf der Erden beobachtet, theils schon entdeckt, theils weiter zu erforschen auf der Spuhr sind. Allein man wird aus allem, was entdeckt ist, leicht einsehen, daß der Grund aller der Gesetze in dem Wohl der Lebendigen enthalten sey. Die Gesetze, welche Kepler, Newton, Leibnitz, in den Bewegungen der Planeten beobachtet, sind eben diejenigen, welche uns Tag und Nacht, Sommer und Winter, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit gewähren. Das Gesetz der Schwere giebt unsrer Erdkugel die Vestigkeit, und macht sie auf allen Seiten wohnbar. Und die Wasserwags-Regeln ergiessen uns die Ströhme und Seen über den ganzen Erdboden, und machen ihn schiffbar. Die Spannung der Lufttheilchen ist das Mittel zur geschwinden Fortpflanzung des Lichts und Schalles, des Wachsthums der

Pflanzen

Pflanzen und des Lebens der Thiere. Der Bruch der Lichtsstrahlen und ihre Zurückprellung, nebst allen optischen Regeln, geben uns tausend Vortheile im Sehen. Es wäre aber der Mühe wehrt, daß ein verständiger Mann alle die Gesetze der Natur, welche uns die Meßkunst und Naturlehre an die Hand giebt, auf die Weise deutlich und umständlich erklärte, daß ein jeder den vielfachen Nutzen, welcher dadurch den Lebendigen geschaffet wird, und den Schaden, welchen eben dieselbe haben würden, wenn die Regeln anders wären, begreiflich erkennen könnte.

Diese Betrachtung füllet die große Lücke, welche wir noch in der Weltweisheit haben, und verknüpft nicht allein die Meßkunst mit der Naturlehre, sondern auch die Naturlehre mit der Metaphysik, die wirkenden Ursachen mit den Endursachen; und zeiget den ganzen Zusammenhang der Dinge aus einer Quelle der Vollkommenheit und Weisheit. Es ist allerdings vernünftig, daß man die Wirkungen selbst aus sicheren Erfahrungen lerne; und daß man den nächsten Grund der Wirkungen in den wirkenden Ursachen und deren Kräften und Regeln suche; allein es ist auch nicht weniger vernünftig, wenn die wirkenden Ursachen und deren Regeln nicht in sich und schlechterdings nohtwendig, und nicht durch sich selbst verständlich sind, sondern eine Bedingung voraus setzen, warum sie so wirken, daß man darnach forsche; weil sonst unserm

unserm Verstande kein Genüge geschieht, so lange es keinen zureichenden Grund findet.

Dasjenige, um deßwillen ein Ding ist oder geschieht, nennet man eine Endursache oder Absicht. Da nun die körperliche Welt und ihre Natur keine innere Nohtwendigkeit ihres Seyns und ihrer Beschaffenheit hat, sondern von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn muß: so müssen wir nicht allein eine wirkende Ursache, von welcher die Welt hervorgebracht ist, sondern auch eine Endursache oder Absicht dieser Wirkung annehmen, und dieselbe in dem Wohl der Lebendigen suchen, wo wir anders unserm Verstande durch zureichenden Grund Genüge thun wollen.

Die vierte Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Absichten in der Welt.

§ 1.

Wir können also, vernünftiger Weise, mit unserm Forschen nach der ersten Ursache, bey der Welt und deren Natur nicht bestehen bleiben. Sie kann weder die Lebendigen ursprünglich erzeuget haben, noch an sich selbst begriffen werden, ohne einen Werkmeister zu setzen, der diese leblose Maschine um der Lebendigen

digen willen hervorgebracht hat. Die Welt und Natur ist folglich nicht das erste, selbständige, ewige, nohtwendige Wesen; sondern solches muß ausser der Welt seyn, und die Welt in Absicht auf die Lebendigen hervorgebracht haben.

Dieses selbständige, ewige, nohtwendige Wesen, welches die ganze Welt, und darinn die leblosen Dinge um der Lebendigen willen geschaffen hat, ist es, was wir mit dem Worte, Gott, andeuten. Es ist also ein Gott, und wir können unsrer gesunden Vernunft, ohne den Begriff von einem solchen Wesen, nicht einmal in den gemeinsten Erfahrungen von unserm Ursprunge, und der körperlichen leblosen Welt ausser uns, Genügen thun.

Wollen wir nun die Eigenschaften dieses erhabenen Wesens, von dem die ganze Welt, und wir selbst mit allen Lebendigen abhängen, weiter erforschen: so stehen uns nur zween Wege offen. Wir können versuchen, was aus dem ersten Begriffe von Gott, durch genaue Vernunftschlüsse, zu erkennen ist; wir können auch seine Vollkommenheiten in seinem Werke, als einem sinnlichen Spiegel der göttlichen Kräfte und Eigenschaften, wahrnehmen. Wenn beydes seine zureichende Klarheit und Deutlichkeit hat, und mit einander übereinstimmet: so werden wir desto sicherer seyn können, daß wir uns von einem so unermeßlichen Wesen, mit unsrer schwachen Vernunft, wenigstens keine falsche

Vorstellung gemacht haben; wenn sie gleich sehr unvollkommen seyn wird.

Es bleibt zwar unserm Verstande, zumal in Dingen, die so erhaben und von dem Sinnlichen so entfernet sind, vieles verborgen, wie und auf was Weise dieses und jenes beschaffen oder möglich sey; allein ein Zweifel, der bloß auf Mangel der Einsicht und auf Unwissenheit gegründet ist, hat gegen klare und deutliche Einsicht der Einstimmung oder des Wiederspruchs keine Statt. Wenn wir so folgern wollten, ich begreife nicht, wie es zugeht, also ist es nicht: so würden wir die offenbarsten Dinge, selbst in der Natur, als Licht, Bewegung, Fortpflanzung, thierische Fertigkeiten, ja unsere eigene Handelungen verleugnen müssen. Und gewiß, wer die Naturlehre mit der Lehre von Gott unpartheyisch vergleichet, der wird in jener eben so viel unerforschliches für seinen Verstand, als in dieser, finden. Man muß daher stets die Grenzen der menschlichen Vernunft, welche uns die klare und deutliche Einsicht des Zusammenhangs der Dinge bezeichnet, wohl bemerken; und das, was man im hellen Lichte siehet, darum nicht verleugnen, weil noch eins und anderes übrig bleibt, das man nicht so klar und deutlich erkennen kann.

§ 2.

Gott ist, vermöge des ersten Begriffes, selbständig, ewig, und schlechterdings nohtwendig.

dig. [1] Daher aber kann man ihn auch nicht anders, als unveränderlich, gedenken. Denn wäre er so beschaffen, daß etwas in ihm entstünde, was vormals in ihm noch nicht wirklich war: so liesse sich nicht sagen, daß er in seiner wirklichen Beschaffenheit schlechterdings nohtwendig sey; sondern er könnte sich auch anders verhalten, er würde bald in diesem, bald in jenem Zustande seyn. Solcher verschiedene auf einander folgende Zustand würde auch sein Daseyn der Zeit unterwerfen; welches seine Ewigkeit aufhebt. Eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten bringt nimmer eine Ewigkeit heraus, wenn man sie auch noch so sehr vermehret. [2] Und wie könnte er denn selbständig seyn? das ist, wie könnte alle seine Wirklichkeit in seinem eigenen Wesen alleine völligen Grund haben? Das Wesen ist unveränderlich: so muß auch eine Wirklichkeit, die darinn völligen Grund hat, zugleich mit dem Wesen da, und unveränderlich seyn. Gott ist demnach unveränderlich, ohne Zeit und Wechsel, stets derselbe, und sich vollkommen ähnlich.

Aus dieser Eigenschaft fliesset weiter, daß er in allem, was sein Wesen in sich schließt, unendlich, oder ohne Schranken sey. Denn was Schranken hat, in dem ist ein mehreres, oder etwas anderes möglich, als es schon wirk-

[1] Siehe die I. Abh. § 1. 2.
[2] Siehe die I. Abh. § 8. und die III. Abh. § 6. sq.

lich an sich hat. So hat unser Verstand Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes gedacht werden kann, als wir itzt wissen und verstehen. Unsere Stärke hat Schranken, weil noch ein mehreres oder anderes ausgerichtet werden kann, als wir durch unsere Stärke auszurichten vermögend sind. Wenn nun das, was in einem eingeschränkten Dinge über das Wirkliche möglich ist, entstehet: so geschieht eine Veränderung in demselben. Daher ist wechselsweise wahr: Alles, was Schranken hat, ist veränderlich; und alles, was veränderlich ist, hat Schranken. So ist denn auch im Gegentheil alles unendliche unveränderlich, und alles unveränderliche unendlich. Gott ist also unendlich, so ferne alles, was in ihm möglich ist, zugleich, und auf einmal da ist.

Ich folgere auch daraus, daß er einzig sey, oder daß nicht mehrere Götter seyn können. Denn wenn mehrere Götter wären, so müßten sie ausser einander und von einander unterschieden seyn. Weil nun nichts von dem andern unterschieden seyn kann, wenn nicht etwas ist, worinn sie unterschieden sind: so müßte auch etwas seyn, worinn zween oder mehrere Götter von einander unterschieden wären; der eine müßte etwas an sich haben, was der andere nicht an sich hätte: der eine würde etwa was denken, wollen, können, was der andere nicht gedächte, wollte oder könnte. So wäre ausser dem, was der eine gedächte, wollte oder könnte,

noch

noch ein mehres zu gedenken, zu beschliessen und auszurichten möglich. Wie würde man also sagen können, daß dieses letzteren Gottes Verstand, Willen und Vermögen unendlich sey? Das ist, er wäre kein Gott. Es ist daher ein sicherer Schluß: alles, wovon viele und verschiedene einzele Dinge, Arten, Gattungen und Stuffen möglich sind, das ist endlich und eingeschränkt; weil ausser dem, so einem jeden wirklich zukömmt, noch ein anderes und mehreres der Art möglich ist. Hergegen ist das Unendliche nicht nur eins, sondern schlechterdings einzig, so daß unmöglich mehrere und andere unendliche Dinge seyn können. Eben diese Eigenschaft Gottes kann auch aus seiner Nohtwendigkeit hergeleitet werden. Denn Eins ist nohtwendig; ein selbständig Wesen muß seyn. So bald ich aber von der Einheit abgehe, so ist kein zureichender Grund, warum eben zwey, drey, vier und nicht hundert, nicht tausend, und immer mehr gesetzt würden; wie auch die Vielgötterey der Heyden weiset, die ihre Zahl der Götter immer vermehret haben, und nimmer recht bestimmen können oder wollen.

§ 3.

Wenn nun alles, was in Gott ist und seyn kann, in seinem einzigen selbständigen Wesen nohtwendigen Grund hat: so stimmet alles, was in ihm ist, mit seinem eigenen Wesen überein. Diese Uebereinstimmung alles göttlichen, mit seinem eigenem Wesen, ist seine innere selb-

ständige Vollkommenheit, welche mithin auch ewig, nohtwendig, unendlich und einzig ist. Ein körperlich lebloses Ding kann weder selbständig seyn, noch innere Vollkommenheit haben. Es ist nichts in ihm selbst, welches sein Daseyn und seine Beschaffenheit bestimmet, oder womit alles in seinem Wesen übereinstimmen könnte. [3] Gott kann also nicht körperlich noch leblos seyn; sondern er muß ein unkörperlich Leben haben, das seinen übrigen Eigenschaften gemäß, folglich selbständig, nohtwendig, ewig, unveränderlich, unendlich, einzig, und schlechterdings das allervollkommenste ist.

Ein jedes Leben begreift eine wirksame Kraft. Da nun Gottes Leben selbständig ist: so muß in demselben der erste Grund alles dessen gesucht werden, was in und ausser ihm durch Kräfte zur Wirklichkeit kommt, und möglich ist. [4] Weil es aber eine unkörperliche Lebenskraft ist, so können wir sie innerlich nicht anders, als durch Verstand und Willen, wirksam gedenken; gleichwie auch die äusserliche Schöpfung, dadurch die Welt um der Lebendigen willen, das ist, nach Absicht hervorgebracht ist, zeiget. Wenn nun ein Wesen Verstand und Willen hat, so rechnen wir es zu der Zahl der Geister. Gott ist also ein Geist; und weil er unendlich ist, so stellet sich sein Verstand alles mögliche auf einmal in der größten Deutlichkeit vor;

[3] Siehe die III. Abh. § 4. sqq.
[4] Siehe die I. Abh. § 3.

vor; und sein Wille hat auf einmal gewollt und beschlossen, was er für gut finden kann.

Alles Lebens inneres Ziel und Mittelpunkt, womit alle dessen Bemühungen übereinstimmen, bestehet in der Lust und Glückseligkeit. Da nun die Lust nichts anders ist, als ein anschauend Erkenntniß der Vollkommenheit, Gott aber, nach seinem unendlichen Verstande sich unter allen Möglichen auch seine eigene Vollkommenheiten aufs deutlichste vorstellet: so genießt er, durch solch deutliches Bewußtseyn, seines eigenen Daseyns, seiner Eigenschaften, Kraft, Wirkung, und deren Uebereinstimmung, aufs vollkommenste; und lebt also für sich in ewiger, unendlicher, unveränderlicher Lust und Glückseligkeit.

§ 4.

Es sind aber auch ausser Gott, durch seine Kraft, endliche und veränderliche Dinge, mit einer endlichen Vollkommenheit möglich, und, wie die Erfahrung lehret, in der Welt wirklich geworden. Da nun die Welt entstanden ist, und in Gottes lebendigen Kraft der erste Grund alles dessen zu suchen ist, was entstehet und wirklich wird: so muß auch in der göttlichen Kraft etwas seyn, woraus sich die Wirklichkeit und Beschaffenheit der Welt verstehen läßt.

Nun siehet man alsobald: weil zur Hervorbringung eines wirklichen Dinges ausser sich eine Macht, oder Vermögen etwas wirklich zu machen, gehöret, daß man Gott eine solche

Macht beylegen müsse, welche wenigstens ihrer Wirkung, oder der Größe der Welt gleich ist. Allein, da auch sonst kein zufällig Ding überhaupt möglich ist, welches nicht ursprünglich von Gott, als dem ersten Wesen, entstünde: so muß in Gott eine Macht seyn, die alles Mögliche in sich fasset. Und das nennen wir eine Allmacht. Eben dieses erhellet auch aus der Unendlichkeit Gottes. Denn wäre seine Macht keine Allmacht, so würde ja ausser derselben noch etwas möglich seyn, das sie nicht ausrichten könnte, und sie würde folglich Schranken haben. Da aber die Welt, welche durch Gottes Allmacht wirklich geworden, nicht ewig ist noch seyn kann: so folget, daß sie von Gott aus Nichts hervorgebracht sey. Ich habe schon oben gezeiget, daß dieser Begriff nichts widersprechendes in sich halte, und daher nichts unmögliches vorstelle. Aber wir Menschen haben freylich kein Vermögen, das diesem ähnlich wäre; können also auch die Art und Weise, wie solches möglich ist, nicht begreifen, noch aus solchem Mangel der Einsicht einen Zweifel wieder die Sache selbst ziehen, [5]

Daß er aber seine Macht zur Hervorbringung einer Welt, die er sich gedacht hatte, anwenden wollen; solches kann man keiner innern unbedingten Nohtwendigkeit seiner Natur und seines Wesens beymessen. Sonst würde die Welt mit Gottes Wesen eine unzertrennliche Ver-

[5] Siehe die III. Abh. § 6. sqq.

Verknüpfung haben, und, so zu reden, eine Person mit ihm ausmachen: so würde alles, was in der Welt ist und geschieht, in Gott selbst seyn und geschehen: mit einem Worte, die Welt wäre sein Körper, und er die Seele der Welt. Das kann aber nicht seyn. Die Welt ist veränderlich; demnach würde auch Gott durch die Welt veränderlich werden, weil sie ein wesentlich Theil von ihm wäre. Die Welt, und alles, was in der Welt ist, hat Schranken; demnach würde auch Gottes Wesen so ferne eingeschränkt und endlich seyn. Die Daure der Welt bestehet in einer Zeit, und sie kann nicht ewig seyn; demnach würde auch Gott der Zeit unterworfen und so ferne nicht ewig seyn. Die Welt ist größtentheils körperlich; demnach würde sich auch Gott in diesem Körper bewußt seyn, das ist, sinnlich fühlen, und vom Körper abhängen; folglich nicht das allervollkommenste Leben, und die allervollkommenste Glückseligkeit besitzen. Die Welt enthält Lebendige, die, wegen ihrer Schranken, bloß einer niedrigern Lust fähig sind, welche dazu noch durch Schmerz und Unlust gestöhret wird, und oft aus der Unvollkommenheit eine betriegliche Nahrung sucht; demnach würde Gott, wenn er in den Lebendigen dieser Welt lebte, sich durch ihre Schöpfung unvollkommener und unglückseliger gemacht haben. Dieses alles wiederspricht denen göttlichen Eigenschaften, und folglich seinem Wesen. Demnach wiederspricht es auch

seinem Wesen und seinen Eigenschaften, daß er die Welt aus innerer unbedingten Nohtwendigkeit seiner eigenen Natur hervorgebracht hätte.

Es bleibet also nichts übrig, als daß die äusseren möglichen Dinge, welche er sich nach seinem unendlichen Verstande vorgestellet, seinem Willen einen Bewegungsgrund zur Schöpfung gegeben, und daß die Zufälligkeit und Mannigfaltigkeit möglicher Dinge ihm eine freye Wahl verstattet habe, welche jedoch mit seinen nohtwendigen Eigenschaften übereinstimmete. Gott hat nämlich, vermöge seiner Natur, an seinen eigenen Vollkommenheiten Lust. Er stellet sich aber, nach dem Verstande, nicht allein sich selbst, sondern auch alle ausser ihm mögliche Dinge mit ihrer verschiedenen Vollkommenheit vor. Nun wissen wir Menschen aus unsrer eigenen Empfindung, daß ein Geist nicht allein an seiner eigenen, sondern auch an anderer Vollkommenheit und Glückseligkeit Lust haben kann. Demnach läßt sich auch begreifen, daß dieses gleichfals dem größten Geiste ein Bewegungsgrund des Willens zur Schöpfung, die in seiner Macht war, hat werden können.

Wenn wir Menschen an der Vollkommenheit eines andern Lust haben; so ist doch allezeit bey uns eine Begierde nach unsrer eigenen mehrern Vollkommenheit und Glückseligkeit, und also ein Mangel, mit zum Grunde zu legen. Das läßt sich aber von Gott nicht sagen, als dessen Vollkommenheit und Glückseligkeit nichts

kann

kann hinzugesetzt werden, weil sie unendlich ist. Gott kann also die Welt, in dem Verstande, nicht um sein selbst willen geschaffen haben. Allein auch die körperliche Welt ist, als leblos, keiner innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig, und kann ihres eigenen Daseyns nicht geniessen; sondern kann nur in so weit vollkommen genannt werden, als ihr Daseyn und ihre Beschaffenheit mit dem Wohl der Lebendigen übereinstimmet. Demnach kann Gott auch die körperliche Welt nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Lebendigen willen geschaffen haben. Die Lebendigen aller Arten sind es demnach nur eigentlich, von welchen Gott den Bewegungsgrund zur Schöpfung genommen hat, weil sie einer innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig waren, und weil Gott sich ein Vergnügen daraus machte, aus seiner unendlichen Fülle denen ausser ihm möglichen Lebendigen die Wirklichkeit zu geben, und so viel Vollkommenheit und Glückseligkeit mitzutheilen, als jedes Art, in der Verknüpfung der Dinge, litte.

Dasjenige, um des willen ein verständiges Wesen etwas zur Wirklichkeit bringt, wird seine Absicht oder Zweck genannt. Gott handelt also in der Welt mit Absicht, und diese ist auf das Wohl der Lebendigen gerichtet; alles aber in der Welt, so diese Absicht zur Wirklichkeit bringen kann, ist unter die Mittel der göttlichen Absicht zu zählen. Da nun alles in der Welt

durch

durch die Kräfte der Dinge, das ist, durch die Natur, ihrem Wesen gemäß, zur Wirklichkeit kommt, so ist das Wesen und die Natur der Dinge das Mittel göttlicher Absichten.

Ein unendlicher Verstand, der aller möglichen Dinge Vollkommenheit aufs deutlichste einsiehet, weis seine Absichten und deren Mittel zu der völligsten Uebereinstimmung zu bringen: und das ist die größte Weisheit. Ein Wille, der an aller möglichen Lust und Glückseligkeit der Lebendigen Gefallen hat, wird dieselbe auch geneigt seyn, zu bewirken: und das ist die größte Güte. Wir können also von Gottes Schöpfung und deren Absichten nicht anders denken, als daß sie eine unendliche Weisheit und Güte zu Tage legen werden; gleichwie sie durch seine unendliche Macht wirklich geworden sind.

§ 5.

Wie uns nun dieser Weg des Erkenntnisses Gottes von den ersten Begriffen seiner Selbständigkeit, Nohtwendigkeit und Ewigkeit, zu seinen weisen und gütigen Absichten in der Schöpfung der Welt geführet hat: so werden wir rückwärts, durch die Betrachtung der Welt, vermittelst der darinn liegenden Absichten, zu eben dem Erkenntniß des Daseyns Gottes und seiner Eigenschaften und Wirkungen gebracht.

Aus der Betrachtung der Welt sahen wir: da das Lebendige in der Welt einen Ursprung, und doch nicht von dem Leblosen gehabt, das

Leblo-

Lebloſe aber auch den Grund ſeines Daſeyns und ſeiner Beſchaffenheit nicht in ſich ſelbſt haben, das iſt, nicht ſelbſtändig, nohtwendig und ewig ſeyn kann; daß die ganze Welt von einem wahrhaftig ſelbſtändigen, nohtwendigen, ewigen Werkmeiſter, und zwar das Lebloſe um der Lebendigen willen, das iſt, mit Abſicht auf die Lebendigen und deren Wohl, hervorgebracht ſeyn müſſe. Hierinn liegt unmittelbar ſeine Macht, welche die Welt mit alle dem, was darinn iſt, zur Wirklichkeit gebracht: hernach ſeine Güte, welche die Luſt und Glückſeligkeit der möglichen Lebendigen zum Zweck gehabt: und ſeine Weisheit, welche zu dieſem gütigen Zwecke die Natur ſowohl der lebloſen Dinge, als der Lebendigen ſelbſt, nach einſtimmigen Regeln, als das kürzeſte Mittel, erwählet hat. Und dieſe drey Eigenſchaften des Schöpfers müſſen der Wirkung gleich, das iſt unermeßlich, und nach der Art zu wirken unendlich ſeyn. Denn wir mögen die Welt, und was darinn iſt, nach ihrer Größe und Mannigfaltigkeit, oder nach ihrer Uebereinſtimmung und Vollkommenheit betrachten: ſo überſteigt ſie in allen Stücken alles Maaß, was wir erdenken können. In ſo ferne aber zwiſchen dem Seyn und Nichtſeyn ein unendlicher Abſtand iſt, ſo ſetzet die Welt, welche das Seyn durch des Schöpfers Macht, Güte und Weisheit erhalten hat, da ſie vorher nicht war, unendliche Eigenſchaften und Vollkommenheiten voraus.

Ein

Ein solcher Schöpfer nun muß nicht allein eine unendliche Kraft, sondern auch, so ferne er dieselbe nach unendlicher Güte und Weisheit äussert, den vollkommensten Verstand und Willen haben; folglich der größte Geist seyn, der ein ihm gemäßes Leben und innere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit besitzet. Weil nun die Welt durch die Verknüpfung der wirkenden und Endursachen ein einziges Ganzes ausmachet: und hergegen in einem einzigen Wesen, das den vollkommensten Verstand und Willen, und eine unendliche Kraft besitzet, völliger Grund des Daseyns der Welt zu finden ist: so würden mehrere Schöpfer ohne zureichenden Grund, und umsonst erdacht. Er ist also einzig, und vermöge seiner Unendlichkeit können auch nicht mehrere seyn: mithin ist er auch das nohtwendige, ewige, selbständige erste Wesen, wovon alle Wirklichkeit anderer Dinge abhänget, und was wir Gott nennen.

§ 6.

Beyde Wege des Erkenntnisses legen nichts zum Grunde, als was ein jeder Atheist zustehen muß: nämlich auf der einen Seite, daß etwas selbständiges, nohtwendiges ewiges seyn müsse; auf der andern aber, daß die Welt aus lebendigen und leblosen Dingen bestehe. Beyde aber führen uns dennoch zu einerley Eigenschaften des ersten Wesens; wodurch die Wahrheit desto mehr bestärket wird. Besonders aber treffen sie in den Absichten als einem gemeinschaftlichen

Mit-

Mittelpunkte zusammen. Denn fangen wir von den ersten Begriffen eines selbständigen, nohtwendigen, ewigen Wesens an: so läßt sich dasselbe nicht anders, als lebendig, und wenn es ausser sich wirksam ist, als um der Lebendigen willen, das ist mit Absicht auf die Lebendigen, wirksam gedenken. Betrachten wir aber die Welt zuerst, so ferne sie aus lebendigen und leblosen Dingen bestehet, die beyde den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in sich haben: so finden wir, daß das Lebloſe nicht um sein selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, also aus Absicht auf dieselbe, hervorgebracht seyn müsse. Demnach wird auch besonders die Lehre von den Absichten in der Natur, durch diese Uebereinstimmung, bestärket; wiewohl dieselbe schon für sich veste stehet, ehe man noch zu den Eigenschaften des ersten Wesens hinauf gestiegen ist, weil sie allein auf der Leblosigkeit der körperlichen Welt gegründet bleibt.

Dieser allgemeine Beweis der Absichten fliesset demnach nicht aus der äusserlichen Einrichtung der Welt, sondern aus einer inneren Beschaffenheit der Materie. Er gründet sich nicht auf ein tiefes oder weitläuftiges Erkenntniß der Natur, sondern auf etwas einfaches, das jedem in die Augen leuchtet; nicht auf was willkührliches und zweydeutiges, sondern auf was wesentliches. Er läßt auch keine Ausflucht über, daß etwa die vermeynte Absicht einem Ohngefähr oder einer blinden Nohtwendigkeit

zuzu-

zuzuschreiben sey, sondern eben dieselbe Beschaffenheit der Materie, woraus die Absichten fliessen, hebt zugleich Nohtwendigkeit und Zufall auf. Es hat mir um so viel nöhtiger gedünkt, auf solchen Beweis zu denken, weil derjenige, den man bisher schlechthin aus der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge geführet hat, noch nicht verhindern können, daß nicht Leute, die gerne eine jede Gelegenheit zu Ausflüchten ergreifen, alle die herrliche Ordnung und Einrichtung der Welt lieber einem Ohngefähr, die meisten einer blinden Nohtwendigkeit zugeschrieben hätten.

Es sey ferne von mir, daß ich den Beweis von der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge verachten, oder für schwach halten sollte. Ich sehe ihn vielmehr für sehr gut und stark an; aber ich glaube auch, daß er bisher mehr dazu eingerichtet worden, daß er durch große Klarheit, als daß er durch Deutlichkeit überzeugen sollte. Allerdings ist es einem jeden, der nicht freventlich spitzfindig seyn will, offenbar, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen gemacht sey, und daß überhaupt alle und jede Einrichtung in der Welt, vom größten bis zum kleinsten, Weisheit und Absicht zeige, die einer gleichsam mit Händen greifen kann; so daß einer entweder die Natur nicht kennen, oder schaamroht werden muß, wenn er sich und andere überreden will, daß solche Uebereinstimmung

mung mit dem Nutzen der Lebendigen entweder von einem wüsten Zufall, oder von einer blinden Nohtwendigkeit herrühre. Unterdessen fehlte es doch bisher, bey dieser Folgerung von der Uebereinstimmung in der Welt auf die Absichten, an einem allgemeinen und deutlichen Beweise, daß solche Uebereinstimmung nohtwendig von einer Absicht eines Werkmeisters herrühren müsse, und sonst keinen Grund haben könne. Nun aber ist hier ein allgemeiner deutlicher Grund gegeben, warum eine körperliche leblose Welt sowohl von einem Werkmeister, als um der Lebendigen willen, und also aus Absicht, hervorgebracht seyn muß: und der ist leicht zu überdenken, und so ins Kurze zu fassen.

Die körperliche Welt ist an sich leblos. Was an sich leblos ist, dem kann es nach seinem inneren Wesen nicht anders als einerley seyn, ob es wirklich ist oder nicht ist, ob es so oder anders ist. Wem es nach seinem inneren Wesen nicht anders als einerley seyn kann, ob es wirklich ist oder nicht ist, ob es so oder anders ist, dessen Wirklichkeit und Beschaffenheit kann weder durch sein eigen Wesen, noch seinem eigenen Wesen gemäß bestimmt seyn. Dasjenige, dessen Wirklichkeit und Beschaffenheit weder durch sein eigen Wesen, noch seinem eigenen Wesen gemäß, bestimmt seyn kann, dessen Wirklichkeit und Beschaffenheit muß durch ein anderes Wesen, als eine wirkende Ur-

sache und nach eines anderen Wesen, und also um eines andern willen, bestimmt seyn. Dasjenige, dessen Wirklichkeit und Beschaffenheit durch eine wirkende Ursache um eines andern willen bestimmt seyn muß, das muß von einem Werkmeister, aus Absicht auf andere, und nach Uebereinstimmung mit deren Wesen, hervorgebracht seyn. Demnach muß die körperliche leblose Welt von einem Werkmeister aus Absicht auf andere, als leblose Dinge, und also nach Uebereinstimmung mit dem Wesen der Lebendigen hervorgebracht seyn. Demnach muß auch alle Uebereinstimmung der körperlichen Welt mit dem Wesen der Lebendigen eine Absicht ihres Werkmeisters seyn. Stehet nun dieses, als ein allgemeiner Obersatz, veste und unbeweglich, wie erwiesen: so können alle wunderwürdige Uebereinstimmungen der Dinge in der Welt, welche uns die Kenner der Natur und ihres Urhebers vorstellen, als lauter Untersätze einer klaren Erfahrung, oder als Beyspiele angesehen werden, welche nunmehro, vermöge des Obersatzes, einen sicheren Schluß gewehren, und so ferne allen Einwürfen Trotz bieten.

§ 7.

Man darf sich nicht wundern, daß Leute, die sich der Religion entreissen wollen, mit aller Macht gegen die Absichten in der Natur streiten. Man sollte aber kaum denken, daß andere, die in der That Religion haben, in dem Stücke jenen gefolget wären. Allein, anstatt daß

daß es leicht gewesen wäre, den klaren Mittelbegriff des Schlusses in einen deutlichen zu verwandeln, und den Beweis dadurch zu schärfen; so haben sich einige vielmehr bemüht, den Begriff zu verdunkeln, mithin auch die Folgerung als schwach und unzulänglich zu verwerfen. Ihre Gründe sind zum Theil auch so beschaffen, daß sie ebenfals einem Atheisten gerecht seyn können, wenn sie gleich, nach der Urheber Meynung, dazu nicht angewandt werden sollten. Es giebt noch andere, welche die Betrachtung der Absichten von der Naturlehre, die Endursache von den wirkenden, abgesondert wissen wollen. Und das hat mehreren Schein. Jedoch gehen sie darinn wohl zu weit, wenn sie keine Verknüpfung unter beyden erkennen, allen Einfluß der Endursachen in das Erkenntniß der Natur leugnen, oder wohl gar von den Endursachen an sich verächtlich sprechen.

§ 8.

Was haben aber erstlich die großen Weltweisen, welche gar alle Absichten in der Natur verleugnen, für einen scheinbaren Einwurf dagegen? Den wüsten Zufall, und die blinde Nohtwendigkeit der Natur, habe ich ihnen schon benommen, und will das Gesagte hier nicht wiederholen. Können sie aber sonst beweisen, daß eine körperliche Welt, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, keine Einrichtung nach gewissen Absichten leide? Ich dächte, das wüßten sie aus menschlichen Maschinen besser. Deren Ma-

terie ist doch aus der Natur genommen, und also überhaupt einer Art mit der Materie der Welt. Nur war diese Materie der Maschine vorhin noch keine Maschine, war also nicht nohtwendig, was sie werden kann; litte aber doch, daß sie, nach kluger Absicht, zum Nutzen der Menschen, in die Verknüpfung gebracht ward, und würde ohne solche Absicht nimmer eine solche Maschine geworden seyn. Ist aber die ganze körperliche Welt was anders, als eine Maschine? bewegen sich nicht ihre Theile durch gewisse Kräfte, nach gewissen Regeln, der Verknüpfung gemäß, und zwar zum Besten der Menschen und aller Lebendigen? Woher sollte denn hier eine Absicht unmöglich Statt finden, und dem Wesen und der Beschaffenheit der Welt wiedersprechen? Sie können auch nicht sagen, daß die Absichten ohne Noht, Grund und Ursache in die Natur eingeführet würden, und daß das, was natürlich zugeht, keines Verstandes und keiner Absichten bedürfe. Ich habe vielmehr überhaupt bewiesen, daß eine leblose Materie mit ihrer Wirklichkeit, Einrichtung und blinden Naturkraft, ohne Werkmeister, und ohne Absicht eines Werkmeisters, was unmögliches und unverständliches sey. Was kann denn für ein Einwurf überbleiben?

Ich will noch mehr sagen: daß sich die Leute, welche allen Verstand und alle Absicht in der Natur aufzuheben suchen, durch ihre eigene Empfindung und Denkungs-Art wiederlegt finden.

Denn

Denn ich traue ihnen erstlich zu, daß sie in der Betrachtung und Forschung der Natur ein Vergnügen des Verstandes finden. Und wer könnte so viehisch seyn, daß er davon keine Empfindung hätte, wenn er die Natur einmal der Betrachtung gewürdiget hat? Nun kann bey Menschen zwar wohl eine sinnliche Lust durch den Kitzel unserer Nerven entstehen, ohne daß man selber Verstand dabey braucht, oder in den körperlichen Dingen einen Verstand wahrnimmt. Aber es kann kein Vergnügen des Verstandes an körperlichen Dingen entstehen, als aus der Einsicht desjenigen Verstandes, der sich in den Körpern zeiget, und der unsern Verstand selbst bildet und vollkommener macht. Das Auge wird zwar durchs Licht, das Ohr durch die Harmonie, die Zunge durch den süßen Geschmack gekitzelt; aber der Verstand ist allein für Verstand, und was daraus fliesset, empfindlich. Was also Menschen in der Proportion, Schönheit, Ordnung und Uebereinstimmung der Natur für Vergnügen des Verstandes finden, daß beruhet lediglich darauf, daß sie Verstand, Absicht, Kunst und Weisheit, wenigstens undeutlich, in den Dingen erblicken, und von dieser Einsicht den angenehmsten Eindruck in ihrem Verstande bekommen. Ohne solche Einsicht des in der Natur herrschenden Verstandes würde uns kein Vergnügen, als was von einem sinnlichen Kitzel entstehet, übrig bleiben. Diejenigen wiederlegen und

verleugnen sich also selbst, die ein vernünftiges Vergnügen an der Betrachtung der Natur zu finden gestehen, und doch keinen Verstand in der Natur zu sehen vorgeben.

Wie aber? dünken sie sich nicht auch wegen des Kenntnisses der Natur, wegen ihrer Wissenschaften und Künste, die sie erlernet oder erweitert haben, verständig, weise, klug und gelehrt zu seyn? Und allerdings ist es eine große Vollkommenheit des Verstandes, wenn ein Mensch den Bau der Welt, den Lauf der Sterne, die Regeln der Bewegung, die Meßkunst, die Mechanik, die Hydrostatik, die Optik weis; wenn er die Ursachen der Veränderungen am Himmel, im Luftkreise, in Mineralien, Pflanzen und Thieren einsiehet; wenn er insonderheit auch sich selbst kennet, und wie sein Verstand und Wille zu bessern, sein Thun zur Glückseligkeit einzurichten sey, verstehet. Aber was ist alles dieses Wissen, und die daraus erfundene Kunst, was alle unsere Vollkommenheit des Verstandes anders, als ein sehr schwacher Abdruck desjenigen Verstandes, der Regeln, Wissenschaft, Kunst, Weisheit und Absichten, welche in der Natur herrschen? Da ist die wirkliche Baukunst, die wirkliche Astronomie, Geometrie, Mechanik, Hydrostatik, Optik, Physik, da sind die wirklichen Regeln und Gesetze der Bewegung, der Wahrheit, der Pflichten und Glückseligkeit, wovon wir etwas weniges durch Denkbilder gefasset haben. Ist

denn

denn nun die unvollkommene Abbildung des Wirklichen ein Verstand und eine Weisheit; und in dem vollkommensten Urbilde sollte es keine seyn? Sie mögen sich also selber Antwort geben, warum sie sich Verstand und Weisheit zueignen, und diese dennoch ihrem einzigen Lehrmeister absprechen?

Ich mögte ferner wissen, ob sie nicht tausendfältige Vollkommenheiten in den Dingen der Welt wahrnehmen, und daran einen inniglichen Gefallen haben, wenn sie gleich keinen Nutzen davon schöpfen? Heben sie aber die Absichten in der Welt auf: so fällt alle Vollkommenheit der Dinge weg, und das Vergnügen an denselben hat keinen Grund. Denn innere Vollkommenheit hat für sich in der leblosen Materie keine Statt; weil nichts in ihr selbst ist, womit ihre Einrichtung, Beschaffenheit und Wirkung übereinstimmen könnte; und weil es ihr also schlechterdings einerley ist, ob sie ist oder nicht ist, so oder anders ist. Was hätte man denn an einer Mühle oder Maschine für Gefallen, die sich für sich ewig rund drehete, ohne daß sie selbst Empfindung oder Nutzen davon hätte? Die äussere Vollkommenheit aber verschwindet, so bald die Uebereinstimmung mit dem Wohl der Lebendigen nicht nach Absicht bestimmt ist. Denn so ist jedes Ding, das zu meinem Nutzen dienet, nur wie ein gefundener Stein, der sich eben in die Lucke meines Gebäudes passet; dabey ich mich zwar über dessen Nu-

tzen freuen, aber nicht über die Vollkommenheit des Steins selbst vergnügen kann. Ich überlasse es also denen Absichts-freyen Herren, unpartheyisch zu untersuchen, woher ihr Vergnügen an der Vollkommenheit der Dinge entstehet, oder worinn ihre Vollkommenheit selbst bestehen soll, wenn sie weder innerlich noch äusserlich ist.

Allein, ich darf mich auch auf ihre eigene Urtheile berufen, die sie aus keinem andern Grunde, als aus den Absichten, folgern können. Wenn sie eine Pflanze sehen, die mit gewundenen Klammern ausgerüstet ist: so schliessen sie, es sey ein Gewächse, das sich an andere halten muß. Wäre keine Absicht in der Natur: so könnte das eben so gut unnöhtig, als zu einem Nutzen seyn. Wenn sie einen unbekannten Vogel sehen, dessen Zehe mit einer Haut zusammen geheftet sind: so werden sie alsobald sagen, das sey ein Wasservogel. Gewiß aus keinem andern Grunde, als aus dem Verhältniß des Mittels zur Absicht. Ueberhaupt zweifeln sie ja wohl nicht, daß die Thiere eine Seele, oder Leben und Empfindung haben. Woher wissen sie doch das? Sie schliessen es ex argumento analogiæ, aus der Aehnlichkeit. Aber dieser Schluß kann keine Vestigkeit haben, wenn sich die Aehnlichkeit nicht auf eine und dieselbe allgemeine Absicht gründet. Nämlich, weil die Werkzeuge der Sinne um der Empfindung willen sind, so haben auch die Thiere eine

Empfin-

Empfindung, und folglich eine Seele. Ich werde ihnen auch zum Theil nicht Unrecht thun, wenn ich sage, daß sie lebendige Einwohner in den Planeten erkennen. Woher sind sie aber anders auf die Gedanken kommen, als aus der Absicht dessen, was sie in den Planeten beobachten? Denn weil bey uns Land und Wasser, Berge und Thäler, Regen und Sonnenschein, Tag und Nacht, Sommer und Winter, um der Lebendigen willen sind: und dieselben Dinge sich auch auf den Planeten befinden: so müssen diese Dinge auch in den Planeten um der Lebendigen willen seyn. Ist dieses nicht der Grund ihrer Meynung; so haben sie gar keinen. Denn bey allen diesen Beyspielen läßt sich nicht sagen, daß die Folgerung aus wirkenden Ursachen entstehe. Keins hält den Grund der Wirklichkeit dessen, was daraus geschlossen wird, nohtwendig in sich; sondern jedes könnte auch ohne den Nutzen für sich seyn. Es kann also die Folgerung bloß nach den Endursachen gültig seyn. Woher verwerfen sie denn die Endursachen, wenn sie sich derselben täglich in Schlüssen von natürlichen Dingen bedienen? Sie machen es wie diejenigen, welche den Satz des zureichenden Grundes anfechten, und ihn doch selbst allerwärts brauchen; oder da, wo sie ihn anfechten, in den Regeln des Verstandes und der Dinge selbst, zureichenden Grund suchen, woraus man verstehen soll, daß der Satz des zureichenden Grundes nicht gültig sey. Das

zeigt eine starke Unwissenheit der Regeln an, wonach man selber denkt, und ein gewaltiges Vorurtheil, welches durch dunkele und verworrene Vorstellung unterstützt wird.

§ 9.

Für diejenigen, welche zwar vom Daseyn Gottes aus andern Gründen überführt sind, aber den Beweis aus der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge, und aus den Absichten, für schwach und unzulänglich erklären, will ich den berühmten Herrn von Maupertuis sprechen lassen. Denn er hat unlängst alle Einwürfe, welche dagegen zu machen sind, gesammlet, und nach seiner Scharfsinnigkeit, ziemlich weit getrieben. [6] Diese mögten demnach bey vielen noch einen so frischen und starken Eindruck hinterlassen haben, daß ein jeder mich eines schlechten

[6] Siehe den Avant-Propos zu seinem Essay de Cosmologie: ou l'on examine les preuves de l'existence de Dieu, tirées des Merveilles de la Nature. Es wäre höchst unbillig, wenn man den Hrn. v. M. mit dem Verdacht beladen wollte, als ob er die Religion selbst umzustossen oder zu schwächen suchte, worüber Er in der Vorrede zu seinen Werken klagt: man weis das Gegentheil, auch aus seiner Lebens-Art. Es scheinet so gar aus einigen Stellen des angeführten Buches, daß er selbst die Merkmaale der Weisheit und Absichten in der Natur, zumal im Großen, erkennet, und nur dem Beweise, der aus den Absichten in den kleineren Theilen der Natur genommen ist, seinen rechten Wehrt und

ten Vertrauens zu meiner Sache beschuldigen würde, wenn ich sie unberührt liesse.

Es ist bekannt, daß dieser angesehene Mann für gut gefunden hat, seinen neuen Beweis vom Daseyn Gottes aus dem von ihm so genannten Gesetze der Sparsamkeit, oder der kleinsten Handelung in der Natur, [7] auf solche Art zu erheben, daß er zuvor andere Beweise, insonderheit aber denjenigen, der sich auf die Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge beruft, zu verkleinern und zu entkräften suchet. Er richtet seine Einwürfe hauptsächlich wieder den grossen Newton, welcher diesen Beweis für einen der überzeuglichsten gehalten, und sich insonderheit auf die Gleichförmigkeit oder Ordnung in der Bewegung der Planeten, nach einerley Richtung in concentrischen Kreisen, und auf die

und seinen Grad der Stärke bestimmen will. Aber in der That stellt er ihn überhaupt so schwach vor, daß aller Grund davon wegfällt, und selbst für sein Gesetze der Sparsamkeit nichts überbleibet.

[7] Dieses Gesetze oder diese Regel druckt er in der Vorrede seiner Werke so aus: *que dans toutes les Distributions de mouvement qui se font dans la Nature, la Quantité d'Action (qui est la somme des produits des Masses par les Espaces qu'elles parcourent et par les vitesses avec lesquelles elles les parcourent) étoit toûjours la plus petite qu'il fut possible: Que dans le Repos, les corps qui se tenoient en équilibre devoient être placés de manière que s'il y arrivoit quelque petit mouvement, la Quantité d'Action fut la moindre.*

die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in dem Bau der thierischen Körper berufen hatte.

Der Herr von Maupertuis sagt auf das erste: [8] es wäre freylich keine Wahrscheinlichkeit, daß ein Ohngefähr diesen einen Fall der Ordnung sollte hervorgebracht haben, da mehr als eine Million unordentlicher Fälle möglich waren; unterdessen bliebe doch noch einige Wahrscheinlichkeit über. Und daher könne man nicht sagen, daß diese Ordnung nohtwendig aus einer Wahl habe entstehen müssen. Aber noch mehr, spricht er, [9] der Schluß des Hrn. Newton gründet sich bloß auf sein Unvermögen, eine natürliche Ursache der Ordnung zu geben; dagegen andere Weltweise die Gleichförmigkeit der Bewegung von einem Strohm einer flüßigen Materie, wovon die Planeten fortgerissen würden,

[8] Oeuvres p. 5. *Si l'on conçoit comme Newton, que tous les corps céleſtes attirés vers le Soleil, ſe meuvent dans le vuide; il eſt vrai qu'il n'étoit guères probable que le hazard les eût fait mouvoir comme ils ſe meuvent:* (Er hatte gesagt, daß sich die Unwahrscheinlichkeit der Stellung der Planeten in einer Zone, durch einen Zufall, verhalte, wie 17^5—1. zu 1. das ist, wie 1419856 zu 1.) *il y reſtoit cependant quelque probabilité, et dès lors on ne peut pas dire que cette uniformité ſoit l'effet néceſſaire d'un choix.*

[9] Oeuvres p. 6. *Mais il y a plus: l'alternative d'un choix ou d'un hazard extrême, n'eſt fondée que ſur l'impuiſſance, où étoit Newton, de donner une cauſe phyſique de cette uniformité. Pour d'autres Philoſophes*

den, erklärt hätten. Daher dürfte dabey weder ein Ohngefähr, noch eine Wahl voraus gesetzt werden; und es erhellete daraus das Daseyn Gottes eben so wenig, als aus jeder andern der Materie eigenen Bewegung.

Gegen die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in dem körperlichen Bau der Thiere erinnert er, [10] man könne der Aehnlichkeit jedoch auch die große Unähnlichkeit entgegen stellen, welche zwischen einem Adler und einer Fliege, einem Hirsche und einer Schnecke, einem Wallfische und einer Auster sey; so daß andere Weltweisen lieber aus der Mannigfaltigkeit der Bildung einen Beweis des Daseyns Gottes hätten nehmen wollen. Er wisse nicht, ob eins oder anderes besser gegründet sey. Die Uebereinstimmung der Theile in dem Bau der thierischen Körper

phes qui font mouvoir les Planètes dans un Fluide qui les emporte, ou qui seulement modère leur mouvement, l'uniformité de leur cours ne paroit point inexplicable: elle ne suppose plus ce singulier coup du hazard, ou ce choix, et ne prouve pas plus l'existence de Dieu, que ne feroit tout autre mouvement imprimé à la Matière.

[10] Ibid. *Si l'uniformité qu'on observe dans plusieurs (Animaux) étoit une preuve, cette preuve ne seroit-elle pas démentie par la variété infinie qu'on observe dans plusieurs? — Que l'on compare un aigle avec une mouche, un cerf avec un limaçon, une baleine avec une huitre; et qu'on juge de cette uniformité. En effet d'autres Philosophes veulent trouver une preuve de l'existence de Dieu dans la variété des formes et je ne sai lesquels sont les mieux fondés.*

Körper gäbe einen gründlichern Beweis: [11] Denn es schienen allerdings ihre Füße zum Gehen, ihre Flügel zum Fliegen, ihre Augen zum Sehen, ihr Mund zum Essen, ihre Zeugungs-Glieder zur Fortpflanzung von einem verständigen Urheber gebildet zu seyn, und es sey umsonst, daß die Feinde der Vorsehung darauf antworteten; der Nutze sey nicht der Zweck, sondern die Wirkung und Folge des Baues der Theile, die ein Zufall gebildet hätte. Dennoch konnte man sagen, [12] daß der Zufall erst unzählige vorgängige Mißgeburten hervorgebracht hätte, welche nohtwendig umgekommen wären, weil sie nicht alles gehabt, was zur Erhaltung nöhtig

[11] Ibid. *L'Argument tiré de la convenance des différentes parties des Animaux avec leurs besoins paroit plus solide. Leurs piés ne sont-ils pas faits pour marcher, leurs ailes pour voler, leurs yeux pour voir, leur bouche pour manger, d'autres parties pour reproduire leurs semblables? Tout cela ne marque-t-il pas une intelligence et un dessein qui ont présidé à leur construction? — C'est en vain que le plus grand ennemi de la Providence y répond, que l'usage n'a point été le but, qu'il a été la suite de la construction des parties des Animaux: que le hazard aïant formé les yeux, les oreilles, la langue, on s'en est servi pour entendre, pour parler.*

[12] Ibid. p. 7. *Mais ne pourroit-on pas dire, que dans la combinaison fortuite des productions de la Nature — il n'est pas merveilleux que cette convenance se trouve dans toutes les espèces qui actuellement existent? Le hazard, dirait-on, avoit produit une multitude innombrable*

nöhtig war; diese aber wären alleine überblieben, weil sie zum Glücke alles gehabt, was ihnen nöhtig war.

Ueberhaupt, sagt der Hr. von Maupertuis, [13] sey uns Menschen das Verhältniß der Dinge zum Ganzen viel zu unbekannt, die Theile zu mannigfaltig, zu verwickelt, und zu klein, als daß wir ihren Nutzen und Absicht einsehen, und daraus von der Weisheit des Schöpfers urtheilen könnten. Es sey auch unanständig, und der großen Wahrheit nachtheilig, wenn man, wie gemeiniglich, in die allergeringste Kleinigkeiten hinein ginge; wie ein gewisser Engeländer Gott auch in den Falten der Haut des

brable d'Individus; un petit nombre se trouvoit construit de maniere que les parties de l'Animal pouvoient satisfaire à ses besoins; dans un autre infiniment plus grand il n'y avoit ni convenance, ni ordre: tous ces derniers ont péri: — les seuls qui soient restés sont ceux où se trouvoit l'ordre et la convenance.

[13] Ibid. p. 8. *Les corps des Animaux et des Plantes sont des machines trop compliquées, dont les dernières parties échappent trop à nos sens, et dont nous ignorons trop l'usage et la fin, pour que nous puissions juger de la sagesse et de la puissance qu'il a fallu pour les construire.* Ibid. p. 12. *Ne nous arrêtons donc pas à la simple speculation des objets les plus merveilleux. L'organisation des Animaux, la multitude et la petitesse des parties des Insectes, l'immensité des corps celestes, leurs distances, et leurs revolutions, sont plus propres à étonner notre esprit qu'à l'éclairer.*

des Nas-Horn-Thieres gesucht hätte. Laßt uns, spricht er, dergleichen nichtswürdige Kleinigkeiten (bagatelles) denen überlassen, welche das läppische (Frivolité) derselben nicht merken. Man muß, nach seiner Meynung, [14] das höchste Wesen nicht in Kleinigkeiten, oder in den Theilen der Welt, deren Verhältniß uns unbekannt ist, sondern in den großen Erscheinungen suchen, die so allgemein sind, daß sie keine Ausnahme leiden, und so einfach, daß wir sie ganz übersehen können. Und dieses ist denn sein allgemeines Gesetze der Sparsamkeit.

§ 10.

Der erste Einwurf des Hrn. von Maupertuis gegen Newtons Ordnung der Planeten scheinet einen kleinen Wiederspruch zu enthalten, da er gesteht, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß ein Zufall ihre ordentliche Bewegung hervor-

[14] Ibid. p. 7. *Presque tous le Auteurs modernes, qui ont traité de la Physique ou de l'Histoire naturelle, n'ont fait qu' étendre les preuves qu'on tire de l'organisation des Animaux et des Plantes; et les pousser jusques dans les plus petits détails de la Nature. Pour ne pas citer des exemples trop indécens, qui ne seroient que trop communs, je ne parlerai que de celui* (Philos. Transact. N. 470.) *qui trouve Dieu dans les plis de la peau d'un rhinoceros; parce que cet Animal étant couvert d'une peau très-dure n'auroit pas pu se remuer sans ces plis. N'est-ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par des tels argumens? — laissons ces bagatelles à ceux qui n'en sentent pas la frivolité.*

hervorgebracht; (il est vrai qu'il n'étoit guères probable que le hazard les eût fait mouvoir comme ils se meuvent) und doch unmittelbar darauf spricht; inzwischen bleibt doch einige Wahrscheinlichkeit über; und so bald das ist, kann man nicht sagen, daß die Gleichförmigkeit nohtwendig von einer Wahl herrühre. (Il y restoit cependant quelque probabilité, et dès lors on ne peut pas dire que cette uniformité soit l'effet nécessaire d'un choix.) Er hat aber vielleicht nur damit sagen wollen, es bliebe doch noch ein möglicher Fall übrig; [16] und hat diesen einen möglichen Fall, um ihn ein wenig mehr in Achtung zu bringen, mit dem Namen der Wahrscheinlichkeit beehret. Wenn wir aber eigentlich sprechen wollen, so ist wohl noch lange nicht wahrscheinlich, was eine bloße innere Möglichkeit hat, und wo nur ein einziger möglicher Fall

[15] Ibid. p. 11. *Ce n'est donc point dans les petits détails, dans ces parties de l'Univers, dont nous connoissons trop peu les rapports, qu'il faut chercher l'Etre suprême: c'est dans les Phénomènes dont l'universalité ne souffre aucune exception, et que leur simplicité expose entièrement à notre vuë.* Siehe auch Preface C. 2, a.

[16] Nämlich ein einziger Fall gegen 1419856 unmögliche, nach Hrn. v. M. Berechnung, welche oben in der 8 Anmerkung angeführt worden. Und doch scheinen in der Berechnung lange nicht alle Umstände, die zur Ordnung der Planeten gehören, in Anschlag gebracht zu seyn.

Fall Millionen unmöglicher Fälle entgegen zu setzen ist. Daß aber auch alle Möglichkeit der Uebereinstimmung in dem Mannigfaltigen, durch ein Ohngefähr, wegfalle, habe ich daher erwiesen, weil der Zufall, oder das Ohngefähr, auch nach Regeln wirket; aber nach solchen, die alle von der Regel der Ordnung und Uebereinstimmung abweichen, und derselben widersprechen. [17]

Der zweyte Einwurf des Hrn. von Maupertuis scheinet von größerer Wichtigkeit zu seyn. Der Hr. Newton schliesse bloß aus seiner Unwissenheit der natürlichen Ursache auf eine Wahl: vielleicht würden die Planeten durch einen Wirbel der flüßigen Materie dahin gerissen, und so beweise ihre gleichförmige Bewegung kein Daseyn Gottes. Ich zweifele nicht, daß Herr Newton so viel von natürlichen Ursachen eingesehen, als irgend Carteſius, oder andere, welche die Planeten durch Wirbel herumdrehen. Aber zu geschweigen, daß der Hr. von Maupertuis diese Wirbel selbst für falsch erkläret; so haben alle natürliche Ursachen, die sich geben lassen, eben das an sich, was die Wirbel haben: sie verweisen uns ins Unendliche, wo man nicht ausser der Natur eine andere Ursache annimmt. So wie hier die Frage bleibt: warum muß sich denn das flüßige Wesen, worinn die Plane-

[17] Siehe die II. Abh. § 9. sq. p. 101. sqq. und § 12. p. 107. sqq.

Planeten schwimmen, eben in einem Wirbel, und nach dieser Seite drehen? warum haben die Planeten in diesem Wirbel, welcher die ganze Luftkugel herumwälzet, gerade diese Stellung, welche sie insgesammt in einer gewissen Zone einschliesset? so geht es bey allen natürlichen Ursachen, und Ursachen der Ursachen. Keine einzige hat in dem Wesen der Materie an sich Grund; keine einzige ist so beschaffen, daß man dabey bestehen bleiben könne; keine einzige leidet einen solchen geometrischen Beweis, wie die Eigenschaften der Linien und Figuren; wie auch der Hr. von Maupertuis selbst von seinem Gesetze der Sparsamkeit gestehen muß. [18] Und dieses ist es, was Newton, was Leibnitz, und alle vernünftige Weltweise eingesehen haben, und woraus sie auf ein höheres Wesen ausser der Welt schliessen, das durch weise Wahl bestimmet habe, was nach dem Wesen der Dinge unbestimmt ist. Damit man aber nicht sage, daß

[18] Preface C. 2. a. fin. *D' autres prennoient pour une demonstration Geometrique, celle que je tirois de mon principe. Je tomberois moi même en quelque sorte dans ce que je reprens, si je donnois à cette preuve un genre de force qu'elle ne peut avoir.* C. 3. a. *J'ai decouvert un principe Metaphysique.* C. 4. a. *Il s'agissoit de tirer toutes les Loix du Mouvement et du repos d'un seul principe Metaphysique.* Wiewohl der Hr. v. M. p. 12. seinen Beweis aus der Mathematik herholet, und ihm eine evidence mathematique beylegt, auch denselben beydes denen metaphysischen und gemeinen Beweisen entgegen setzet.

es dennoch ein Schluß der Unwissenheit bleibe: es könne etwas in dem Wesen eines Dinges nohtwendigen Grund haben, wenn gleich kein Mensch fähig wäre denselben zu erforschen: so habe ich mich auf eine wesentliche Beschaffenheit der Materie berufen, die wir alle wissen und kennen. Die Materie ist an sich leblos, und daher ist es ihr, vermöge ihres Wesens, einerley, ob sie ist, oder nicht ist, ob sie so, oder anders ist. Ihre Wirklichkeit ist daher so wenig, als ihre Natur, und ihre Regeln der Bewegung, durch ihr eigen Wesen bestimmt; sondern alles muß von einem Werkmeister um eines andern willen, und also nach Absicht und Wahl bestimmt seyn.

§ 11.

Was der Hr. von Maupertuis wegen der Unähnlichkeit unter den Thieren einwendet, dessen Nachdruck bin ich nicht fähig einzusehen. Wir sehen in den Thieren, Pflanzen, und was wir sonst in der Natur erkennen, eine Mannigfaltigkeit, welche alle mögliche Stuffen durchzugehen, und nichts leer zu lassen scheinet. Aber wir sehen auch in aller der Mannigfaltigkeit eine allgemeine Aehnlichkeit, Ordnung und Uebereinstimmung; welche, (um es kurz zu machen) daraus erhellet, daß ein jedes sich in seiner Art erhält und fortpflanzet. Beydes Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung können demnach nicht allein bey einander bestehen; sondern je mehr sich diese allgemeine Uebereinstimmung in

der

der großen Mannigfaltigkeit zeiget, desto mehr wird uns die Vollkommenheit der Welt offenbar, welche nicht anders, als von einem weisen Werkmeister entstehen konnte. Denn die Lebendigen sind weder von selbst, oder für sich nohtwendig und ewig, noch ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden. Und die leblose Welt und leblose Natur kann nach ihrem Wesen nichts in sich halten, wodurch ihre Wirklichkeit und eine gewisse Beschaffenheit vor andern bestimmet würde. Sie muß also von einem Urheber hervorgebracht, und von eben demselben nach dem Wesen eines andern, das nicht leblos ist, bestimmt seyn. Da nun diese Einrichtung der Welt für so viele tausend Arten der Lebendigen gleich bequem ist: so beweiset sie eine Wahl, Absicht und unendliche Weisheit des Urhebers der Natur.

Die andere Ausflucht, gegen die Uebereinstimmung der Theile in den thierischen Körpern, kann einem so vernünftigen Manne, als der Hr. von Maupertuis ist, nicht von Herzen gehen; und würde sich besser für einen la Mettrie geschickt haben. Denn wie könnte er gestehen, daß es umsonst sey, was Epicurus und Lucretius dieser Uebereinstimmung in den thierischen Körpern entgegen setzen, ob wäre der Nutze jedes Theils nicht der Zweck, sondern die Wirkung und Folge einer an sich ohngefährlich entstandenen Bildung? wie könnte er, sage ich, dieses gestehen, und doch im Ernst von

eben dem Epicurus und Lucretius eine Hypothese borgen, woraus dasselbe fliesset, was er umsonst zu seyn erkläret? Denn hätte ein Zufall, nach Millionen übel gerahtenen Erzeugungen von thierischen Leibern, auch endlich einmal wohlgerahtene treffen können: so wäre ja in der That der Nutze jedes Theils nicht eine Absicht, sondern eine bloße Folge des glücklichen Zufalls. Da man nun für unmöglich halten muß, daß der Herr von Maupertuis so wenig Einsicht in den Zusammenhang der Gedanken haben könne, dadurch ihm verborgen bliebe, daß er eben dasjenige mit andern Worten setze, was er verworfen hatte: so muß man glauben, daß er vielmehr hat zeigen wollen, wieder die Uebereinstimmung der Theile in dem Bau der thierischen Körper wüßten die Feinde der göttlichen Vorsehung nichts rechtes einzuwenden.

§ 12.

Wenn der Hr. von Maupertuis überhaupt die menschliche Unwissenheit von dem Verhältniß und von dem Nutzen und der Uebereinstimmung der Dinge, folglich auch von den göttlichen Absichten, vorschützet: so scheint er eines Theils diese Unwissenheit viel zu weit zu dehnen, andern Theils auch allzuviel daraus zu schliessen. Es ist einmal zu weit getrieben, daß Menschen gar nichts von dem Verhältniß der Dinge zum Ganzen, und von ihrer Uebereinstimmung zum Nutzen und Gebrauche der Lebendigen erkennen könnten. Aristoteles hat schon die

die Welt als eine große Stadt Gottes angesehen; [19] und man erkennet genug, daß die lichten und finstern Kugeln, woraus sie bestehet, zu lauter Wohnungen für Lebendige geschickt und angelegt sind. Niemand ist so unwissend und fühllos, daß er nicht die Einrichtung des Sonnen-Systems, und die Vortheile, die wir auf dem Erdboden davon genieſſen, so weit einsehen und empfinden sollte, als genug ist, die weise und gütige Vorsorge seines Schöpfers zu preisen. Niemand ist so blind, daß er den Gebrauch der größeren Theile der thierischen und menschlichen Körper nicht finden könnte, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen, die Hände zur Arbeit und Kunst aufs vollkommenste eingerichtet sind. Mit einem Worte, man sage mir, ob Derham, Nieuwentydt und andere dergleichen Naturkündiger, welche die Welt und ihre Theile nach deren Verhältniß und Uebereinstim-

19 Aristoteles de Mundo c. 6. T. I. Opp. p. 865. vergleicht den Einfluß Gottes in die Welt, mit dem Einflusse eines Gesetzes in eine Stadt: und nachdem er gewiesen, wie sich alles in einer Stadt nach dem Gesetze richtet, so fügt er hinzu: οὕτως ὑπολληπτέον καὶ ὑπὸ τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε τοῦ κόσμου. νόμος μὲν γὰρ ἡμῖν ἰσοκλινὴς, ὁ Θεὸς, εὐδεμίαν ὑποδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μεταθεσιν &c so muß man auch von der großen Stadt, ich meyne der Welt, denken. Darinn ist Gott unser Gesetze, das alles im Gleichgewichte erhält, und keine Verbesserung oder Veränderung leidet.

mung zum Nutzen für die Lebendige betrachtet, gar nichts davon gewußt; oder ob sie was falsches für wahr angenommen haben; oder ob das noch nicht genug sey, die Weisheit des Schöpfers daraus zu erkennen. Wenn man aber weder die gemeine Erfahrung, noch das höhere Erkenntniß, was wir Menschen haben, und was uns in so vielen Schriften vor Augen gelegt ist, verleugnen, oder umstossen kann: wie schickt es sich dann, daß man sich als ganz unwissend stellet, und überhaupt nichts zu verstehen vorgiebt? oder daß man so verächtlich von dergleichen Betrachtungen redet, als ob sie mehr dienten, das Gemüht in Verwunderung und Erstaunen zu setzen, als mit Erkenntniß zu erleuchten?

Zwar, je mehr wir von der Uebereinstimmung der Dinge erkennen lernen, desto mehr sehen wir ein, daß noch ein größeres, ja unendliches Feld übrig sey, welches unsere enge Schranken des Verstandes nimmer ausmessen werden. Aber soll man daraus schliessen, daß wir auch das nicht sehen, was uns vor den Füßen ist? Man sage mir lieber, daß wir uns in keinem Stücke etwas zu erforschen unterfangen müssen, weil wir allenthalben noch eine unermeßliche Weite und unergründliche Tiefe unerforscht lassen müssen. Wenn aber niemand den Wahrheiten und Wissenschaften so unhold seyn wird: warum sollen wir uns dieser Wahrheiten von den göttlichen Absichten, daran uns zu unserer Gemühts-Beruhigung am meisten gelegen ist,

gänz-

gänzlich entäussern, und nicht so viel, als uns möglich ist, davon zu erkennen suchen? Und was wird endlich aus unserer Sittlichkeit und Tugend werden, wenn wir sie nicht als Pflichten ansehen, die der göttlichen Absicht gemäß sind? Heben wir diese Betrachtung auf: so bleibt nichts übrig, als eine bloße Eigennützigkeit.

Was besonders die Kleinigkeit der Dinge betrifft: so weis ich nicht, wie weit der Hr. von Maupertuis dieses will gedehnet wissen. Müssen wir bis in die Uebereinstimmung aller Elemente oder Monaden hineinsehen, ehe wir etwas von der weisen Einrichtung der Dinge erkennen können? und sehen wir deswegen gar nichts, weil wir nicht bis aufs äusserste scharfsichtig sind? Das hiesse ich zu viel verlangt, zu hart geschlossen. Sonst aber meyne ich, daß wir doch in neueren Zeiten durch die Vergrößerungsgläser viel weiter in die kleineren Theile hinein geschauet haben, als unsere Vorfahren; aber auch dadurch aus dem Wahn gesetzt sind, als ob die Bildung der kleineren Thiere, und der kleineren Theile aller Thiere und Pflanzen, nur ein roher Zusammenfluß von allerley Urstoffen sey. Vielmehr sehen wir dabey deutlich vor Augen, daß die Käse-Miete eben so künstlich in allen Theilen gebildet sey, als der Elephant und Mensch; und daß ein Auge der Mücke, ein Federchen am Flügel des Schmetterlings, ein Saamenstäubchen einer Bluhme, eben

so genau ausgearbeitet sey, als das Ganze. Die Vernunft aber lehret uns überhaupt, daß keine Vollkommenheit im Ganzen seyn könne, wo sie nicht aus der Uebereinstimmung der kleinsten Theile erwächst.

Man pflegt sonst dieser Betrachtung entgegen zu setzen, daß wir uns in der Bestimmung der göttlichen Absichten sehr leicht betriegen könnten: theils, weil des höchsten Wesens Gedanken für unsern niedrigen Verstand so verborgen wären, als die geheimen Rahtschläge eines Königes für einen Fuhrmann; theils, weil auch die sichtbarsten Dinge keinen sichern Schluß gewährten, daß sie zu irgend einem Gebrauch und Nutzen, oder zu welchem sie bestimmet worden. Aber so scheinbar auch dieses lautet, so bauet es doch auf falschem Grunde zu viel.

Es ist eben so falsch, daß Gottes, als daß des Königes Absichten, lauter Geheimnisse für die Niedrigen bleiben sollen: es ist auch falsch, daß wir keine Regeln hätten, woraus von den göttlichen Absichten etwas sicheres zu schliessen sey. Ein König macht doch auch verschiedene seiner Absichten durch Gesetze, Verordnungen, Herolde, Befehle, allen und jeden kund, so viel ihnen zu wissen nöhtig und nützlich ist. Muß man auch eben seinem geheimen Rahte mit beygewohnet haben, um aus seinen Anstalten zu sehen, daß er sein Reich groß und mächtig, seine Unterthanen begütert und glücklich machen will? Kann man nicht aus seinen Vestungen und aus

seiner

seiner Mannschaft, ohne in sein Cabinet zu dringen, abnehmen, daß er das Land für äusserlichen Angriff in Sicherheit zu stellen sucht? Kann man nicht aus seinem Verbot der Ein- und Ausfuhr sehen, daß er Geld und Getreide im Lande behalten will? So hat sich auch Gott nicht unbezeugt gelassen. Es sind Dinge in der Natur, die auch dem Einfältigsten eine leserliche Schrift werden, daraus sie den Verstand und die Gesinnung des Schöpfers erkennen können und sollen. Ja, ich dürfte wohl sagen: wie Staatskluge mehr von eines Königes geheimen Absichten einsehen, so können auch wahre Weltweise manches in der Natur entdecken, das denen Unverständigen ein Geheimniß war.

Diese Deutung ist auch nicht wild und zügellos. Wir haben eines Theils bey unserer Erfahrung die Regel, daß aller Nutze der Dinge eine göttliche Absicht sey. Andern Theils stehet überhaupt vest, daß nichts umsonst, sondern alles zum Nutzen der Lebendigen sey: daß das Wesen und die Natur der Dinge Mittel göttlicher Absichten sind: daß folglich die besondere Beschaffenheit eines jeden Dinges, wenn das Gegentheil nicht Statt findet, die besondere Bestimmungen zu diesem oder jenem Nutzen anzeige; und daß solches durch die Aehnlichkeit anderer bekannten Dinge noch mehr bestättiget werde.

Gesetzt aber, daß wir uns zuweilen in besonderen Fällen mit Muhtmassungen zu weit wagten, wozu dieses oder jenes diene, und sodann irreten:

irreten: [20] so folget doch daraus nicht, daß wir gänzlich zur Entdeckung der göttlichen Absichten unfähig sind, und mit dieser Bemühung nur lauter Irrthümer häuften. Die Entdeckung der

[20] Die allgemeine Absicht der Schöpfung der Welt um der Lebendigen willen, ist sowohl durch Vernunft als Erfahrung ausser Gefahr des Irrthums gesetzt. Wenn aber die Frage von besonderen Dingen ist, wozu dieses, wozu jenes bestimmt sey, so ist hauptsächlich auf zweyerley Weise möglich zu irren: einmal, wenn man aus der bloßen Geschicklichkeit eines Dinges zu einem gewissen Nutzen schliesset, daß solches die wirkliche Absicht sey. Denn eine und dieselbe Beschaffenheit eines Dinges kann mancherley Ursache, Nutzen und Absicht haben; und demnach ist auch das Gegentheil von dem, was man muhtmasset, möglich. Zweytens, kann man irren, wenn man bloß aus der Aehnlichkeit anderer Dinge schliesset. Denn die Aehnlichkeit der Dinge in der Natur leidet öftere Abfälle: als z. B. in der Fortpflanzung der Thiere durch Begattung zweyer Geschlechter, und in vielen andern; wovon nachmals aus dem Gesetze der Stetigkeit (lege continuitatis) Grund gegeben werden soll. So hat der Herr von Hagedorn, dessen Anmerkungen so gute Muster sind, wie man mit Verstand lesen, als die Gedichte, wie man edel denken und schreiben soll, auf der 65 Seite aus den Schriften der schwedischen Akademie, aus dem Herrn Reaumure und Gould angemerket, daß es Insecten mit Flügeln gebe, denen doch die Flügel in ihrem ganzen Leben zum Fliegen nicht dienen; und daß man sich folglich in Bestimmung der Endursachen leicht betriegen könne. Unterdessen würde man sich noch stärker vergehen, wenn man aus dergleichen Fällen

der wirkenden Ursachen in der Natur ist ja so sehr den Vergehungen des menschlichen Verstandes unterworfen, als die Entdeckung der Endursachen; und niemand wird doch so übereilet schliessen, daß die ganze Naturlehre über unsere

Fällen schlösse: also giebt es Dinge in der Natur, die gar keinen Nutzen haben, oder die höchstens nur zur Zierde dienen. Der Hr. Reaumure sagt gar wohl, (Mem. pour les Insectes T. I. p. 30. edit. Amsterd. 1737. 8.) das hieße von der höchsten Weisheit allzuklein gedacht. Wenn man aber von dem besondern Endzweck gewisser Dinge auf obangeregte zwiefache Weise schliesset, so giebt es nur Muhtmassungen, die um so viel mehr Wahrscheinlichkeit haben, als die Erfahrung mehr ähnliche Fälle darstellet. Daß dieses aber nicht gewiß sey, und triegen könne, das macht denen Endursachen keinen besondern Vorwurf, weil man sich in Erforschung der wirkenden Ursachen, da, wo keine Gewißheit Statt findet, eben der Wege zu muhtmassen bedienet, und nohtwendig bedienen muß: nämlich, daß man aus der Geschicklichkeit eines Dinges zur Wirkung, und aus der Aehnlichkeit anderer Fälle, die wirkende Ursache muhtmaßlich abnimmt. Die Gewißheit entstehet bey den Endursachen, so wie bey den wirkenden, und allen Dingen, nicht anders, als wenn das Gegentheil unmöglich ist. So habe ich von den Planeten geschlossen, daß sie Einwohner haben, weil selbige als leblose Dinge nicht um ihrer selbst willen, und also bloß um der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn können. So schliessen wir insgemein, daß die Thiere ein Leben und Seele haben, weil ihre Werkzeuge der Sinne um keiner andern Ursache, als um der Empfindung willen, haben bestimmt seyn können.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0243
DFG

unsere Vernunft gehe, lauter Irrthümer hervorbringe, und gar nicht zu treiben sey. Soll man darum ein lehrreiches Buch gar nicht lesen, weil man nicht alles darinn verstehen kann? oder irret man desfals allenthalben, weil man etwa bey ein und anderer dunkelen Stelle den Sinn des Urhebers falsch muhtmasset? Der Hauptzweck, und gleichsam der ganze Inhalt und allgemeine Titel des Buchs der Natur, und derer Capittel, die uns am meisten betreffen, stehet uns doch allemal klar vor Augen. Die Möglichkeit des Irrthums in besonderen Fällen, lehret uns nur behutsamer zu seyn, und die Regeln zu schliessen genauer zu beobachten; auch mehrere Erfahrung abzuwarten.

§ 13.

Nun aber muß es auch unanständig, und an sich lächerlich heissen, die Weisheit des höchsten Wesens in solchen nichtswürdigen Kleinigkeiten, als in Insecten, in einer Falte vom Felle des Nas-Horn-Thieres, und hundert andern dergleichen läppischen Dingen zu suchen.

Der Herr von Maupertuis hat uns vielleicht nur wollen zu verstehen geben, daß alle bisher angestellte Betrachtungen der Natur, gegen sein Gesetze der Sparsamkeit, nur bagatellen wären. Daher mußte er aus allen Beyspielen etwas heraus suchen, das klein und verächtlich schiene. Sonst wußte er wohl, daß Derham in seiner Astrotheologie und Physicotheologie, und andere dergleichen Weltweise, von dem

Größten

Größten bis zum Kleinsten, von dem Ganzen bis zu seinen geringsten Theilen, herunter gestiegen waren, und allenthalben gleiche Weisheit des Schöpfers gezeiget hatten. Aber es war seinem Zwecke nicht gemäß, der größern und allgemeineren Gegenstände solcher Untersuchung zu erwähnen.

Man mögte aber auch fragen: müssen denn alle Menschen erst große Meßkünstler, Algebraisten, und tiefe Naturkündiger werden, ehe sie von ihres Schöpfers Daseyn und Weisheit überführt seyn können? Hat denn das neu entdeckte Gesetze der Sparsamkeit ein mehreres Licht, oder allgemeinen Beyfall selbst unter den Gelehrten? Warum sollen wir die offenbare und jedermanns Einsicht gemäße Spuhren der göttlichen Vollkommenheiten übergehen und verachten? Warum soll man die Wahl des Besten bloß in einem allgemeinen Gesetze suchen, in besondern Fällen aber die Augen verschliessen oder irre werden? Ist es nicht beydes gut und diensam, das Göttliche in der Natur allenthalben, wo es zu entdecken ist, es sey im Kleinen oder im Großen, wahr zu nehmen?

Aber ich mögte auch wissen, was wir vor einen Maaßstab oder vor eine Wagschaale haben, wodurch wir etwas für groß und wichtig, oder für Kleinigkeiten und geringschätzige Dinge erklären. Auf die Ausdehnung wird es ja hier nicht ankommen, daß das nur allein groß wäre, was wir mit Klaftern und Centnern aus-

messen

messen können. Wenn wir aber den Maaßstab der Weisheit nehmen, so weis ich nicht, ob eine einzige Bagatelle in der ganzen Natur zu finden ist; und ich fürchte, daß einer sich nur selbst verächtlich macht, der das geringste in der Natur verachtet, weil es alles Muster der Weisheit sind. Für unsern Verstand ist auch das kleinste und geringste noch zu groß, zu wunderbar, unbegreiflich, ja unendlich. An sich aber ist alles auf den größten und edelsten Zweck gerichtet, welcher sich erdenken läßt, nämlich die Welt mit Leben, Lust und Glückseligkeit zu erfüllen; und die Mittel, deren Verhältniß zu diesem Zwecke wir einsehen können, sind so vollkommen damit einstimmig, daß allenthalben ein unendlicher Verstand bey dem besten Willen hervorleuchtet.

In dieser Ordnung der Dinge kann also nichts klein seyn, was mit der großen Absicht auf das Wohl der Lebendigen eine weise Verknüpfung hat. Je vollkommener Gott selbst ist, je weniger ist es ihm anständig, auch nur das geringste in der ganzen Naturkette ohne Absicht, unnöhtig, unbedachtsam oder verkehrt zu thun, oder nur obenhin, im Großen, und fürs Auge zu bilden. Derjenige stellet demnach die Natur auf eine Gott anständige Weise vor, der sie bis ins innerste und kleinste weislich ausgearbeitet darstellet: und wir erkennen die Größe der göttlichen Weisheit in der Natur nicht eher deutlich, genau und gründlich, als bis wir in

alle

alle Arten der Thiere, und in die innere Einrichtung, Natur und Verrichtung der einfacheren Theile, so weit wir können, hinein gehen. Selbst die allgemeinen Regeln der Bewegung beweisen ihres Urhebers Weisheit nicht anders, als so ferne sich ihr Nutzen in jedem besonderen Falle, und ihr Zusammenhang mit dem Wohl aller Arten der Lebendigen zeiget.

Der Hr. von Maupertuis druckt sich selbst darüber gar schön mit diesen Worten aus: [21] **Alles ist in der Natur mit einander verknüpft. Die Welt hängt so wohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Planeten gegen die Sonne zieht.** Aber ich kann ihm nicht beypflichten, wenn er hinzusetzt: **Allein das Gewebe der Spinne ist es nicht, worinn wir die Beweise der Weisheit des Schöpfers suchen müssen.** Wie? wenn auch darinn unter andern eine zur Erhaltung des Thierleins unverbesserliche Kunst enthalten ist, welche die Spinne nicht selbst ersonnen, noch durch Unterweisung, Beyspiele und Uebung erlernet, sondern lediglich von ihrem Schöpfer, statt der Vernunft, zum erblichen Besitze bekommen hat: warum sollen wir nicht darauf achten?

[21] Oeuvres p. 25. *Tout est lié dans la Nature: l'Univers tient au fil de l'araignée, comme à cette force qui pousse ou qui tire les planetes vers le Soleil: mais ce n'est pas dans le fil de l'araignée qu'il faut chercher les preuves de la sagesse de son Auteur.*

achten? [22] Ist es wohl durch einen andern Weg thunlich, die große Wahrheit, daß Gott allen Lebendigen die zu ihrem Wohl dienlichsten Mittel gegeben, in ihrer Wirklichkeit überzeuglich zu erkennen, als wenn wir jedes Thieres Werkzeuge, Natur, Triebe und Fertigkeiten aufmerksam betrachten?

Ich finde auch nicht, daß der Hr. von Maupertuis Ursache hatte, den Engeländer lächerlich zu machen, der von dem Rhinoceros, mit ein Paar Worten, im Vorbeygehen, bemerkte, daß dieses sonst so dick- und harthäutige Thier von dem weisen und gütigen Schöpfer, bey den Gelenken, mit einer gefaltenen, dünneren und biegsamen Haut versehen wäre. Denn da dieses bloß bey den Fugen der Glieder, wo sie sich regen und strecken sollen, nicht aber ausser den Gelenken beobachtet wird; und da das Thier diese Geschicklichkeit seiner Haut zur Bewegung schon aus Mutterleibe mit auf die Welt bringt, nicht aber durch wirkliches Bewegen und Dehnen der Haut erwirbt; was ist denn lächerliches darinn, daß einer dieses, als einen Umstand, worinn sich die weise Vorsehung des Schöpfers für das Thier, und die Wahl der bequemsten Mittel zum Zwecke äussern, bemerket? Es ist eine ähnliche und schöne Anmerkung, die der Herr

[22] Ich werde die Kunst in dem Gewebe einer Spinne einiger Maaßen in der folgenden Abhandlung § 21. beschreiben.

Herr von Haller in gleicher Absicht von der Härte der Haut unter den Füßen der Thiere macht. [23] Warum, sagt er, hat das Thier, und nicht der Mensch, unter den vier Füßen, die es tragen sollen, schon im Mutterleibe Verhärtungen; da diesem nur unter den längeren Füßen, weil nur diese ihn zu tragen gewidmet sind, eine harte Ueberhaut anerschaffen ist? Nämlich auch hier ist zum voraus für den Gebrauch der Theile weislich gesorget, ehe wir gebohren werden. Mehrere dergleichen Umstände haben auch andere vernünftige Männer bey der Haut und Schaale der Menschen und Thiere in großer Anzahl beobachtet, die deswegen sehr unzeitig würden belacht werden, weil sie von der Haut und von Thieren hergenommen sind; aber allezeit der Betrachtung würdig bleiben, weil sie offenbare Beyspiele der Weisheit und Güte des Schöpfers enthalten.

Jedoch der Hr. von Maupertuis sucht diese Folgerung durch eine andere zu verspotten. [24]

[23] Vorrede zu Büffons allgemeinen Historie der Natur. II. Th. C. 1. a.

[24] Oeuvres p. 7. *N'est-ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par de tels argumens? Que diroit-on de celui qui nieroit la Providence, parce que l'écaille de la tortue n'a ni plis, ni jointures? Le raisonnement de celui qui la prouve par la peau du rhinoceros est de la même force. Laissons ces bagatelles à ceux qui n'en sentent pas la frivolité.*

Was würde man, spricht er, von demjenigen sagen, der die Vorsehung deswegen leugnete, weil die Schaale der Schildkröte weder Falten noch Gelenke hat? Aber die Folgerung dessen, der die Vorsehung durch die Haut des Rhinoceros beweiset, hat nicht mehr Stärke. Drum laßt uns solche läppische Kleinigkeiten denen anheim geben, die deren Nichtswürdigkeit nicht einsehen. Der Hr. von Maupertuis hat so weit Recht: die Folgerung von der Schildkröte, welche er jemanden in den Mund legt, ist läppisch und nichtswürdig genug. Aber kann er im Ernst glauben, daß ein einziger vernünftiger Mensch die andere Folgerung dieser ähnlich, und die Vergleichung aufrichtig halten wird? Er bürdet dem Engeländer auf, als ob er schlechthin so geschlossen hätte: weil ein Thier Falten in der Haut hat, so muß eine Vorsehung seyn. Auf die Weise, spricht dann Hr. Maupertuis, müßte auch aus dem Gegentheil das Gegentheil folgen: weil die Schildkröte keine Falten in ihrer Schaale hat, so giebt es keine Vorsehung. Der Unterschied aber ist: der Rhinoceros hat biegsame Falten in seiner dicken Haut bey den Gelenken, wo es zum Bewegen der Glieder nöhtig war; aber die Schildkröte hat keine Falten und Gelenke in der harten Schaale, wo es zum Bewegen unnöhtig war. Denn ein anderes ist es mit dem Armadill, der Falten in seiner harten Decke auf dem Rücken hat, weil er

sich

sich in eine Kugel zusammen rollet; aber die Schildkröte brauchte dergleichen nicht, sondern vielmehr eine veste Schaale, worunter das Thier auch gegen Lastwagen gesichert ist. Dieses ist der eine Fehler in der Vergleichung, daß es nicht entgegengesetzte Fälle sind, und daß der Hr. von Maupertuis, solches zu verbergen, diejenigen Umstände mit Fleiß weggelassen, welche solches entdecken konnten. Denn eigentlich konnten dem Falle vom Rhinoceros nur zweene entgegen gesetzt werden, wenn entweder ein Thier in der Haut biegsame Falten hätte, wo es unnöhtig war, oder wenn eins keine biegsame Falten hätte, wo es doch nöhtig war. Dann würde auch die Folgerung richtiger seyn: also zeigt sich darinn keine Vorsehung. Aber solcher Folgerung hat der Schöpfer schon vorgebeuget, indem keins der gegenseitigen Fälle in der Natur zu finden ist. Demnach verfällt auch der Hr. von Maupertuis in einen zweyten Fehler, daß er auf seiner Seite übel schließt: weil die Schildkröte keine Falten und Gelenke hat, (wo es nicht nöhtig war:) also giebt es keine Vorsehung. Vielmehr, da sie auf dem Rücken keine unnöhtige Falten, sondern eine veste Schutzwehre hat, darunter sie sich ganz verbergen kann; übrigens aber, am Leibe, Kopf und Füßen, mit biegsamer Haut und Gliedern, so viel als nöhtig war, versehen ist: so läßt sich auch daraus, wie aus tausend andern Dingen, wahrnehmen, daß der Schöpfer, zur Erhaltung

seiner Geschöpfe, nichts versäumt habe. Nun lasse ich jeden urtheilen, auf wen die Beschuldigung des läppischen und lächerlichen in der Folgerung des Hrn. von Maupertuis falle.

§ 14.

Ja, spricht der Herr von Maupertuis, [25] wenn ich auch alle die Beweise von Ordnung und Uebereinstimmung in den Theilen der thierischen Körper gelten lasse: so werde ich doch gähling durch eine schlimme Folgerung gestöhret. Eine Schlange ist künstlich gebildet; aber wozu dienet sie, als den Menschen zu tödten? Eine Mücke und Ameise heissen uns die Sorge der Vorsehung für ihre Eyer und Jungen bewundern; aber wozu das? um ein Insect hervorzubringen, das dem Menschen verdrießlich ist, und von

[25] Oeuvres p. 8. sq. *Que sert-il, dans la construction de quelque Animal, de trouver des apparences d'ordre et de convenance? lorsqu' après nous sommes arrêtés tout à coup par quelque conclusion facheuse? Le serpent, qui ne marche ni ne vole, n'auroit pu se dérober à la poursuite des autres Animaux, si un nombre prodigieu de vertébres ne donnoiet à son corps tant de flexibilité, qu'il rampe plus vite que plusieurs Animaux ne marchent &c. Tout cela n'est-il pas admirable? Mais à quoi tout cela sert-il? à la conservation d'un Animal, dont la dent tuë l'homme.— Suivez la production d'une Mouche ou d'une Fourmi: ils vous font admirer les soins de la Providence — tout cela aboutit à produire un Insecte incommode aux hommes, que le premier oiseau devore, ou qui tombe dans les filets d'une Araignée.*

von dem ersten Vogel aufgefressen, oder von einer Spinne bestrickt wird. Ueberhaupt, sagt er, [26] hat vielen großen Geistern gedünkt, daß die Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge so genau nicht beobachtet wäre, daß man nicht in Verwirrung gerahten sollte, wie die Welt eines höchst weisen und mächtigen Wesens Werk seyn könnte. Die Erdfläche sey zur Hälfte mit dem Meere bedeckt; auf der Erde sähe man schroffe Felsen, gefrorne Landschaften, brennenden Sand, viel giftige Pflanzen und schädliche Thiere: und untersuchte man die Sitten der Einwohner, so finde man Lügen, Diebstahl, Todtschlag, und allerley Laster viel häufiger, als die Tugend. Ueberdem wären die unglückseligen Menschen mit allerley Plagen,

[26] Oeuvres p. 9. *De très grands Esprits —— n'ont pu s'empêcher d'avouer, que la convenance et l'ordre ne paroissent pas si exactement observés dans l'Univers, qu'on ne fût embarrassé pour comprendre comment ce pouvoit être l'Ouvrage d'un Etre tout sage & tout puissant. Le mal de toutes les espèces, le desordre, le crime, la douleur, leur ont paru difficiles à concilier avec l'Empire d'un tel Maître. Regardez, ont-ils-dit, cette Terre; les mers en couvrent la moitié, dans le reste, vous verrez des rochers escarpés, des regions glacées, des sables brulans. Examinez les moeurs de ceux qui l'habitent; vous trouverez le mensonge, le vol, le meurtre, et par tout les vices plus communs que la vertu. Parmi ces Etres infortunés, vous en trouverez plusieurs desespérés dans les tourmens de la goutte et de la pierre, plusieurs languissans*

als Podagra, Steinschmerzen, und andern Krankheiten, wenigstens mit Sorgen und Verdruß, überhäuft. Ob das eine Welt sey, welche ihres Schöpfers Weisheit und Güte zeige? [27] Vielmehr mögte man, wenn sonst nichts bessers drinn wäre, gedenken, daß sie ein Werk der bösen Geister, oder eines blinden Schicksals sey, als eines so vollkommenen Geistes. Denn [28] die bloße Absicht sey zum Beweise der Weisheit und Güte des Schöpfers nicht genug, wenn der Bewegungsgrund und äusserste Zweck nicht auch was Gutes sey. Man würde einen Künstler nicht bewundern oder loben, der mit vieler Geschicklichkeit und Verstand eine Maschine gemacht hätte, die entweder niemand nützlich, oder die wohl gar schädlich wäre.

Man

guissans dans d'autres infirmités que leur durée rend insupportables; presque tous accablés de soucis et de chagrins.

[27] Oeuvres p. 11. *Tant de Plantes venimeuses et d'Animaux nuisibles, produits et conservés soigneusement dans la Nature, sont-ils propres à nous faire connoître la sagesse et la bonté de celui qui les créa? Si l'on ne decouvroit dans l'Univers que de pareilles choses, il pourroit n'être que l'Ouvrage des Demons. — il vaudroit autant, que l'Univers dût son origine à un destin aveugle, que s'il étoit l'Ouvrage d'une telle Intelligence.*

[28] Ibid. *Que cet Univers dans mille occasions nous présente des suites d'effets concourans à quelque but, cela ne prouve que de l'Intelligence et des desseins: c'est dans le but de ces desseins qu'il faut chercher la sagesse. L'habilité dans l'exé-*

Man siehet daraus genugsam, wie der Hr. von Maupertuis um den Wehrt seines neuen Gesetzes der Sparsamkeit zu erhöhen, zuletzt alle Einwürfe selbst gegen die Vollkommenheit der Welt, und gegen die Vorsehung des Schöpfers und dessen weise und gute Absichten, in den bittersten Auszug gebracht hat. Man wird also zuerst von ihm mit Verwunderung erwarten, wie er diese von ihm selbst geschärften Einwürfe heben werde, und ihm besondern Dank schuldig seyn, wenn er es auf eine noch deutlichere und gründlichere Art thun kann, als bisher geschehen. Er versichert uns wenigstens, [29] wenn wir sein Gesetze der Sparsamkeit annehmen, so sollten wir nur die Augen aufthun, und die ganze Welt durchgehen; dann würden

l'exécution ne suffit pas; il faut que le motif soit raisonnable. On n'admireroit point, on blâmeroit l'Ouvrier; et il seroit d'autant plus blâmable, qu'il auroit employé plus d'adresse à construire une machine qui ne seroit d'aucune utilité, ou dont les effets seroient dangereux.

[29] Oeuvres p. 25. *Ouvrons les yeux; parcourons l'Univers; livrons nous hardiment à toute l'admiration que ce spectable nous cause: tel Phénomene qui, pendant qu'on ignoroit la sagesse des loix à qui il doit son origine, n'étoit qu'une preuve obscure et confuse de l'existence de celui qui gouverne le Monde, devient une demonstration: et ce qui auroit pu causer du scandale, ne sera plus qu'une suite nécessaire des loix qu'il falloit établir. Nous verrons, sans en être ébranlés, naître des Monstres, commettre des Crimes, et nous souffrirons avec patience la Douleur.*

alle die Erscheinungen, welche vorhin, bey der Unwissenheit der weisesten Gesetze, wovon sie entspringen, nur einen dunkelen und undeutlichen Beweis von dem Daseyn Gottes gewährten, zur Demonstration werden; und was sonst hätte Aergerniß erregen können, das würde nichts, als eine nohtwendige Folge der Gesetze seyn, die zu errichten waren: man würde ohne Anstoß sehen, daß Mißgeburten erzeugt, und Laster begangen würden, und wir würden den Schmerz mit Geduld aushalten.

Hier haben wir also den größten Zweifelsknoten, nach dem Gesetze der Sparsamkeit, kurz und gut durchgeschnitten. Allein, ich mögte fragen, wie wird nun alles durch die kleinste Bewegung des Hrn. von Maupertuis so leicht zur Demonstration des Daseyns Gottes und seiner Weisheit und Güte? Laßt uns einen Schluß machen: Wenn alles in der Welt mit der kleinsten Handelung oder Bewegung geschieht, so muß ein Gott seyn, der nach weiser Wahl das Beste erkohren. Wie? wenn die kleinste Handelung an sich die einzige mögliche, und also schlechterdings nohtwendig wäre: woher folgert man denn, daß sie durch eine weise Wahl eines Urhebers gestiftet worden? Oder, wenn man sie auch nur als natürlich nohtwendig annehmen will: was verweiset uns auf einen freyen Geist, der es so geordnet hat? Der Hr. von Maupertuis hatte dem Hrn. Newton diesen Einwurf gemacht, und er macht ihn sich

auch

auch nun selber. Seine Antwort darauf aber lautet so. [30] Wenn es wahr ist, daß die Gesetze der Bewegung und Ruhe eine unausbleibliche Folge der Natur der Körper sind: so beweiset eben dieses die Vollkommenheit des höchsten Wesens, da nämlich alle Dinge so geordnet sind, daß eine blinde nohtwendige Mathematik dasjenige ausrichtet, was der verständigste und freyste Geist vorschrieb. Das ist eine vortrefliche Demonstration, nur daß man ihren Grund nicht finden kann. Die natürliche Nohtwendigkeit der kleinsten Handelung soll dennoch die weise Wahl eines höchsten Wesens beweisen, weil sie des verständigsten und freysten Geistes Vorschrift ausrichtet. Setzet dieses nicht eben dasjenige voraus, was zu beweisen war? Oder wenn dieses eine gültige Antwort heissen soll: warum konnte sie dem Hrn. von Maupertuis nicht eben denselben Einwurf

[30] Oeuv. p. 13. *Mais, pourroit-on dire, quoique les règles du mouvement et du repos n'ayent eté jusqu'ici démontrées que par des hypothèses et des experiences, elles sont peut-être des suites necessaires de la nature des corps; et n'y ayant rien eu d'arbitraire dans leur établissement, vous attribuez à une Providence, ce qui n'est l'effet que de la Nécessité. S'il est vrai que les loix du mouvement et du repos soient les suites indispensables de la nature des corps, cela même prouve encore la perfection de l'Etre suprême: c'est que toutes choses soient tellement ordonnées qu'une Mathématique aveugle et nécessaire exécute ce que l'Intelligence la plus éclairée et la plus libre prescrivoit.*

wurf gegen Newtons Ordnung der Planeten heben? [31]

Allein, wir wollen annehmen, das Gesetze der kleinsten Handelung beweise den verständigsten und freysten Geist: so würde es doch, nach des Hrn. von Maupertuis eigenem Urtheil, noch gar nicht dessen Weisheit und Güte beweisen, wenn der Zweck und Bewegungs-Grund nicht etwas Gutes ist. [32] In der körperlichen Bewegung aber liegt an sich nichts Gutes, sie mag klein oder groß seyn; sondern sie ist höchstens nur ein Mittel, das sowohl zum Bösen als Guten angewandt werden kann. Könnte denn nicht auch lauter Böses, oder wenigstens viel Böses, durch die kleinste Bewegung ausgerichtet werden? Wie kann denn das Gesetze der kleinsten Bewegung an sich selbst, die Weisheit und Güte des Schöpfers darthun, so lange man nicht sieht, daß es zum Guten angewandt sey? oder wie könnte es eine Antwort gegen das Böse, so wirklich in der Welt ist, geben? Sind darum Mißgeburten, giftige Thiere und Pflanzen, Laster, Schmerz und Tod nichts Böses, weil sie durch die kleinste Bewegung hervorgebracht werden? Wird nicht das menschliche Herz, wenn die Sache bloß auf Bewegung ankam, wünschen, daß doch der so verständige und freye Geist, lieber im Bösen sparsamer, und in der

[31] Siehe oben die 16te Anmerkung.
[32] Siehe die 28. Anmerkung.

der Bewegung etwas freygebiger gewesen wäre?

Es läßt sich aber auch nicht begreifen, daß das Böse in der Welt eine nohtwendige Folge dieses Gesetzes seyn sollte. Sind denn Stürme, Erdbeben, Ueberströhmungen, Kriege, Mord, Brand, und alle Laster, Früchte der kleinsten Bewegung? Wenn alle schädliche Thiere und Kräuter gar nicht erschaffen wären, so würde desto weniger Bewegung in der Welt seyn. Ja man mögte vielmehr aus diesem Gesetze folgern, daß sehr viel Gutes und alle Lebendige hätten wegbleiben müssen, damit ja nicht so viel Regens und Bewegens, Geräusches und Lermens in der Welt entstünde, sondern alles todt und stille wäre, und die ganze Natur fein geruhig und sanfte schliefe.

Man hätte also wünschen mögen, daß der Herr von Maupertuis uns auf der einen Seite deutlicher erkläret hätte, wie das Gesetze der Sparsamkeit viel Gutes erzeuge, und sich dadurch als eine Regel der Weisheit erweise; auf der andern aber so wenig Böses, als nur möglich war, zulasse. Denn vielleicht scheinet vielen weder Böses noch Gutes daraus zu folgen. Wenn nämlich nicht weise und gütige Absichten vorausgesetzt werden, wozu das Gesetze der Sparsamkeit, als ein Mittel, angewandt worden, so kann man aus diesem Gesetze an sich keine Weisheit, oder Wahl des Besten erkennen, noch das zugelassene Böse damit zusammen

men reimen. Um so weniger ist zu begreifen, wie der Hr. von Maupertuis wieder den Beweis von der Absicht und der Uebereinstimmung in der Natur streitet, da sein eigener Beweis ohne dieselben nicht bestehen kann. Das schlimmste ist, daß der Hr. von Maupertuis die Betrachtung des Guten in der Welt verdunkelt, schwächet, verkleinert, verlacht, des Bösen aber häufet und schärfet; und uns alsdenn, wenn er uns mitten in bekümmerte Gedanken hineingeführet hat, verläßt.

§ 15.

Es erhellet aus des Hrn. von Maupertuis eigenem Beyspiele, daß man sowohl von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Welt und ihrer Theile, als auch von dem ganzen Zusammenhange der Dinge, und was derselbe mit sich bringt, imgleichen von der Weisheit und Güte des Urhebers, sehr verkehrt urtheile, wenn man nicht zuvor die Absicht oder Endursache veste gesetzt hat. Wie ich nun dieses bereits überhaupt gethan habe: so wird auch daraus klar seyn, daß die äusserste Absicht der Schöpfung so gütig, groß und edel sey, als möglich; und daß die ganze Anlage und Einrichtung der Welt, nebst den Gesetzen und Regeln der Natur, damit übereinstimme; welches denn überhaupt genug ist, die Vollkommenheit sowohl des Werkes, als des Werkmeisters zu erkennen. Ehe ich aber die Einwürfe von besondern Theilen verständlich heben kann, so

wird

wird auch zuvor nöhtig seyn, daß ich die besondere Absichten bey den Thieren und Menschen auf unserm Erdboden ausführlicher darthue. Dann wird sich besser erklären lassen, daß ihnen so viel Vollkommenheit und Gutes von dem Schöpfer angedieen sey, als nach jedes Wesen in der Verknüpfung der Dinge möglich war; und daß der Mangel einer mehreren Vollkommenheit, oder das Böse, keine göttliche Absicht sey, sondern theils in dem eingeschränkten Wesen der verknüften Dinge unvermeidlichen Grund der Möglichkeit habe, theils in seiner wirklichen Zulassung neue Beweise der Weisheit und Güte des Schöpfers darreiche.

Ich werde also hier noch auf keine Einwürfe gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers antworten. Es kann uns vors erste genug seyn, daß man überhaupt schon siehet, wie unzeitig und unbillig sie angebracht, und wie schlecht sie daher gehoben sind. Denn wie kann man von eines Dinges, und seines Urhebers Vollkommenheit urtheilen, ohne es weder im Zusammenhange, und nach seiner Absicht, noch in seinen Theilen, der Betrachtung wehrt zu halten? Wie könnte man sich mit jemanden einlassen, der hie und da aus des weisesten Königes Verordnungen etwas ergriffe, das ihm wiedrig schiene, um es zu tadeln; und wenn er gefragt würde, ob er denn die übrigen, so viel möglich, in ihrem Zusammenhange betrachtet hätte, zur Antwort gäbe, er verstünde theils nichts davon,

theils

theils handelten sie von allerley nichtswürdigen Kleinigkeiten, die einem Könige unanständig, und der Mühe nicht wehrt wären. Man würde ihn vielmehr ersuchen, daß er sich nicht übereilen, sondern erst Zeit und Geduld geben mögte, die besondern Absichten der Verordnungen, zur Erhaltung jedes Standes, ohne Vorurtheil aus den allgemeinen zu erforschen, und hienächst alles in der Verknüpfung des Ganzen zu betrachten; und wenn er denn aller und jeder Anstalten ihren Grund noch nicht völlig begreifen könnte, seine Unwissenheit der Weisheit des Königes nicht zur Last zu legen. Sollten wir nicht so billig und bescheiden von den göttlichen Werken urtheilen, als Socrates von den Schriften des Heraclitus? Er lase sie doch ohne Verachtung, er bemühete sich um ihre wahre Meynung, er suchte keine wiedrige aus dunkelen Stellen zu erzwingen; sondern wie er gefragt ward, was er davon hielte, gab er zur Antwort: was ich verstehen kann, das ist vortreflich; darum vermuhte ich, das andere wird gleicher Art seyn, was ich nicht verstehe. [33]

§ 16.

Aber, sprechen andere, als Naturkündiger: behaltet eure Endursachen unsernthalben für euch, mischt sie nur nicht mit in die Naturlehre, wo sie gar keinen Nutzen haben, und oft zum Irrthume

[33] Diog. Laertius II. 22. ἃ μὲν συνῆκα, γενναῖα· οἷ μαι δὲ, καὶ ἃ μὴ συνῆκα.

thume verleiten. Es ist bekannt, was Cartesius und Baco dawieder gesagt; [34] und viele der Neueren gehen darinn noch weiter, so daß sie die Endursachen nicht allein aus der Naturlehre als unfruchtbar und trieglich verweisen, sondern sie auch an sich selbst, und in der Metaphysik, kaum mehr wollen gelten lassen; ja aus Vorurtheil, oder vielmehr Haß gegen dieselbe, fast alle ersten Begriffe und Grundsätze der Wahrheit, als unnütze Grillen verwerfen.

Der eine meynet: [35] die Vollkommenheit, worauf die Absicht gerichtet sey, und der zureichende Grund, den man darinn suche, wären nur moralische Wesen, die nach menschlichen Absichten erschaffen wären; willkührliche Verhältnisse, die wir allgemein gemacht hätten; Gegenstände unserer Neigungen und Leidenschaften, die anstatt, daß sie was Wirkliches hervorbringen sollten, nur das Wirkliche veränderten, und mit unsern Neigungen verwirreten: aus Endursachen etwas schliessen wollen, sey nichts anders, als die Wirkung für die Ursache annehmen. Es heißt bey einem andern: [36] Man nennet ein Systême der Endursa-

[34] Siehe was Cudworth im Systemate Intellectuali Cap. V. Sect. I. §. 59. sqq. und Parker de Deo et Provid. Diss. III. Sect. 16. p. 283. sqq. dagegen erinnert haben.

[35] Herr Büffon in seiner allgemeinen Historie der Natur, I. Th. II. Band p. 45. sq. und p. 20.

[36] Der Hr. Verfasser von den Melanges de Litteratu-

ursachen denjenigen Theil der Physik, oder vielmehr Metaphysik, (oder vielleicht weder der einen noch andern) welcher den Zweck hat, die Gesetze der Natur, vermittelst der Absichten, welche der Urheber der Natur sich dabey vorgesetzet hat, zu entdecken. Diese Theorie gründet sich auf so wahre, aber so unfruchtbare, und so oft trieglische Sätze, als daß nichts ohne zureichenden Grund geschieht, daß die Natur durch die einfachsten Mittel handelt, und auf einige andere, die eben so gewiß, aber auch eben so unnütze sind. Der Kanzler *Baco*, welcher wohl einsahe, daß diese Art zu philosophiren für Entdeckungen nicht fruchtbar sey vergliche sie mit einer Gottgeweyheten Jungfrau, die nichts gebieret; welches mit eben so feinem Witze, als wahr gesagt ist. Ein berüchtigter Epicurus neuerer Zeit, der seine besondere Ursachen hatte, wieder die Absichten in der

re, d'Histoire et de Philosophie Vol. I. p. 257. sagt von dem Systeme des causes finales: *On appelle ainsi cette partie de la Physique, ou plûtôt de la Metaphysique (ou peut-être ni de l'une ni de l'autre) qui a pour but de decouvrir les lois de la Nature par la fin que son auteur s'est proposée en etablissant ces lois. Cette Theorie est fondée sur les axiomes si vrais, mais si peu fécons, et souvent si trompeurs, que rien ne se fait sans raison suffisante, que la nature agit toûjours par les voies les plus simples, et sur quelques autres aussi certains, et aussi inutiles. Le Chan-*

der Natur, und alle Spuhren der göttlichen Weisheit zu streiten, sagt nicht allein von dem zureichenden Grunde, [37] daß es bloß ein Satz sey, der zum gewissen Lehrgebäude erfunden worden, und der in der Erforschung von Wahrheiten ganz keinen Nutzen habe; sondern er fügt noch, damit er ja allen Zügel gesunder Vernunft abwerfe, hinzu: **Die Leibnitzische Philosophie führet auch zu einem andern Grundsatze, der noch unnützer ist; das ist der Satz des Wiederspruchs.**

Nun will ich denen ersteren Herren des la Mettrie seine Ausschweifungen gar nicht beymessen; aber war es zur Behauptung ihrer Meynung nöhtig, eine Sprache zu führen, die den Atheisten ganz gerecht ist? Denn wer Gott aus der Natur wegdenken, und alle Ehrbarkeit unter Menschen aufheben will, der muß sich durch keine Wiedersprüche aufhalten lassen, und

Chancelier Bacon, qui avoit senti, combien cette maniere de philosopher étoit une voie sterile pour les decouvertes, la comparoit avec beaucoup de fineſſe et de verité, à une vierge conſacrée à Dieu, qui ne produit rien.

[37] Mr. de la Mettrie Abregé des Syſtêmes § 3. nennet das Principe de la Raiſon ſuffiſante, *un Principe de Syſtême, et fort inutile dans la recherche de la verité*, und fügt hinzu: *la Philoſophie de Mr. Leibnitz porte encore ſur un autre principe, mais moins, et encore plus inutile, c'eſt celui de contradiction.* Welcher Philoſophe!

um keinen zureichenden Grund, weder der Dinge selbst, noch seiner Sätze bekümmern. Konnten die Endursachen auf keine andere Art aus der Naturlehre verwiesen werden, ohne die ersten Regeln der Vernunftkunst und Grundwissenschaft, das ist, aller Wahrheit, zu verachten? Sollte diese Art zu denken einen vortheilhaften Begriff von ihrer Meynung geben, welche aller wilden Vernünfteley ein weites Feld eröfnet? Oder ist wohl eine gründliche Naturlehre selbst was anders, als eine Erforschung des zureichenden Grundes der Begebenheiten, welcher mit der Natur und dem Wesen der Dinge ohne Wiederspruch bestehet? Allgemeine Wahrheiten und Grundsätze können nicht unfruchtbar seyn, weil sie den Saamen aller übrigen Wahrheiten in sich halten. Gebähren sie dennoch bey einigen, gleichsam als die geweyheten Jungfrauen im Kloster, nichts; so wird die Schuld entweder an deren Unvermögen seyn, bey welchen sie wohnen, oder daß sie ein übereiltes Gelübde gethan haben, sich ihrer zu enthalten.

In der That sind jedoch gedachte Herren diesen Schönen so abhold nicht, daß sie sich ihrer nicht zum öftern bedienen sollten, aber es muß niemand wissen; und sie sind mit ihnen so weit wohl zufrieden, wenn sie nur nichts zur Welt bringen, was Absichten hat. Ein Unglück für Herrn Leibnitz, da er entdeckte, daß sie auch

mit

mit Absichten schwanger gehen. [38] Aber im Ernst: lasset uns den Wortstreit, ob die Endursa-

[38] Ich bediene mich dieser Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz suchte, sondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Hrn. d'Alembert Urtheil, witzig seyn soll: daß sich die Wahrheit durch so genannte bon mots so wenig umstoßen als beweisen lasse. Es ist zudem nichts leichter, als denen Herren, welche die Sätze des zureichenden Grundes und des Wiederspruchs, als unnütze verwerfen, aus ihren eigenen Schriften zu zeigen, daß sie in ihren Urtheilen und Folgerungen so verfahren, als hätten sie sich beständig die Regeln vorgeschrieben, es sey nichts ohne zureichenden Grund, und wiedersprechende Dinge seyn unmöglich, oder lassen sich nicht gedenken. Dieses hat der Hr. Kästner dem Hrn. Büffon, bey dem I. Th. II. B. p. 45. sq. der Historie der Natur, was den Satz des zureichenden Grundes betrifft, mit allem Rechte vorgehalten. Aber es geht manchen, wie dem Bourgois-Gentilhomme; er redt Prose, und weis es selbst nicht. Wenn man also nicht nach deutlichen Begriffen von den Regeln seines Denkens, und von deren Gebrauche und Nutzen, verfähret, so ist die Verachtung der Regeln nicht anders anzusehen, als eines Menschen, der die Grammatik und Optik für unnütze erkläret, weil er auch ohne die Wissenschaft davon, sprechen und sehen kann. Das ist wahr; aber er kann auch desto leichter irren, desto weniger die Wahrheit erfinden und einsehen, desto weniger sich und andere davon überführen. Der Hr. Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er von dem zureichenden Grunde nicht allein keinen deutlichen, sondern auch einen irrigen Begriff gehabt, wenn er meynet, der Hr. Leibnitz hätte unter diesem Na-

ursachen ein Theil der Physik oder Metaphysik ausmachen, bey Seite setzen, und nur fragen, theils, ob sie an sich Grund haben; theils, ob sie zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas beytragen können; theils, ob sie mit denselben in der Weltweisheit nicht zu verknüpfen sind?

§ 17.

Ich habe oben gezeigt, daß die Endursachen oder Absichten in dem Wesen körperlicher Dinge

men bloß die Endursachen verstanden und erheben wollen; wie Hr. Kästner abermals p. 44. sehr wohl bemerket. Man sieht daraus, warum die Herren dem zureichenden Grunde, oder vielmehr der Vernunft selbst feind werden, weil sie fürchten, sie mögten dadurch auch zum Erkenntniß der Endursachen geführet werden. Herr la Mettrie nennt es daher auch ein Principe de Systeme. Aber, damit es doch auch unsere ungegründete Landesleute verstehen können: der Herr Leibnitz sagt mit diesem Ausdrucke des zureichenden Grundes, oder desjenigen, woraus sich völlig verstehen läßt, warum etwas sey, nichts anders, als was das Wort Principe überhaupt undeutlich saget: erstlich alles dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas in einem Dinge nohtwendig, oder innerlich möglich sey; (das ist, ein Principium essendi, oder das Wesen und Wesentliche;) imgleichen dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas wirklich sey oder werde; (Principium fiendi, oder die wirkenden Ursachen mit ihren Kräften und deren Regeln und Maaße;) ferner, dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum

ge gegründet sind, weil kein lebloses Ding als wirklich gedacht werden kann, wo nicht sein Wesen, seine Beschaffenheit, nebst seiner Wirklichkeit, aus Absicht auf die Lebendigen bestimmet worden. Der Hr. B. aber giebt die Endursachen, oder die Absichten auf die Vollkommenheit, für moralische Wesen aus, die bloß nach menschlichen Absichten erschaffen sind; für willkühliche Verhältnisse, die wir allgemein gemacht haben; für moralische Uebereinstimmungen mit unsern Neigungen, wodurch die Wirk-

warum etwas wahr sey, oder warum unsere Gedanken mit den Dingen, und mit einander übereinstimmen; (Principium cogitandi, oder die Grundsätze aller-Wahrheiten;) endlich dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum man etwas wolle oder wollen müsse: (Principium volendi, oder die Gründe der freyen Handelungen und Sittlichkeit.) Meynet nun jemand, daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i. ohne Verstand und Einsicht, was einem beliebt, von den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß dieser Zwang nur ein Principe de Systeme sey: so kann man ihm seine wilde Philosophie gerne lassen. Will man noch eine nähere Erklärung haben, was völlig verstehen heisse; so dienet zur Nachricht, es heisse so viel, als klar und deutlich einsehen, ob eins mit dem andern einerley sey oder nicht, dem andern wiedersspreche oder nicht. Durch diese deutliche Erklärung des zureichenden Grundes werden alle Principia brauchbarer und gewisser; und es zeiget sich, daß Metaphysik, Mathematik, Physik, Logik, Ethik, zusammen hängen, und eine gemeinschaftliche Regel haben.

lichkeit der Dinge verkehrt vorgestellt werde. Er gestehet denn doch so viel, daß es ein Verhältniß und eine Uebereinstimmung mit menschlichen Absichten und Neigungen gebe, weswegen wir den Dingen eine Vollkommenheit beylegen. Und wer kann das leugnen? Wir suchen Augen, Ohren, Nase, Mund und alles Gefühl zu ergötzen, und nicht allein mit Lust zu leben, sondern auch unser Geschlecht fortzupflanzen. Hiemit stimmet der Bau unsers ganzen Leibes, besonders der Werkzeuge unserer Sinnen, und der Zeugungs-Glieder in beyderley Geschlechtern, ferner aber das Daseyn und die Beschaffenheit anderer äusserlichen Dinge, und die Regeln, wonach sie auf unsere Sinne wirken, kurz, die ganze Natur überein. Wir suchen Erkenntniß der Dinge und ihrer Ursachen, hauptsächlich aber ein Vergnügen an der Schönheit und Ordnung derselben, endlich auch eine Zufriedenheit an unsern eigenen Handelungen. Hiemit stimmen abermals die ganze äusserliche Welt, und unsere eigene Seelenkräfte, und deren eingepflanzte Regeln überein: und wie die Welt alle Wissenschaft und Kunst, alle Schönheit und Ordnung in der Wirklichkeit enthält, so sind unsere Seelenkräfte, nach ihren eingepflanzten Regeln, fähig, eine Einsicht davon zu fassen, und ein süßes Vergnügen daran zu nehmen.

Nun frägt sich: ist dieses Verhältniß, und diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigun-

Neigungen, ein bloßes moralisches Wesen, eine bloße moralische Uebereinstimmung, ein bloßes willkührliches Verhältniß, das wir Menschen nur nach unsern Absichten erschaffen und allgemein gemacht haben? Das wäre lächerlich zu sagen, und wieder alle Wahrheit. Die Dinge selbst, sowohl als wir, und ihr Verhältniß zu uns, sind in der Natur und ihren Kräften und Regeln gegründet; unsere Gedanken, Neigungen und Willen, können das Verhältniß der Dinge nicht schaffen oder ändern, noch eine Welt nach unserm Sinne bauen; aber wir können wohl ein Denkbild oder einen Begriff dieses natürlichen Verhältnisses der Dinge zu unsern Neigungen fassen, und uns daran ergötzen. Nun ist diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, das ist, mit unserm Wohl, dasjenige, was ich eine äusserliche Vollkommenheit der Dinge nenne. Demnach ist diese Vollkommenheit der Dinge nichts, das wir Menschen, durch oder nach unserm Willkühr und Absichten, geschaffen hätten; sondern sie ist, ehe wir noch Absichten hatten, in dem Wesen und in der Natur der Dinge, und unsrer selbst, veste gewurzelt. Oder wird sie darum willkührlich, weil wir uns eine allgemeine Einsicht davon erwerben, und davon ein Gefühl haben? So müßte auch das Verhältniß der Ursachen zu ihren Wirkungen willkührlich, und von Menschen erschaffen genannt werden, welches ungereimt wäre.

Wir verstehen, ja wir fühlen demnach, daß das Verhältniß und die Uebereinstimmung der Dinge mit unseren Neigungen und mit unserm Wohl, das ist die äussere Vollkommenheit der Welt, in der Natur selbst, und nicht in unserm Willen, Grund habe. Nun frage ich weiter: woher kommt denn diese Uebereinstimmung mit unserm Wohl, oder die äusserliche Vollkommenheit der Welt? Ist diese Frage unnütz? so müßte die Sache schon aus der Welt oder Natur selbst völlig verständlich seyn; oder mit Hrn. Leibnitz zu reden, so müßte die Welt und Natur völligen und zureichenden Grund dieser Uebereinstimmung in sich halten, und diese folglich schlechterdings nohtwendig seyn. Aber eine äusserliche Vollkommenheit und Uebereinstimmung eines leblosen Dinges, mit einem anderen, kann nicht schlechterdings nohtwendig seyn, und in ihm selbst Grund haben, weil ihm alles einerley ist, und seine Beschaffenheit so wenig, als seine Wirklichkeit durch sein eigen Wesen bestimmt wird; sondern, wie eine jede leblose Maschine, von einem Werkmeister, um der Lebendigen willen, oder in Absicht auf deren Nutzen, seine Wirklichkeit und Einrichtung bekommen haben muß. Durch diese Absichten wird das Daseyn und die Beschaffenheit der Welt so wohl als einer Maschine verständlich; an sich selbst aber ist und bleibt alles unverständlich.

Daraus kann auch der Hr. B. erkennen, warum man alle Wirkungen der Natur, die

zum

zum Nutzen der Lebendigen gereichen, vernünftiger Weise für Endursachen halten müsse; das ist, für solche Wirkungen, die in den Gedanken des Urhebers der Natur, der Zweck gewesen sind, zu dessen Hervorbringung die Welt, als ein Mittel hat dienen sollen; daß folglich der erste Grund aller Wirklichkeit und Beschaffenheit natürlicher Dinge in dieser Absicht zu suchen ist. Es scheint, der Hr. B. hat dieses durch den Ausdruck lächerlich machen wollen, da er sagt: Diejenigen, welche die Frage, warum gewisse Dinge vorhanden (er könnte auch sagen, so, und nicht anders beschaffen) sind, durch die Endursachen zu beantworten glauben, bemerken nicht, daß sie die Wirkung für die Ursache ansehen. Allein er wird doch durch seine Ursachen, Endursachen verstehen, die er eben genannt hatte, und nicht mit Worten spielen wollen, oder uns antichten, daß wir die Wirkungen für die wirkende Ursachen hielten. Aber selbst das Wort Endursache, oder Absicht, wird niemand denen Wirkungen im andern Verstande beylegen, als objective, so ferne diese Wirkungen ein Gegenstand der Absichten des Werkmeisters waren. Und was ist denn darinn Ungereimtes? Er wird ja selber wissen, was schon die Schulweisen ganz recht gesagt haben, das ultimum in executione sey primum in intentione, die Wirkung, welche zuletzt entstehet, sey das erste in der Absicht gewesen. Wie kann er aber so dreiste sagen, die

Ver-

Verhältnisse der Sachen zu uns hätten gar keinen Einfluß in ihren Ursprung? Vielmehr wenn keine gewisse Absicht bey einem leblosen Dinge voraus gesetzt wird, welche ein übereinstimmendes Verhältniß mit dem Nutzen der Lebendigen suchet: so fällt so gar aller Begriff seines Wesens und seiner Beschaffenheit und Wirklichkeit weg. Wenn man nicht die Absicht einer Uhr, Mühle, oder jeden Maschine, d. i. ihr Verhältniß mit dem Nutzen der Menschen setzet, so weis man nicht, was eine Uhr, eine Mühle oder jede Maschine sey; und will man sie mit Verstand als wirklich und so beschaffen gedenken wie sie ist, so muß man sich auch gedenken, daß diese Absicht einen Werkmeister, sie hervor zu bringen, und so einzurichten, bewogen habe.

§ 18.

So ferne hat demnach die Betrachtung der Absichten in der Natur vernünftigen Grund. Aber hilft sie uns etwas im Erkenntnisse der Natur; oder ist sie vielmehr da, als unnütze und schädlich, zu entfernen? Ich halte, man kann der Sachen zu viel und zu wenig thun. Wer etwa dächte: ich sehe die Endursache der Dinge überhaupt ein, also weis ich auch die besondern Absichten und die Mittel zur Ausrichtung dieses und jenes Endzwecks; der würde sich sehr betriegen. Denn, eines Theils wissen wir aus der allgemeinen Absicht auf das Wohl der Lebendigen, nicht die besondern Absichten, oder die Arten aller möglichen Lebendigen, heraus zu bringen;

gen: andern Theils können die zufälligen Dinge durch vielerley Mittel zur Wirklichkeit gebracht werden, und unser Verstand reicht bey weiten nicht dahin, alle Aufgaben der göttlichen Absichten durch den kürzesten Weg, oder die weisesten Mittel, aufzulösen. Wir würden selbst in menschlichen Stiftungen und Werken bloß aus der allgemeinen Absicht nichts sicheres schliessen. Wenn man daher, ohne weitere Erforschung der Natur, bloß nach unsrer wenigen Einsicht, errahten wollte, welche Dinge in der Welt seyn, was sie für eine Beschaffenheit haben, wozu sie bestimmt seyn, und wie sie wirken müßten: so würden wir mehrentheils irren, höchstens nur muhtmaßen.

Allein auf der andern Seite geht man auch zu weit, als ob man aus den Endursachen, nicht einmal mit Zuziehung der Naturgeschichte, neue Wahrheiten in der Naturlehre, von dem Daseyn gewisser Dinge, von ihrer Beschaffenheit, und von ihrer Art der Wirkung, entdecken könnte. Wer mit Erfindungen umgegangen ist, der weis wohl, daß man die Natur durch mancherley Wege beschleichen müsse, und wird leicht begreifen, ob und was sich, aus der Verbindung allgemeiner Sätze mit den besonderen der Erfahrung, schliessen lasse. Wie ich nun auf die Weise oben die Regeln angegeben habe, wonach man, aus der allgemeinen Absicht der Schöpfung, die besondern Absichten schliessen kann: so lassen sich auch Wege zeigen,

worauf

worauf man die Spuhr zu den Mitteln der Absichten in der Natur, und deren Art zu wirken findet. Aber ich will hier die Sache lieber augenscheinlicher durch Beyspiele bewähren.

Ich habe oben schon einige Beyspiele gegeben, wie das argumentum analogiæ, oder der Schluß aus der Aehnlichkeit der Dinge, in der Natur-Wissenschaft, mit großem Vortheil gebraucht sey, da es sich doch hauptsächlich auf das Verhältniß der Dinge, als Mittel, mit einer schon bekannten allgemeinen Absicht, gründet. So geben auch die Regeln der Weisheit theils Irrthümer, theils Wahrheiten in der Naturlehre zu erkennen. Denn woher schlossen die Alten, Anaximander, Philolaus, Aristarchus von Samos, Plato und Nicetas von Syracus, ꝛc. woher Copernicus, daß die Erde sich bewegen müßte? Sie wußten dieses gewiß noch nicht aus Erfahrungen, oder bekannten Bewegungs-Gesetzen darzuthun. Sie schlossen es bloß daher, weil es ungereimt seyn würde, daß das, welches durch die Drehung einer einzigen kleinen Kugel ausgerichtet werden konnte, durch Wälzung des ganzen Himmels um unsere Erde sollte zuwege gebracht seyn. Woher dachten die Alten, daß es Gegenfüßer geben müßte, woher Columbus, daß nach Westen noch mehrere Länder seyn würden; als weil beydes dem göttlichen Zwecke, die Erde zum Wohnhause für die Lebendigen, insonderheit Menschen, zu bereiten, gemäß wäre?

Die

Die Regel der Stättigkeit, (lex Continuitatis) welche der Herr von Leibnitz entdecket hat, und nachher viele vernünftige Weltweise, als wahr und richtig anerkannt haben, vermöge deren alles in der Welt in einem fortgehet, und nirgend eine Lucke oder Sprung in der Natur anzutreffen ist, ist nichts, als eine Regel der Weisheit; [39] und dienet doch, nicht allein viele Irrthümer aus der Naturlehre zu verbannen, sondern auch viele unbekannte Wahrheiten zu entdecken. Der Hr. von Leibnitz schliesset bey einer gewissen Gelegenheit daraus; [40] daß auch thier-

[39] Der Hr. von Leibnitz sagt in einem Briefe bey dem Hrn. König in seinem Appel au Public. p. 44. sq. *Je pense avoir de bonnes raisons pour croire, que toutes les differentes classes des Etres, dont l'assemblage forme l' Univers, ne sont dans les idées de Dieu, qui connoit distinctement leur gradations essentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne souffre pas qu'on en place d'autres entre deux, à cause que cela marqueroit du desordre et de l'imperfection — Tous les ordres des Etres naturels ne forment qu'une seule chaîne, dans laquelle les différentes classes, comme autant d'anneaux, tiennent si etroitement les unes aux autres, qu'il est impossible aux sens et à l'imagination de fixer precisement le point, où quelqu'une commence, ou finit.*

[40] Eben daselbst p. 46. *Ainsi l'existence de Zoophytes, par exemple, ou comme Buddeus les nomme, de Plant-Animaux, n'a rien de monstrueux; mais il est même convenable à l'ordre de la Nature, qu'il y en ait. Et telle est la force du Principe de continuité chez moi, que non seulement je ne serois point étonné d'apprendre, qu'on eut trouvé des Etres, qui par rapport*

thierartige Pflanzen in der Welt seyn müßten, und daß die Beobachtung der Natur dereinst, dergleichen, es sey in der Erde oder im Wasser, entdecken würde. Und siehe, daß er aus dieser Regel der Weisheit richtig geschlossen habe, das hat die neuere Erfahrung bestättiget, da man solche thierartige Pflanzen wirklich gefunden. Daher zweifle ich nicht, daß der Hr. von Leibnitz Recht gehabt zu sagen, [41] daß sein Grundsatz zur Entdeckung vieler andern wichtigen Wahrheiten dienen würde, wenn man ihm nachginge.

Wenn wir nachforschen, woher Newton gefolgert habe, daß die Pol-Axe der Erden so wohl, als aller übrigen Planeten kürzer seyn müsse, als der Durchmesser des Equators; oder daß

port à plusieurs proprietés, par exemple, celle de se nourrir, ou de se multiplier, puissent passer pour des végéteaux à aussi bon droit que pour des animaux, et qui renverssassent les règles communes, bâties sur la supposition d'une séparation parfaite et absolue des differens ordres des Etres simultanés, qui rempliſſent l'Univers; j'en serois si peu étonné, dis-je, que même je suis convaincu qu'il doit y en avoir de tels, que l'Histoire naturelle parviendra peut-être à les connoitre un jour quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivants, que leur petiteſſe dérobbe aux obſervations communes, et qui se trouvent cachés dans les entrailles de la Terre et dans l'abîme des Eaux.

[41] Eben daselbst: *Le Principe de Continuité est donc hors de doute chez moi, et pourroit servir à établir plusieurs*

daß die Erde, so zu reden, ihrer Ründe nach, einer Pomeranze ähnlicher seyn müsse, als einer Citrone: so findet sich, daß er zwar viele andere sonst bekannte Wahrheiten zum Grunde gelegt, aber daß doch guten Theils auch die göttlichen Absichten, und die Wahl des Besten, einen Einfluß in den Beweis gehabt. [42] Denn in der Drehung der Erden um ihre Pol-Axe stehen die bewegten Theile um den Equator am weitsten von der Axe ab: folglich haben sie den größten Schwung, oder das größte Bemühen sich von der Axe zu entfernen. Dadurch wird ihre Schwere, oder ihre Senkung zum Mittelpunkte der Erden, desto geringer, als derer, die nach den Polen zugehen: mithin sind alle Theile

plusieurs vérités importantes dans la veritable Philosophie, laquelle s'élevant au-dessus des sens et de l'imagination, cherche l'origine des Phenomenes dans les Regions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir.

[42] Man findet diesen Beweis, auf eine jedem begreifliche Weise, so erklärt, in der Voyage Historique de l'Amerique Meridionale, fait par Don George Juan et Don Antoine de Ulloa, pour determiner la Figure et la Grandeur de la Terre. Amsterd. et Leipz. 1752. 4. II. Vol. in dem II. Vol. im Discours Preliminaire p. 9—13. Der Hr. Newton selbst, welcher seinen Lehrsatz auf alle Planeten insgemein ziehet, beruft sich unter andern auf die Ueberschwemmung, welche sonst um den Equator alles Land bedecken würde. Siehe Philosophiæ Nat. Principia Mathematica. T. III. P. I. Propos. XVIII. theorem. XVI.

le um und gegen den Equator leichter, als diejenigen, so nach den Polen zulaufen. Bey solcher Beschaffenheit aber würde die Erde kein Gleichgewichte haben, wenn die Leichtigkeit der Theile um den Equator nicht durch ihre Menge ersetzt würde, damit sie denen schwereren Theilen, gegen die Polen, am Gewichte gleich käme. Denn wenn sich die Erde auch bey der verschiedenen Schwere ohne Schwanken drehen, und wohnbar seyn könnte: so würde das doch nur angehen, wenn alle ihre Theile lauter vestes Land wären. Da aber auch die Erdfläche zum Theil mit Wasser bedeckt ist, so würde dieses flüßige Element, bey dem Drehen, von den schwereren Theilen, das ist, von den Polen, zu den leichteren, oder gegen den Equator hindrengen, und daselbst hoch aufschwellen, und folglich alles Land überschwemmen und unwohnbar machen; gleichwie das übrige, nach den Polen, der mehrsten Flüßigkeit beraubt und dörre bleiben würde.

Wenn der Hr. Newton dieses allein von der Erden schlösse: so mögte man sagen, er gründe sich bloß auf die Erfahrung, daß die Erde um den Equator wirklich bewohnt sey. Allein, da er es auf alle Planeten zieht, so gründet er sich auf die allgemeine Absicht des Schöpfers, und die weisesten Mittel dazu. Er setzet: Die Planeten müssen in ihrer Bewegung ein Gleichgewichte haben. Und warum das? kann

kann sich eine Kugel nicht auch schwankend bewegen: nicht um den Equator mit lauter Wasser überschwemmet seyn? Es ist an sich möglich, und kein anderer Grund, daß solches nicht zu seyn geschlossen wird, als in den weisen und gütigen Absichten Gottes, damit die Planeten desto wohnbarer wären für die Lebendigen.

Ich muß diesem ein ander Beyspiel von der Entdeckung des Hrn. Johann Bernulli hinzufügen. Der hatte gefunden, daß sich ein Körper, beym schief hängenden Ablaufe, am geschwindesten in einer Cycloiden-Linie bewege. Nun setzet er von der schiefen Brechung des Lichts in unserm Dunstkreise zum Grunde, das Licht muß sich aufs geschwindeste, als nur möglich ist, bewegen. Demnach schliesset er, daß das Licht durch unsern Dunstkreis in einer Cycloide zu uns komme. Er setzet also in der Anwendung seines erfundenen Satzes auf das Licht voraus, das Licht müsse sich so geschwinde als möglich bewegen; welches doch nicht geometrisch bewiesen werden kann, sondern bloß eine metaphysische Wahrheit ist, die daraus fliesset, daß in der Natur nichts umsonst geschehe, oder vielmehr, daß Gott in der Natur seine Absichten weislich, oder auf die kürzeste Weise erhalte. Es ist demnach auch dieser Grundsatz, zur Erfindung physischer Wahrheiten, nicht unnütze, gleichwie ihn schon andere berühmte Männer zum Beweise anderer Eigenschaften und Re-

geln der Bewegung des Lichts und anderer Körper angewandt haben. [43]

Und

[43] Der Hr. D'Alembert will die Regel, welcher sich Bernulli bedient hat, ungerne für metaphysisch angesehen haben, und spricht: man könne sie für bloß geometrisch halten. Melanges Vol. I. p. 257. *Pour revenir à la solution, que donne Mr. Bernoulli du probleme dont il s'agit, le principe metaphysique en apparence, sur lequel cette solution est appuyée, peut n'être regardé, si l'on veut, que comme un principe purement geometrique, et la solution n'y perdra rien de son merite.* Das si l'on veut, ist freylich seinem Willen gemäß. Denn er sucht die Endursachen und alle Regeln der Weisheit, welche sich darauf beziehen, aus der Naturlehre als unnütze und trieglich zu verwerfen. (Siehe oben Anm. 36.) Aber es ist ganz unerweislich, daß der Bernullische Grundsatz sollte geometrisch seyn; und Hr. Bernulli selbst T. I. Opp p. 189. nennet ihn metaphysisch, gleichwie er auch offenbar ist: *Fermatius in epistola ad de la Chambre* (v. Epist. Cartesii Lat. T. III. p. 147. et Fermatii Opera Mathem. p. 156. sqq) *stabilivit, radium luminis ex medio rariori in densius transeuntem ita refringi ad perpendicularem, ut habita ratione temporis, radius (qui a puncto luminante ad punctum illuminatum successive procedere supponitur) viam faciat brevissimam: ex quo principio ostendit, sinum anguli incidentiæ esse ad sinum anguli refractionis in mediorum ratione data directa raritatum, vel reciproca densitatum; id est in ipsa ratione velocitatum, quibus radius media penetrat. Quod postea acutissimus Leibnitius in Actis Erud.* 1682. p. 185. sqq. *et mox celeb. Hugenius in suo tractatu de Lumine p. 40. succinctius demonstrarunt, ipsumque principium physicum,* VEL METAPHYSICVM

Und selbst der Hr. von Maupertuis scheinet sein Gesetze der Sparsamkeit, oder der kleinsten Hande-

CVM POTIVS — *validissimis argumentis adstruxerunt.* Eben daselbst p. 192. schreibt er: *Antequam finiam, non possum, quin iterum admirationem meam prodam, animo revolvens inexspectatam illam identitatem Tautochronæ Hugenianæ nostræque Brachystochronæ. Quod notabile præterea existimo, illud est, quod hæc identitas in sola hypothesi Galilæi reperitur: adeo ut vel ex eo conjicere liceat, illam naturæ esse consentaneam; quod quemadmodum semper operari solet modo simplicissimo, ita & hic per unam eandemque lineam præstet duo diversa officia, cum in quavis alia hypothesi duabus ad id opus esset lineis, alia nempe pro oscillationibus æque diuturnis, & alia pro celerrimo descensu.* Eben der Hr. Bernulli, wenn er T. IV. p. 265. sqq. den Mittelpunkt der Schwere, um welchen sich ein jeder gewirbelter Körper auf einer Fläche von selbst drehet, durch andere Berechnungen gefunden hatte, versucht auch p. 270. sq. eben dasselbe aus der Regel der Weisheit zu bestimmen, daß nämlich die Natur, wenn man sie, so zu reden, den Punkt selbst wählen läßt, allemal denjenigen nimmt, welcher der bewegenden Kraft die geringste Hinderung macht, oder da die Bewegung am leichtsten wird. *En ergo,* spricht er, *exemplum naturæ operantis per modum simplicissimum, ut quasi ex instinctu sapienter agere videatur. Quem quidem modum, licet indirectum, a filio quoque meo Daniele observatum fuisse intellexi, postquam dudum hæc scripseram. Interim, quamvis causæ finales ex physicis proscribantur vulgo, mirari tamen satis non possumus, quod Naturæ effectus, ex legibus pure mechanicis explicati, conspirent semper cum generalissimo Canone metaphysico, qui nobis dictat, Naturam nihil*

Handelung, aus dem Grundsatze, daß die Natur durch die einfachsten oder kürzesten Mittel handele, genommen zu haben, ob er es gleich nicht will an sich kommen lassen. [44] Allein, ob er die kleineste Handelung oder Bewegung allenthalben richtig für das einfachste und kürzeste Mittel angenommen habe, das ist eine andere Frage. Die allgemeinen Grundsätze lassen sich auf die Natur nicht anders sicher anwenden, als wenn man andere erkannte Wahrheiten, und selbst die Erfahrung, zu Hülfe nimmt. Denn, wenn der Hr. Bernulli zu seinem Obersatze, **das Licht muß sich am geschwindesten, als nur möglich, bewegen**, den Untersatz willkührlich angenommen hätte: **Nun bewegt es sich in gerader Linie am geschwindesten**: so würde er geirret haben: nicht, weil sein metaphysi-

facere frustra, semper agere per viam breviſſimam &c. &c.

[44] Preface de l'Essay de Cosmologie: *Ceux qui ne sont pas assez instruits dans cès matieres, ont crû que je ne faisois ici que rebattre l'ancien Axiome qui porte, que la Nature agit toûjours par les voyes les plus simples. Mais cet Axiome, — est si vague, que personne n'a encor sçû dire en quoi il consiste.* Der Hr. von Maupertuis konnte von dem Satze mit Wahrheit nichts weiter sagen, als was man von allen allgemeinen Grundsätzen sagen muß, daß sie, alleine genommen, die Bestimmung der besondern Dinge nicht in sich halten, und so ferne keinen sichern Schluß auf das Besondere geben, wenn man nicht einen andern bewährten Untersatz damit verknüpfet.

physischer Satz trieglich war, sondern weil er einen falschen Untersatz damit verbunden hätte. Da er aber vorher ausgemacht hatte, daß die Cycloide diejenige sey, in welcher sich ein Körper im schiefen Ablaufe am geschwindesten bewegt: so war ihm der allgemeine metaphysische Satz, in Verbindung mit einer schon bekannten Wahrheit, fruchtbar, und erzeugte eine neue Wahrheit.

§ 19.

Ich könnte noch viel andere Beyspiele der vornehmsten Meßkünstler und Naturkündiger anführen, deren Erfindung oder Beweis bloß aus den Endursachen und Regeln der Weisheit geholet worden ist. Allein ich will mich nicht ohne Noht damit aufhalten. Jedoch, wenn wir diesen Nutzen der Endursachen gleich

knüpfet. Wer aber dieselben desfals vague, oder gar unnütze und trieglich heissen wollte, der würde nur zeigen, daß er sie nicht zu gebrauchen wisse. Was soll man denn von denen Herren denken, welche alle dergleichen Sätze, des Wiederspruchs, der Uebereinstimmung, des zureichenden Grundes, der Stättigkeit, des nicht zu unterscheidenden, der kürzesten Mittel ꝛc. für solche ansehen? Jedoch, ich habe schon darauf geantwortet: die Herren brauchen sie in der That, und wissens nur nicht, oder wollen es nicht wissen; brauchen sie aber auch daher oft verkehrt. Und so urtheilet auch der Herr König in seinem Appel au Public p. 109. sq. von dem Hrn. Maupertuis, was den Satz der kürzesten Mittel betrifft.

bey Seite setzen; was hinderts denn, daß diese Betrachtung nicht wenigstens mit der Naturlehre verknüpft werden sollte? Niemand versteht ein Ding aus dem Grunde, als der die ersten Ursachen davon weis. [45] Wenn nun die wirkenden Ursachen an sich nicht verständlich sind, sondern allemal die Frage über lassen, warum sie wirken, und was die Wirkung nutzen solle: so verweiset uns die Naturlehre selbst auf eine höhere Wissenschaft, die man mit ihr verbinden müsse. Kann man sagen, daß der die Natur der Thiere genugsam kennet, der bloß weis, daß die Spinne ein Netze webt, der Storch davon fliegt, der Seefisch die Ströhme hinan gehet; und nicht weis, zu welchem Ende dieses geschieht? Kennet der den Bau der thierischen Körper und Pflanzen zulänglich, der nichts weiter, als die Theile, und deren Zusammenfügung einsiehet, den Gebrauch und Nutzen

[45] Leibnitz spricht in einem Briefe, welchen Hr. König in seinem Appel au Public heraus gegeben, p. 52. vom Cartesio: *Aussi ne veut-il point que Son Dieu agisse suivant quelque fin, et c'est pour cela qu' il retranche de la Philosophie la recherche des causes finales, sous ce pretexte specieux, que nous ne sommes pas capables de connoitre les fins de Dieu: au lieu que Platon a fait voir que, si Dieu est l'Auteur des choses, et qu'il agit suivant la sagesse, la veritable Physique est de savoir les fins et les usages des choses: car la science est de savoir les raisons; et les raisons de ce qui a été fait par entendement, sont les causes finales ou desseins de celui qui les a faites, lesquelles*

Nutzen aber nicht weis? Und was würde man von einem Künstler sagen, der die Werke der Kunst nach ihrem innern kennete, und selbst nachahmen könnte, aber ihre Absicht nicht verstünde? Würde der sich selber, oder andern Genüge thun, warum er ein jedes so, und nicht anders mache? würde er sein Werk ohne Zweck zur Vollkommenheit bringen? würde er die Kunst erweitern und verbessern? Das meiste ist: wir kennen unsere eigene Natur nicht recht, wenn wir nicht zugleich auf die Absichten des Schöpfers achten, wozu er uns bestimmet hat; und wir würden einen verkehrten Weg zur Glückseligkeit einschlagen, die Tugend zum Blendwerk machen, und keine Hoffnung der Unsterblichkeit haben, wenn wir die göttlichen Absichten nicht stets bey unsern natürlichen Begebenheiten vor Augen hätten.

Alle Wissenschaften haben, wie die Dinge

lesquelles paroissent par l'usage et la fonction, qu'elle font, et pour cette raison la consideration de l'usage des parties est si utile dans l'Anatomie. Eben derselbe sagt in Actis Erud. 1682. p. 186. *Itaque errant valde, ne quid gravius dicam, qui causas finales cum Cartesio in physica rejiciunt, cum tamen praeter admirationem divinae sapientiae, pulcherrimum nobis principium praebeant inveniendi earum quoque rerum proprietates, quarum interior natura nondum tam clare nobis cognita est, ut causis efficientibus proximis uti, machinasque, quas conditor ad effectus illos producendos finesque suos obtinendos adhibuit, explicare valeamus. &c.*

selbst, eine Verknüpfung mit einander: wer sie durch eine Wüste von einander scheidet, der wird den Grund einer jeden nur sehr schlecht, den Zusammenhang des Ganzen aber gar nicht einsehen. Ich mögte wissen, was sich Menschen von der ganzen Welt oder Natur, ohne Absicht, für einen Begriff machen könnten; was es doch für eine Substanz, Maschine oder Thier sey? womit alles in derselben übereinstimme? worinn ihr Wesen bestehe, wem sie von Ewigkeit rege und geschäftig gewesen, und noch unaufhörlich arbeite? Ohne die äusserste Absicht, welche alle Theile, und selbst die wirkenden Ursachen zur Uebereinstimmung gebracht hat, ist lauter wüstes Ohngefähr, lauter Zerrüttung und Unordnung in der Welt und ihren Begebenheiten: nichts hängt weiter mit dem andern zusammen, als durch leblose, blinde und unverständige Ursachen, welche weder erklären, warum die Dinge zugleich bey und neben einander da sind, noch warum sie so beschaffen sind, oder in einander wirken. Selbst diejenigen, welche die Welt durch eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben und nach einander sind, erklären, geben einen gar zu trockenen, abgesonderten, und unvollkommenen Begriff davon, nach welchem man auch denken mögte, daß die Uhr, daß der Baum, daß der Hund eine Welt sey.

Wenn wir aber die Welt als eine Wohnung aller möglichen Lebendigen ansehen, darinn alles übrige um der Lebendigen willen ist, so läßt sich

sich daraus allein verständlich begreifen, warum eine körperliche Welt da ist, die sonst für sich selbst ihres Daseyns nicht geniesset; warum sie in so viele Theile von einerley runden Figur zertheilet, und diese Kugeln in solcher Ordnung und Abstand von einander gestellet sind, daß immer eine lichte von mehreren finstern umgeben wird; warum sich die finstern Kugeln um die lichten wälzen, Tag und Nacht und Jahreszeiten haben; warum sie in einem dünnen Ether schwimmen, und mit einem dickeren Dunstkreise umgeben sind; warum sie mit so mancherley Pflanzen, Bäumen und Kräutern besetzt worden; warum diese und jene allgemeine und besondere Regeln der Natur oder Bewegungskraft Statt haben. Selbst in dem ganzen Thierreiche, begreife ich nun, daß jedes Thieres körperlicher Bau, Werkzeuge und Kräfte nach der Seelen, und daß der Seelen Triebe und Fertigkeiten nach einer gewissen Art des Lebens eingerichtet sind; alle mit einander aber alle mögliche Arten des Lebens begreifen, und eine zusammenhängende Naturkette ausmachen, darinn keine Lucke seyn, kein Glied ausbleiben sollte, welches des Lebens, der Lust und Glückseligkeit fähig war.

Wenn wir die Natur nicht nach dieser Absicht, und nach der Uebereinstimmung mit derselben betrachten: so muß nohtwendig alle innere und äussere Vollkommenheit der Welt, alle Ordnung und Schönheit der Theile, alle

Weis-

Weisheit und Kunst des Werkmeisters, in unsern Gedanken verschwinden. Das wahre Vergnügen der Seelen an den herrlichen Mustern eines unendlichen Verstandes, der den unsern durch seine Werke bilden konnte, und an der überschwenglichen Güte und Vorsorge für uns und alle Lebendige, höret gänzlich auf. Wir lernen alsdenn in der ganzen Naturgeschichte und Wissenschaft nichts, als die Verschiedenheit der Figuren und die nächsten Ursachen einer räumlichen Bewegung; Dinge, die dem Gemühte allein nicht Nahrung und Beruhigung geben können. Alle mühsamen Beobachtungen und Versuche zum Erkenntniß der Natur werden, ausser dem Nutzen, welchen Künstler und Aerzte davon haben können, ein bloßes Spielwerk und eine Zeit verschwendende Tändeley. Sollte es denn nicht erlaubt seyn, den Nutzen der Naturwissenschaft allgemeiner und edeler zu machen, und unsern Geist so wohl, als den Leib daraus zu bessern, Regeln der Weisheit und Güte daraus zu nehmen, Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu dem allervollkommensten Wesen, wovon unser Seyn und Wohl abhängt, daraus zu schöpfen, und endlich unsere Hoffnung auf ein besseres und dauerhafteres Leben zu stellen, wonach uns der Schöpfer durch die Natur verlangen heißt?

Die

Die fünfte Abhandelung.

Von den besondern Absichten Gottes in dem Thierreiche.

§ 1.

Nun können wir unsern großen Weg ohne Anstoß weiter fortsetzen, nachdem alle Hindernisse weggeräumet sind. Wir sehen ein gewisses Ziel vor uns, das uns nicht irren läßt: und je näher wir ihm treten, desto klärer und deutlicher muß es uns werden. Gott hat alles um der Lebendigen willen, und diese zu ihrem Wohl erschaffen. Lasset uns denn in das Thierreich hinein gehen, und die besondere Ausführung dieser herrlichen Absicht genauer betrachten, damit wir ein lebhafteres Bild der unermeßlichen Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers erhalten, endlich aber auch auf uns selbst, und den vorzüglichen Zweck, wozu wir bestimmt sind, kommen mögen.

Ich will die Grundsätze, wonach ich in diesen Folgerungen verfahre, zur Deutlichkeit aus einander setzen; so kann ein jeder von der Gewißheit der Schlüsse desto besser urtheilen. Es fliesset aber alles aus dem vorhin bewiesenen; ob es wohl die allgemeinen Wahrheiten, als des Wiederspruchs, der Einstimmung, des zureichenden Grundes, des Stättigen, u. s. w. nicht ausschliesset.

1. Das

1. Das Lebtose in der Welt, mit allen seinen Kräften und Wirkungen, hat keine innere Vollkommenheit, und ist so wenig von selbst, als um sein selbst willen; sondern alles muß um der Lebendigen willen, und also in Absicht auf dieselben, geschaffen seyn.
2. Der Körper der Lebendigen hat auch in sich keinen Grund seines Seyns und seiner Beschaffenheit; sondern er ist in solcher Beschaffenheit um der Seele willen hervorgebracht.
3. Die Seelenkräfte und deren Regeln, welche die Lebendigen mit sich auf die Welt bringen, sind alle auf eine gewisse Art des Lebens, der innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit gerichtet.
4. Es ist und geschieht also nichts in der Welt umsonst; sondern
5. Alles, was in der Welt ist und geschieht, das ist und geschieht, nach Absicht des Schöpfers, zum Wohl der Lebendigen.
6. Alles, was diese allgemeine äusserste Absicht der Schöpfung in sich befasset, und den göttlichen Vollkommenheiten gemäß ist, das ist für eine Absicht Gottes zu erkennen und von ihm geschaffen. Und umgekehrt:
7. Aller Nutze der Lebendigen ist göttliche Absicht.
8. Das Wesen, die Eigenschaften und die Natur der Dinge, nebst ihren Regeln, sind die Mittel, wodurch die göttliche Absicht in der Verknüpfung zur Wirklichkeit kömmt.

9. Die

9. Die Geschicklichkeit eines Dinges zum gewissen Nutzen für die Lebendigen, giebt eine Vermuhtung, daß selbiger die göttliche Absicht sey; jedoch, weil ein Ding mehrerley Nutzen haben kann, keine Gewißheit.

10. Eine Geschicklichkeit eines Dinges zum gewissen Nutzen für die Lebendigen, welche nach der Erfahrung ähnlicher Fälle dazu wirklich gebraucht ist, giebt eine Wahrscheinlichkeit, daß solch Ding ebenfals dieselbe Absicht habe: und diese Wahrscheinlichkeit wird desto größer, je mehr Erfahrung davon vorhanden, und je größer die Aehnlichkeit ist.

11. Wenn aber eine Vollkommenheit und ein Nutzen der Lebendigen, in der Beschaffenheit der Dinge einzigen und nohtwendigen Grund hat, und das Gegentheil nicht seyn kann: so ist es gewiß, daß solche Beschaffenheit diese Absicht habe.

12. Besonders hat die Bemühung der Seelenkräfte, mit ihren Regeln und Fertigkeiten, ein gewisses Ziel, das nicht triegen kann.

13. Es ist der Weisheit und Güte Gottes gemäß, die bequemsten Mittel zu den besten Absichten zu wählen.

14. Was also der Beschaffenheit und Natur der Dinge, und den bequemsten Mitteln zur besten Absicht entgegen zu seyn erkannt wird, das können wir nicht für göttliche Absicht halten.

15. Je größer die Mannigfaltigkeit der Lebendi-

gen

gen ist, je bequemer und einziger, in der Mannigfaltigkeit, die Mittel zu jeder Art des Lebens und zu jedes Wohl sind, und je grösseres Muster des Verstandes, der Kunst und geschickten Wahl sie uns geben: desto deutlicher erkennen wir darinn die göttliche Absicht, Weisheit und Güte.

Dieser Grundsätze werde ich mich nachmals noch zum öftern bedienen; itzt aber will ich nur zweyerley daraus folgern, welches die Absicht des Schöpfers in ihrer vollen Größe und nach der offenbarsten Weisheit und Güte darstellet. Erstlich sage ich nach der sechsten Regel: Wenn die äusserste Absicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen, alle mögliche Lebendige befasset, die noch irgend eines Grads der Glückseligkeit fähig waren, und wenn es der unendlichen Weisheit, Güte und Macht Gottes gemäß war, solche hervor zu bringen: so ist auch Gottes Absicht wirklich gewesen, alle mögliche Lebendige von allen Arten und Stuffen der Vollkommenheit hervor zu bringen, und selbige sind demnach wirklich in der Welt. Zweytens, will ich nach der funfzehnten Regel zeigen, daß nichts in der Welt, zumal im Thierreiche, die Absichten des Schöpfers, und die darinn liegende Weisheit und Güte, klärer vor Augen lege, als die Triebe, Fertigkeiten oder Künste der unvernünftigen Thiere.

§ 2.

§ 2.

Die allgemeine und äusserste Absicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen, heißt uns erstlich schliessen, daß alle mögliche Lebendige aller Arten und Stuffen darinn befasset sind. Denn dieses ist den unendlichen Vollkommenheiten Gottes sowohl als seinem äussersten Zwecke gemäß. Er hat alle mögliche Arten und Stuffen der inneren Vollkommenheit und des Lebens in seiner Vorstellung gehabt: er hat an aller möglichen Glückseligkeit der Lebendigen einen Gefallen: und seine Macht kann alles, was er denket, und was ihm gefällt, zur Wirklichkeit bringen. Warum sollte er seine Vollkommenheiten nicht so unendlich in der Schöpfung ausgedruckt haben, als sie in der That sind? Was sollte seiner Weisheit, Güte, oder Macht, was sollte seinem Zwecke der Schöpfung Schranken setzen? Ihm ist alles mögliche Gute gleich leicht zu bedenken, zu ordnen, zu machen: alle mögliche Lebendige von aller Art und Stuffe der Glückseligkeit sind seiner Absicht gleich gemäß und lieb: warum sollte er nicht allen das Leben gegönnet, und die ganze Welt mit aller möglichen Art und Stuffe der Lust und Glückseligkeit erfüllet haben?

Die Regel der Stetigkeit, welche in der vollkommensten Weisheit gegründet ist, leidet auch keine Lucke oder Zerrüttung in der Kette verschiedener möglichen Dinge, die ein verknüpftes Ganzes ausmachen sollten. Dergleichen leeren

Raum in der Reihe der Wesen (vacuum formarum) haben die Schulweisen schon, obgleich nach undeutlicher Einsicht, verabscheuet, und darum in der Stuffenleiter der Natur keine Sprosse wollen fehlen lassen. Die möglichen Grade der Vollkommenheiten schliessen so vest an einander, daß es unmöglich ist, zwischen ihnen weder einige andere zu erdenken, noch etliche wegzulassen. Wir haben aber die Schöpfung nicht anders, als einen Ausdruck solcher göttlichen Vorstellung, anzusehen. Alle Vollkommenheiten hängen in ihrer Wirklichkeit eben wie in ihrer Möglichkeit zusammen, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Sie verhalten sich wie die möglichen Kegelschnitte; wovon keiner in einem wirklichen Kegel fehlen kann. Was auch dazwischen weggelassen würde, das bliebe ohne zureichenden Grund weg, und zertrennete die Verbindung; was unter allen ausgelesen würde, das wäre der Weisheit, die den Zusammenhang übersiehet, entgegen, und machte das Ganze unvollkommen.

Wenn wir aber die Welt, nicht nur dem Raume und der Zeit nach, sondern auch nach den Arten und Stuffen der Dinge, als voll und stets in einem fortgehend, betrachten: so erscheinet sie uns in ihrer wahren Vollkommenheit, als ein Werk, das des unendlichen Schöpfers würdig ist. Denn die Stuffen der Vollkommenheit wachsen eines Theils mit der Mannigfaltigkeit der Dinge, die mit einander übereinstimmen;

stimmen: und keine Mannigfaltigkeit kann gröſser seyn, als die, so alle mögliche Arten der Dinge befasset. Andern Theils wächset die Vollkommenheit mit der mehreren Uebereinstimmung in dem Mannigfaltigen: und keine Uebereinstimmung kann gröſser seyn, als darinn alle Arten des Lebens, der Lust und Glückseligkeit vereinet sind, und darauf alle äussere Einrichtung der körperlichen leblosen Dinge zielet.

§ 3.

Die Erfahrung weiset uns auf unserm Erdboden, wie die Natur vom Menschen allmälig bis auf Thierpflanzen herunter steiget. Es sind neben uns Thiere, die uns am Verstande und Sinnen etwas nahe kommen; es giebt aber auch solche, von denen wir kaum glauben können, daß sie ein Leben haben. Demnach sind auch die unedelsten auf dem Lande und im Wasser, welche auf unserm Erdballen dauren konnten, nicht weggelassen. Welche Mannigfaltigkeit von wunderbarer Bildung, Werkzeugen, Bewegung, Sinnen, Trieben, Nahrung, Fortpflanzung, Lebens-Art, ist nicht zwischen der obersten und untersten Stuffe in der Mitten? So daß wir völlig Ursache haben zu denken, daß hier alle Arten der Thiere wirklich sind, welche hier möglich waren. Daher wird es auch den Naturforschern so schwer, das Thierreich in gewisse Classen, Geschlechter und Arten einzutheilen, weil immer zwischen denen gesetzten andere Thiere sind, welche von beyden benach-

barten etwas an sich haben, und die Verbindung der verschiedenen Arten machen helfen. Es verhält sich damit eben so, wie mit den Farben, die sich unvermerkt in einander verlieren, daß man nicht fähig ist einer jeden ihre Grenze zu bestimmen. Man erkennet also heutiges Tages fast durchgängig, daß die Regel der Stetigkeit in dem Thierreiche auf unserm Erdboden wirklich beobachtet sey. [1]

Gleichwie es aber auf dem Erdboden, ausser Europa, oder ausser kleinern Ländern, Thiere giebt, die zu ihrer Wirklichkeit nohtwendig ein ander Land, andere Luft, Wärme, Nahrung, als in Europa oder Deutschland ist, erforderten: so darf man nicht zweifeln, daß noch Millionen andere Thiere möglich sind, die zu ihrem Daseyn einen ganz andern Wohnplatz, als unser Erdboden ist, brauchten, und die so wenig bey uns, als wir im Monde, Saturnus oder Mercurius leben könnten. Das Reich der Möglichkeit ist durch die Erd-Einwohner lange nicht erschöpfet. Die Mannigfaltigkeit der Bildung, und alles des, was zum körperlichen Leben gehöret, läuft für unsern Verstand ins Unendliche. Und wie sollte nicht eine größere Verschiedenheit an Sinnen, Trieben, Fertigkeiten, Künsten, an den Seelenkräften und Schranken des Verstandes,

[1] So urtheilen Bradley, Roesel, Donati, Buffon, Maupertuis und viele andere geschickte Naturkündiger.

standes, und auch an Art des Lebens, der Lust und Glückseligkeit möglich seyn? Die andere wohnbare Weltkugeln können ja eben so wenig umsonst, noch um ihrer selbst willen, sondern bloß um der Lebendigen willen seyn. Denn an sich geniessen diese leblosen Körper ihres Daseyns nicht, und uns ist das allerwenigste davon bekannt oder nutzbar.

Wie? wenn hier die einzige Insel von Britannien, oder noch eine weit kleinere, der Maldivischen, allein Lebendige in sich hielte; der übrige Erdboden aber zur ewigen Wüste verdammt wäre; und also alle Thiere, die anderwärts auf unserm Erdboden leben können, fehlten? würden wir solche Verfassung mit einem zureichenden Grunde, zumal bey der gesetzten Absicht des Schöpfers, zusammen reimen können? Wir müssen uns aber, in der Cosmographie, die ganze Welt als ein Land mit vielen Inseln vorstellen. Und da ist unser Erdboden gewiß eine sehr kleine Maldivische Insel in dem großen Weltmeere. Was wäre denn für ein Grund zu erdenken, warum diese kleine Insel allein belebt, alles übrige aber todt und ohne Empfindung wäre? oder warum so viele gleich bequeme Wohnungen der Sterne und Planeten nicht eben sowohl, als die Erdkugel, besetzt und bevölkert worden? Woher wären wir denn allein der Wirklichkeit wehrt? Was bestimmte diese Absonderung des kleinsten Theils der Welt von

dem übrigen Ganzen? wäre nicht die Welt größten Theils ohne zureichenden Grund?

Setzen wir hergegen, daß alle mögliche Lebendige, in verschiedene Hauptclassen vertheilet, wirklich sind: so hat alles in der Welt seinen zureichenden Grund. Daß nämlich so viele, so große, und so mancherley Weltkugeln sind; das hat seinen Grund, weil nicht alle mögliche Gattungen der Lebendigen bey einer Art Luft, Licht, Wärme, Nahrung und dergleichen bestehen konnten; und weil so viele Wohnhäuser da seyn mußten, als verschiedene Hauptgattungen der Lebendigen von einer allgemeinen Aehnlichkeit der Natur möglich waren. Es hat seinen Grund, daß die lichte Kugeln immer mit einigen finstern zusammen gepaaret worden; daß diese sich um jene bewegen; daß sie verschiedene Tages- und Jahreslänge haben; daß sie sich in gewisser Weite von einander halten; und was sonst mehr in der großen Anlage der Welt beobachtet wird. Denn es gereichet alles den Lebendigen zum Vortheile, welches ohne diese umsonst seyn würde. In Gott selbst werden nunmehro nicht ohne Ursache Schranken seiner Vollkommenheiten, oder ein bloßer und besonderer Wille ohne Bewegungsgrund, angenommen. Die Welt, sein Werk, bekommt einen steten Zusammenhang, und wird ein Ausdruck und Spiegel seines unendlichen Verstandes, dadurch er sich alles mögliche vorgestellet; seiner unendlichen Vernunft, dadurch er aller möglichen

lichen Dinge Wahrheit, Uebereinstimmung und Vollkommenheit eingesehen; seiner unendlichen Weisheit, die alle mögliche innere Vollkommenheit und Lust der Lebendigen zum Zwecke gesetzt, und aller übrigen Dinge Beschaffenheit, Einrichtung, Verknüpfung und Kräfte zu den bequemsten Mitteln dieses Zweckes geordnet; seiner unendlichen Güte, da er einer jeden möglichen Art der Lebendigen, ihr Leben, und ihre Art der Lust und Glückseligkeit, deren ein jedes in der Verknüpfung der Dinge fähig war, gegönnet; und seiner unendlichen Macht, dadurch er aller so mannigfaltigen Dinge Wesen und Natur in der vollkommensten Ordnung und Uebereinstimmung zur Wirklichkeit gebracht, und ohne Abnahme oder Zerrüttung beständig erhält.

§ 4.

Das Zweyte, was ich mir in dieser Abhandelung auszuführen vorgesetzet habe, betrifft ein gar ausnehmend Beyspiel der göttlichen Weisheit und Vorsehung in den Trieben der unvernünftigen Thiere, welche allein genug sind, einen jeden zu überführen, daß ein unendlicher Verstand, nach den gütigsten Absichten, zum Wohl einer jeden Art der Lebendigen, in der Natur herrsche. Es ist wahr, man bemerket allenthalben, wo man nur hinsiehet, Spuhren der weisesten Vorsorge; und selbst die äusserliche Bildung der Thiere kann uns, durch den mannigfaltigen künstlichen Bau des Leibes, durch den Gebrauch und Nutzen der Theile, und

durch deren Uebereinstimmung mit jedes Lebens-Art, zum Erkenntniß des großen Werkmeisters führen. Allein ihre Handelungen, darinn sie tausenderley unerlernte Künste mit angebohrner Fertigkeit, zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung, ausüben, enthalten noch deutlichere Merkmaale einer höheren Vernunft, welche für die unverständigsten Thiere gedacht, und ihnen so mancherley unverbesserliche Erfindungen zu ihrem Besten, mit der Natur und Geburt einzuflössen gewußt hat, daß sie dieselbe so fort blindlings, und dennoch ohne Fehl, ins Werk setzen können.

Man bemerket nämlich bey allen Thieren, die keine Vernunft besitzen, gewisse natürliche Triebe, Instincte oder Bemühungen, dadurch sie dasjenige, was ihnen die vollkommenste Vernunft zu ihrem Wohl hätte anrahten können, ohne alle eigene Ueberlegung, Erfahrung und Uebung, ohne allen Unterricht, Beyspiel oder Muster, von der Geburt an, mit einer erblich fertigen Kunst, meisterlich zu verrichten wissen. Dergleichen Triebe weisen uns die Seidenwürmer, Raupen und mehrere Insecten, welche sich zu ihrer Verwandelung in ein Eyförmiges sanftes Bette einspinnen, oder in die Erde vergraben; die Bienen, wenn sie für sich und ihre Gesellschaft abgemessene Vorrahtskammern bauen, und Speise auf den Winter zusammen tragen; die Vögel, wenn sie zur Ausbrütung ihrer künftigen Eyer, bequeme Ne-

ster

ster flechten, die Eyer emsig ausbrüten, und die Jungen aus dem Kropfe, oder mit zugeschlepter Speise füttern; die Fische, wenn sie ihren Laich auszuschütten, weite Reisen in der See thun, und die süßen Wasser der Ströhme hinan gehen. Und überhaupt ist keine Art unvernünftiger Thiere, welche nicht, statt der Vernunft, ihre besondere erb- und eigenthümliche Fertigkeiten und Künste, zur nöhtigen Bewegung, Nahrung, Erhaltung, Vertheidigung und Fortpflanzung bekommen hätte.

Man findet also in dem Thierreiche die vollkommenste Kunst- und Werkschule gebohrner Meister: man siehet darinn Erfindungen, welche aus dem tiefsten Erkenntnisse der Natur und Wissenschaften geflossen, und zu jedes Nutzen angewandt sind: man beobachtet in aller Haushaltung gewisse Ordnungen, Regeln und Gesetze, welche nach jedes Beschaffenheit und Umständen klüglich eingerichtet, und sowohl einzelen Thieren als ganzen Geschlechtern ersprießlich sind. So wenig nun Kunst, Wissenschaft und Klugheit, ohne Verstand und Absicht, in Handelungen Statt haben können: so wenig kann man alles dieses denen unvernünftigen Thieren selbst beymessen. Es offenbaret sich darinn ein unendlicher Verstand, welcher aller möglichen Erfindung und Wissenschaft ursprüngliche Quelle ist, und ein Mittel gewußt hat, der blinden Natur jeder Geschöpfe ihr benöhtigtes Theil davon, als eine Fertigkeit, einzupflanzen.

Es offenbaret sich eine unermeßliche Weisheit, die nicht allein die körperliche Welt nach den Thieren, und alle Theile der thierischen Leiber nach ihrer Seelen Beschaffenheit, sondern auch die Fähigkeiten und Regeln der Seelenkräfte selbst, nach eines jeden bestimmten Art des Lebens aufs geschickteste eingerichtet hat. Es offenbaret sich eine ewige Vorsehung, welche das, was jedem Thiere, nach seinen wesentlichen Schranken, an Leibes- und Seelenkräften, zu seiner Erhaltung mangelte, durch angebohrne Fertigkeiten so weit ersetzet, daß alle Arten dadurch in einer gewissen Proportion erhalten werden. Es offenbaret sich eine allgemeine Güte, welche aller möglichen Lebendigen Daseyn und mögliche Lust und Glückseligkeit zur Absicht gemacht, und bey denen unvollkommenern durch die blinden Naturtriebe, als durch die bequemsten Mittel, zur Wirklichkeit bringen wollen.

Ich gestehe es gerne, daß mir diese Betrachtung des Thierreichs manche vergnügte Stunde und manchen Vortheil geschafft hat. So unerschöpflich ihre Mannigfaltigkeit ist, so voller neuen Beweise ist sie auch von einer unendlichen Weisheit und Güte, welche in der Natur herrschen. Sie lehret mich Gott, die Welt, und mich selbst besser erkennen, und solch Erkenntniß zu meiner Glückseligkeit anwenden. In dieser Naturgeschichte sind keine leere Wörter, Einbildungen, Hirngeburten, oder bloße Muhtmaßungen, wie in menschlichen Lehrgebäuden

bäuden der Weltweisheit und Naturwissenschaft; sondern hie sieht man die Wahrheit in ihrer Wirklichkeit klar vor Augen, daß man sie mit Händen greifen kann. Hier ist kein solch Gewebe von Unverstand, Ohnmacht, Eitelkeit, Thorheit und Bosheit, womit die Geschichte und Erfahrung von menschlichen Händeln unsere Gedanken guten Theils erfüllet; sondern hier findet man lauter Urbilder der Proportion, Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, Absicht, Weisheit, Kunst, Klugheit, Güte und Vorsehung. Hier wird also unser Verstand, nach dem unendlichen Verstande, durch Einsicht der größten Vollkommenheit; und unser Wille, nach dem allerbesten Willen, zur Erfüllung der edelsten Absichten des Schöpfers, und zur wahren Liebe gegen uns und andere Menschen, gebildet. Und wir werden besonders aus der Vergleichung der Thiere mit unserer Natur lernen, daß wir zu einer weit höheren und dauerhafteren Glückseligkeit, als die Thiere, von unserm Schöpfer bestimmet sind.

Lasset andere sich eine Weile, ohne und wieder die Betrachtung der weisesten Absichten des Schöpfers auf die Lebendigen, etwas in natürlichen Dingen zu wissen dünken: ihre Wissenschaft wird gewiß entweder auf leere Einbildungen und Träume hinaus laufen, oder wenigstens zu ihrer inneren Gemühts-Beruhigung und Glückseligkeit nichts beytragen. Lasset sie

so

so gar die Aufdeckung der göttlichen Wunder im Thierreiche verächtlich und lächerlich zu machen suchen: [2] sie verrahten mehrentheils dadurch nur den letzten Versuch einer schon verzweifelnden Atheisterey, welche der Schulen, die ihnen diensame und unwiederlegliche Lehren der Weisheit geben will, zu ihrem eigenen Verderben spottet. Und dennoch werden sie oft, wo nicht bey dem körperlichen Bau der Welt und ihrer Einwohner, gewiß über die Triebe und Künste der Thiere stutzen, und in eine verwunderungs-

[2] La Mettrie l'Homme Plante chap. 3. *S'amuse qui voudra à nous ennuyer de toutes les Merveilles de la Nature; que l'un passe sa vie à observer les Insectes; l'autre à compter les petits Osselets de la membrane de l'Ouie de certains Poissons; à mesurer même, si l'on veut, à quelle distance peut sauter une Puce, pour passer sous silence tant d'autres miserables objets; pour moi, qui ne suis curieux que de Philosophie — la Nature Active sera toujours mon seul point de vuë. J'aime à la voir au loin, en grand comme en général, et non en particulier, ou en petits details, qui qnoique nécessaires jusqu'à un certain point dans toutes les Sciences, communément sont la marque de peu de génie de ceux qui s'y livrent.* Gewiß, ein großer Geist, ein großer Philosoph! der das Buch der Natur lesen und verstehen kann, ohne sich um die elenden Kleinigkeiten der Buchstaben zu bekümmern; der nur ein Paar allgemeine Titel flüchtig übersehen darf, und denn schon besser weis, was der Inhalt sey, und was man davon urtheilen müsse, als andere, welche sich die unnütze Mühe geben, es Stückweise mit Bedacht durchzugehen!

derungsvolle Verwirrung gerahten. [3] Man wird es mir daher, nach meinem Zwecke, um so weniger verargen, wenn ich wenigstens die Hauptstücke dieser lehrreichen Materie, welche noch von niemanden nach Würden ausgeführet ist, kürzlich berühre, und es dennoch der Mühe wehrt achte, ihr künftig, wo ich lebe, eine weitläuftigere Abhandlung zu widmen.

§ 5.

Die Arten der Thiere, welche auf unserm Erd-

[3] La Mettrie Traité de l'ame chap. XI. §2. *L'Instinct consiste dans des dispositions corporelles purément mecaniques, qui font agir les animaux sans nulle deliberation, independemment de toute experience, et comme par une espece de néceſſité; mais cependant (ce qui eſt bien admirable) de la manière qui leur convient le mieux pour la conſervation de leur être.* It. l'Homme Plante, in fine; *L'Instinct des Bêtes donné à l'Homme naiſſant n'eut point ſuffi à toutes les infirmites qui aſſiegent ſont Berceau. Toutes leurs Ruſes ſuccombervient ici. Donnez reciproquement à l'Enfent le ſeul inſtinct des Animaux qui en ont le plûs, il ne pourra ſeulement pas lier ſon Cordon Ombilical, encore moins chercher le Téton de ſa Nourrice. Donnez aux Animaux nos premieres incommoditez, ils y periront tous.* La Mettrie läßt sich hier doch von seiner großen Welt-Philosophie zu den verachteten Thieren herunter: er sieht die genaue Uebereinstimmung der Triebe und Handelungen eines jeden Thieres mit seiner Erhaltung: er erkennet, daß solches nicht von ihrer Vernunft oder Erfahrung herrühre: er kömmt darüber in große Verwunderung! Sollte er sich wohl hierauf selbst

Erdboden leben, sind zwar noch bey weiten nicht alle ausfündig gemacht worden; jedoch rechnet ein fleißiger Naturforscher [4] von bekannten vierfüßigen Thieren 150 Gattungen; da er jedoch alle besondere Arten oder Familien nur für eine Gattung rechnet; sonst wenigstens 1000 anzunehmen wären. Von Vögeln zählet er 500 Gattungen; von Fischen eben so viel, und mit denen Schaalfischen (testaceis) über 3000; von Insecten über 20000 Gattungen. Diese sind an einzelen Thieren, eine mehr, die andere weniger, zahlreich und fruchtbar; jedoch bleibt eine jede mit andern in einem gewissen Verhältniß, und keine Art ist noch, so lange die Welt stehet, durch eine andere überhand nehmende verdrungen oder vertilget worden; sondern sie dauren alle in gebührender Menge, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit fort. Es wimmelt

selbst mit seinem blinden Mechanismo, und mit seiner Art von Nohtwendigkeit, im Herzen Genügen gethan haben?

Der Hr. v. Maupertuis, welcher sonst die Betrachtung der Thiere für nichtswürdig, und den Beweis aus der Uebereinstimmung ihrer körperlichen Theile für schwach hält, bricht doch in seiner Venus Physique cap. ult. bey der Uebereinstimmung ihrer Triebe mit ihrem Wohl, in geheimnißvolle Fragen aus: Ob nicht dieser Trieb, der schon in den Theilchen des Saamens verborgen sey, zureiche, diese Theilchen zu vereinigen, und hernach zu bewegen? Und da dieses durch eine verständliche Mechanik, oder auch durch den Willen selbst, nicht genung zu erklären

melt daher alles im Wasser, in der Luft, auf der Erden, unter der Erden, von Lebendigen; und es ist kein bequemes Räumchen übrig, das nicht mit seinen Arten der Thiere erfüllet wäre.

Ich will nicht wiederholen, was die große Einrichtung der Welt zu dieser Thiere Leben und Erhaltung beytrage, und wie die ganze Natur, in ihren Bewegungskräften, zu dem Ende arbeitsam und geschäftig sey. Ein jeder siehet auch wohl, daß ausser den zuträglichen Elementen, von Erde, Wasser, Luft, Licht und Wärme, für so viele Millionen Münde, ein genugsamer Vorraht von täglicher Speise bereit seyn müsse, und daß bey der Mannigfaltigkeit des Geschmacks und Lebens, entweder die Zungen und der Körper nach der Kost, oder auch diese

klären stehe, ob man sichs als eine vorbestimmte Harmonie zwischen den körperlichen Theilen und dem Willen vorstellen müsse? Ob dieser Trieb, als in einer Republik, allen Theilchen, oder als in einer Monarchie, nur einem einfachen Theile einwohne? und ob in dem letzteren Falle dieser eine Theil das Wesen eines Thiers ausmache? oder auch gar nach dem Tode lebe, und in einem neuen Leibe erscheinen könne? Es scheinet also wohl, daß ihm der thierische Trieb bewunderungswürdig, und doch sein Gesetze der Sparsamkeit, oder kleinsten Bewegung, so wenig, als andere Hypothesen, zur Auflösung dieser Fragen zulänglich gedünket habe.

* Sieur Ray, Existence et Sagesse de Dieu, manifestée dans les Oeuvres de la Creation, p. 6. sqq.

diese nach jener eingerichtet seyn müsse, wenn jedem seine Nahrung wohl schmecken, und gut bekommen soll. So könnte auch nicht jede Größe und Bildung jedem gerecht seyn; sondern wir bemerken daher einen erstaunlichen Abstand vom Wallfisch, bis zum kleinsten Gewürme und beseelten Staube; und eine wunderwürdige Mannigfaltigkeit in der äusserlichen Gestalt und Bildung, in den Werkzeugen des Lebens, der Sinne, der Bewegung und Fortpflanzung. Alles und jedes aber stimmet bey jedem Thiere mit einer gewissen Art des Lebens überein, wozu es bestimmet ist. Gebet dem einen die Grösse, Bildung und Werkzeuge des andern; es wird damit seine Art des Lebens nicht führen können, sondern umkommen, oder sich zur Quaal seyn müssen. Wenn daher auch in gewissen Werkzeugen, die sie alle nöhtig haben, eine allgemeine Aehnlichkeit seyn muß, so findet sich doch selbst in dem Aehnlichen, nach jedes Thieres Art, eine unendliche Verschiedenheit. Die mehresten Thiere haben Augen, und können sehen; aber keines Auge ist vollkommen mit anderer Thiere Augen einerley, auch würde keines Thieres Auge sich für andere, noch anderer Augen sich für dieses schicken. Und so verhält es sich mit der Bekleidung des Leibes, mit Ohren, Nase, Mund, Magen und anderen Gliedmaßen.

Diese allen menschlichen Witz und Verstand übersteigende Mannigfaltigkeit der körperlichen

lichen Beschaffenheit in den verschiedenen Arten der Thiere, und diese so genaue Uebereinstimmung, so wohl der ganzen Natur, als aller und jeder Theile der lebendigen Körper, mit jedes bestimmten Art zu leben, zeiget klärlich, daß des Schöpfers Absicht gewesen, alle Arten von Leben, Lust und Glückseligkeit, die nur auf unserm Erdboden möglich waren, einzuführen; und daß er die Schöpfung, nach dieser Regel seiner allgütigen Absicht, mit unendlicher Weisheit und Macht vollführet habe. Jedoch würde bey den unvernünftigen Thieren alle körperliche Uebereinstimmung umsonst gewesen seyn, wenn Gott ihren Seelen nicht auch angebohrne und erbliche Triebe, Fertigkeiten und Künste, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöhtig waren, eingeprägt hätte. Und diese sind es, in welchen ich hier die Absichten Gottes, nebst seiner Weisheit und Güte, darzustellen gedenke.

§ 6.

Die Menschen handeln zwar, ihrer Meynung nach, allemal, aber in der That nicht allemal, zu ihrem eigenen Besten; oder sie erwählen auch zu ihrem Zwecke untüchtige Mittel. Sie haben unter vielen ächten Künsten und Wissenschaften, die zu ihrer Nohtdurft, Vollkommenheit und Bequemlichkeit gereichen, auch manche eitele, unnütze, oder wohl gar falsche und schädliche Kunst und Wissenschaft erfunden; und ein gut Theil befleißiget sich gar nicht, etwas zu lernen, oder sie werden höchstens in

der erwählten Kunst nur Brudler und Pfuscher. Bey den Thieren hingegen geschiehet, nach ihren Trieben, keine Handelung umsonst, ungeschickt, oder verkehrt; und sie haben keine einzige eitele oder falsche Kunst, sondern es ist alles zu ihrem und ihres Geschlechtes Wohl und Nohtdurft unentbehrlich, alles in seiner Art vollkommen. Die Fertigkeiten oder Künste bey ihnen sind so mancherley, als tausendfältig ihre Arten sind; dennoch ist kein einzig Thier aller Arten in seinem Geschäffte unwissend und unvollkommen; alle und jede sind gebohrne Künstler und Meister.

Damit man den mannigfaltigen Nutzen der thierischen Triebe einigermaßen übersehen könne: so will ich nur einige Gattungen davon erzählen. Ein jedes Thier kennet sein Element, und begiebt sich von selbst dahin, wenn es auch in einem fremden ans Licht gekommen wäre. Ein jedes weis sich alsofort nach seines Elementes und Körpers Beschaffenheit regelmäßig und fertig zu bewegen; und diese Bewegung ist tausendfältiger Art. Sie wissen überhaupt alle die Werkzeuge ihrer Gliedmassen dazu, wozu sie nütze seyn können, zu gebrauchen. Sie kennen so gleich ohne Irrthum ihr dienliches Futter, und wissen es von dem schädlichen zu unterscheiden; ja man bemerket, daß auch manche, bey einer Krankheit oder Veletzung, ein wirksames Geneßmittel zu erwählen geschickt sind. Steht ihnen ihr Futter nicht so gleich vor dem Maule:

Maule: so haben sie dagegen auch eine Geschicklichkeit, sich ihrer Kräfte und Werkzeuge zur Bemächtigung der Speise zu gebrauchen, oder ihrer Beute durch Geschwindigkeit nachzueilen, oder ihren Feind durch tausenderley List und Kunstwerke zu berücken. Braucht die Speise einer Bereitung: so wissen sie nach jedes Art vollkommen damit umzugehen. Ist sie zum Vorraht zu sammlen: so bereiten sie sich Vorrahtskammern, schleppen und tragen die Speise auf vielerley Weise, alle aber zu rechter Zeit, auf den Winter zusammen, bewahren sie für Verderben, und genießen sie haushälterisch. Andere ziehen ihrem Futter in fremde und weit entlegene Gegenden nach; und wissen den Weg dahin ohne Landcharte und Compaß zu finden. Andere, die des Winters keiner Speise bedürfen, begraben sich zum halbjährigen Schlafe in die Erde, oder senken sich zu eben dem Ende ins Wasser.

Haben sie ausser der Speise einer Wohnung nöhtig: so dürfen sie die Baukunst nicht erst lernen, ein jedes gräbt, bohret, zimmert, spinnet, flicht, klebt sich, auf seine Weise, eine dienliche Wohnung, nach einem beständigen, in die Seele geprägten, künstlichem Risse. Andere wissen sich doch einen verborgenen Ort zum Schlupfwinkel auszusuchen, welcher eben die Dienste thut. Bedürfen sie einer Decke: so bringen sie schon eine Weber- und Schneiderkunst mit sich, und verändern und verneuern ihre Kleidung mit

dem Wachsthum, nach ihrer Größe. Wird ihnen die Haut oder Schaale zu enge: so besitzen sie auch eine wunderwürdige Geschicklichkeit, sich aus dem alten Kleide, ob es gleich aus einem Stücke gemacht ist, und an alle Theile des Leibes veste anschliesset, heraus zu winden oder zu ziehen. Wenn etwa nicht allein eine Entkleidung, sondern eine gänzliche Verwandelung der Gestalt mit ihnen vorgehen soll: so entziehen sie sich vorher der Luft und den Feinden, graben oder spinnen sich, auf mancherley Art, künstlich und vorsichtig ein, oder hängen und binden sich wenigstens in einem verborgenen und sicheren Orte veste an. Sie wissen aber auch ihr Grab oder ihren Kerker behende zu eröfnen, ohne ihre zarten und neuen Glieder zu verletzen.

Haben sie etwa ihre Feinde in der Welt: so kennen sie auch schon ihre natürliche Waffen, und wollen sich wohl eher, als sie dieselbe bekommen haben, damit wehren; oder sie entwischen auch dem Feinde durch Geschwindigkeit und List; so daß dadurch eine Art Thiere der andern allemal die Wage hält, und nichts, als der Ueberfluß verlohren geht. Können sie einzeln nicht füglich leben: siehe, so halten sie sich zu einander, sie verstehen sich unter einander durch eine Art von Sprache, sie folgen einem Könige und Heerführer, oder einer Königinn und deren Willen; sie bauen und nisteln gemeinschaftlich, nach einerley Anlage, sie sammlen zum allgemeinen Besten, sie pflegen und füttern

tern ihre Jungen durch einander, sie wehren sich mit vereinten Kräften, sie reinigen ihr Nest, sie tragen ihre Todten aus; ein jedes Mitglied der Republik richtet sich aufs genauste nach weisen und unwandelbaren Gesetzen und Ordnungen.

Wenn die Zeit der Begattung kömmt: so kennet ein jedes seine Art und seines Gatten Stimme: sie wissen alle die gehörige Stellung zur Paarung anzunehmen, und des Gatten Zeugungs- und Geburtsglied zu treffen. Ist es nöhtig, ein Nest für die künftigen Jungen zu bereiten: so bauen sie es bey Zeiten, künstlich, sicher, bequem und räumlich genug: sie brüten einzeln, oder auch wechselsweise: sie wärmen, sie vertheidigen ihre Jungen, sie säugen, sie entwehnen dieselbe. Sonst, wo die Jungen so gleich für sich zu rechte kommen können, so legen sie nur die Eyer dahin, wo die Jungen von selbst durch die Wärme aufkommen, und wo sie ihr Futter alsdenn vor sich finden; sie legen dieselbe einzeln und zerstreut, oder in einen Haufen beysammen, darnach die Jungen gesellig oder nicht gesellig sind; und wenn die Jungen an dem Orte ihres Aufenthalts nicht füglich fortkommen können, thun sie wohl weite Reisen zu Wasser oder zu Lande, ihren Saamen auszustreuen, oder ihre Brut abzulegen.

§ 7.

Daß alle diese Handelungen zu jedes Thieres und seines Geschlechtes Erhaltung nohtwen-

dig sind, brauchet keines Beweises. Wenn sich aber jemand noch mehr davon überzeugen will, der darf nur den Thieren ihre Arbeit stöhren, oder etwas daran ändern; so wird er sehen, daß sie entweder umkommen, oder Krüpel werden, oder ihr Geschlecht nicht fortpflanzen können. [s]

Wer

[s] Ich will nur ein Paar Exempel zur Probe anführen, welche ich von unserm vortreflichen Herrn Roesel entlehne, dessen Beobachtungen nicht weniger, als seine Zeichnung und Mahlerey, die Natur getreulich und schön ausdrucken. Nachdem derselbe (in seiner Nachtvögel II Classe n. 1. § 6.) der schwarzhaarigten Bärenraupe äusseres rauhes Gespinste, worinn sie alle ihre Haare flicht, und inneres weiches und sanftes Krankenbette beschrieben, so fügt er hinzu: Die Haupt-Ursache, warum dergleichen Raupen sich ein so sanftes Lager bereiten, ist diejenige, weilen die Puppe zu Anfange der Verwandlung sehr weich und zärtlich ist. Denn ich habe beobachtet, daß wenn dergleichen Puppen, zu dieser Zeit, auf harten und unebenen Boden, oder auch nur im Sande liegen, sich gleich davon Schrunden und Narben in die weiche Haut drücken, welche auch mit der Haut verhärten, worauf aber allemal entweder ein ungestalter, oder gar kein lebendiger Papilion zum Vorschein kommt. Man kann sich einen artigen Zeitvertreib schaffen, wenn man diesen Raupen zusiehet, indem sie an ihrem Gespinste arbeiten. Wann das äusserste große Gespinste völlig fertig ist, und man reisset daselbe an einem Orte ein wenig auf, so ist gleich die Raupe da, und flicket das Loch wieder zu, lässet sich auch die Mühe nicht dauren, solches

so

Wer auch versuchen wollte, eine bessere Veranstaltung für jedes Thier zu erfinden, und alle seine Naturkunde, Wissenschaft und Witz zu Hülfe riefe, der wird gestehen müssen, daß er sich vergeblich bemühet habe; oder so er sich eine solche Erfindung träumen liesse, würde er nur

so oft zu thun, als man sie durch neues Aufreissen dazu zwinget. Denn sie will so wohl wieder Kälte und Regen, als auch wieder die Schlupfwespen sicher verwahret seyn. Doch wenn es gar zu ofte kommt, so entgehen ihr endlich die Kräfte darüber, und wird dieselbe an ihrer Verwandelung aufgehalten, oder dazu völlig untüchtig gemacht. Eben derselbe bemerket auch an mehreren Orten, daß diejenigen Raupen, welche bey ihrer Verwandelung in die Erde graben, und dabey zärtlich sind, ihr ausgehöltes Gewölbe mit einem Gespinste oder Kleister tapezieren, damit es bessere Haltung habe, und ihnen der etwa hereinfallende Sand keine Beschwerniß verursache. Der Wurm, woraus der Hirschkefer wird, gräbt sich gleichfals in die Erde, und beschließt sich in einen Eyrunden, harten Ballen. Da ist aber zu bewundern, daß diejenige Ballen, worinn die Männlein liegen, eine viel längere Höle haben, als die, so sich die Weiblein bauen; und dieses deswegen, weil der männliche Schrödter seine Hörner, die zuvor auf der Brust lagen, ausstrecken muß, ehe er aus seiner Höle bricht. (Roesel Erdkefer I. Classe n. IV. §. 6.) Würde sich der männliche Wurm nicht eine längere Höle graben, als der weibliche; so würde er, nach Abwerfung der Haut, seine Hörner nicht ausstrecken können, zum Krüpel werden, und nicht einmal aus der Erde wieder hervorkom-

nur seine Unwissenheit und seinen Unverstand verrahten.

Wenn es nun auch nur Handelungen wären, die der bloße Bau ihres Körpers und ihrer Gliedmaßen nohtwendig mit sich brächte; wie sich etwa ein Cartesius, ein Materialiste, oder ein Leibnitzischer Harmoniste die Sache vorstellen mögte: so würde man sich doch solche Maschinen, mit ihren künstlichen Verrichtungen, unmöglich ohne einen Werkmeister gedenken können, der die innere Natur der Dinge völlig gekannt, und ihre Verknüpfung in der Welt voraus gesehen, der das Verhältniß derselben gegen einander, und ihre Uebereinstimmung und Vollkommenheit genau ermessen; der die vorgestellte verschiedene Vollkommenheit der Dinge zur Wirklichkeit bringen wollen, und tausend Erfindungen gehabt, dieselbe durch mancherley innere verborgene Triebfedern zu bewirken. Eine bloße Maschine, die bald ruhet, bald gehet, kriecht, fliegt, hüpft, schwimmt, und zwar nicht ins Wilde, sondern an jedem Orte in

men. So ist denen Würmern bey ihrer Verwandelung auch die Lage in ihrem Bette nicht einerley. Der Haselstauden Holzwurm frist sich sonst mit dem Kopfe unterwärts ins Mark des Holzes; aber wenn er sich verwandeln soll, so kehrt er sich um, den Kopf oberwärts; sonst könnte er nicht heraus kriechen. Man spalte das Aestchen, und lege den Wurm nur verkehrt, so ist er verlohren. (Roesel Erdkefer II. Classe n. II. §6.) Auch die, so ein Eyförmi-

in der Welt, und zu jeder Zeit, nach dem Strich und der Geschwindigkeit und Abwechselung, wie es nöhtig war ihren Untergang zu vermeiden, oder zu was Gutes zu gelangen; die bald isset und trinkt, was, und wie viel sie zu ihrem Unterhalt verdauen kann; die bald spinnet, webet, gräbet, bauet, sammlet, wenn und wie es ihre Erhaltung nach Regeln der Kunst erfodert; die sich bald paaret, zeuget, gebieret, brütet, füttert, und also wieder andere Maschinen ihres gleichen hervorbringet und nachläßet: eine solche Maschine, sage ich, wenn sie möglich wäre, könnte in sich selbst den Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht haben, sondern müßte von einem unendlich weisen Werkmeister, der sich die ganze Welt in ihrer Verknüpfung aufs deutlichste vorgestellet hat, mit Absicht hervorgebracht seyn.

Allein, die Sache verhält sich bey den Thieren nicht so, daß sie bloße Maschinen wären. Eine Maschine kann nicht anders, als um der Lebendigen willen, und ein organischer Kör-

förmiges Gespinste machen, als die Seidenwürmer, sorgen vorher davor, daß das Ende des Eyes, wo der Kopf des Papilions durchdrengen soll, lockerer sey, daß es sich von selbst auseinander geben kann. Schneidet man das Ey in die Länge auf, und leget die Puppe darinn verkehrt, nähet alsdenn das Loch wieder zu: so wird der Papilion nicht heraus kommen können. (Roesels Supplement Tab. VII. VIII. § 16. p. 53. Siehe auch Tab. XLIX. § 5. p. 286.)

per nicht anders, als um einer Seele willen seyn. Auch hält alsdenn, wenn die Thiere eine Seele haben, der bloße Körper nicht zureichenden mechanischen Grund in sich, daß ihre Handelungen so auf einander folgen, wenn nicht eine Vorstellung der Seele vorhergegangen und dazwischen gekommen ist, welche die Handlungen bestimmet. Denn in ihrem Körper sind tausendfältig verschiedene Bewegungen, in tausenderley verschiedenen Ordnung auf einander, gleich möglich, und eine folget nicht nohtwendig aus der andern. Daß also diese Bewegung, zu dieser Zeit, an diesem Orte, und zwar zum Nutzen, auf eine geschickte Weise, und mit Fertigkeit erfolget, das ist eine Wirkung ihrer Seelen, welche nach Vorstellungen handelt.

§ 8.

Wenn man nun bey den Thieren eine Wirkung des Körpers auf die Seele, durch sinnliche Empfindungen, annimmt: so lassen sich doch ihre Triebe daraus allein nicht zureichend erklären. Ich will zugeben, daß sie durch eine sinnliche Empfindung, wie wir Menschen, zur Handelung erweckt werden; ich will so gar einräumen, daß durch solchen körperlichen Eindruck auch ihre Einbildungskraft und Gedächtniß des vergangenen rege gemacht wird: so kann doch dieser reizende Eindruck in nichts anders, als in Lust oder Schmerzen bestehen. Dieses aber kann weiter nichts in der Seele nach sich ziehen, als daß sie das Gute und Angenehme zu erhalten,

ten, und das Böse und Wiedrige von sich zu entfernen sucht: es kann aber der Seelen die Art zu handeln, und deren Fertigkeit oder Kunst, nicht einprägen; noch solche Handelungen hervorbringen, die in der vorigen Erfahrung keinen Grund haben.

Was das erste betrifft, so können wir uns zum Beweise einen Seidenwurm vorstellen, der sich vor seiner Verwandelung in ein künstlich Ey einspinnet. Nun mögte man sagen, daß die zur Seide reif gewordene Materie dem Wurme eine unangenehme Empfindung verursachet, daß er, als davon überladen, selbiger los zu werden trachtete. Aber warum zieht oder spinnet sie kein solcher Wurm in einer Unordnung heraus, daß sie sich anhänge, wie es fällt? warum heftet er sie nicht irgend so an, daß er selbst ausser dem Gewebe bliebe? warum macht er ein regelmäßig Ey daraus, darinn er selbst beschlossen ist, und zwar so, daß das Gewebe äusserlich lockerer und gröber, inwendig ordentlicher, dichter und feiner wird? Ein gewisser Naturkündiger [6] sucht das Einspinnen der Raupen überhaupt aus einer schmerzlichen Empfindung zu erklären. Wenn sich nämlich ihr klebriger Saft gehäuft hätte, und sie von dessen Menge gedruckt würden, so müßten sie sich vor Schmerzen

[6] Hrn. Christlob Mylius Gedanken über den natürlichen Trieb der Insecten, in dem Hamburgischen Magazin I. Band VI. Stück p. 183. sqq

zen krümmen und winden: auf solche Weise zögen sie den Faden immer weiter heraus, und um sich herum, und führen damit fort, entweder weil der Paroxysmus fortdaure, oder aufs neue ansetze, oder weil sie dabey eine Erleichterung merkten; bis sie sich ganz eingesponnen hätten. Ich tadele es nicht, daß man durch eine Hypothese versuchet, wie weit sich die thierischen Triebe aus der Empfindung erklären lassen; allein ich glaube, daß alle diese Erfindungen vergeblich, und zum Theil lächerlich seyn werden. Gegenwärtige stimmet erstlich mit der Handelung des Thierchens selbst gar nicht überein, als welches sich nicht vor ungeduldigen Schmerzen krümmet und windet, sondern langsam, und so zu reden bedächtlich und vorsichtig herumkriechet, einen bequemen Ort aussucht, und als nach Absicht und Risse arbeitet. Wie könnte auch die wilde Bewegung, welche von Schmerzen entstehet, eine ordentliche Eyfigur, und bey allen eine gleiche regelmäßige hervorbringen? Und was bekommen denn die Würmer vor eine künstliche Colik, die ihre Haare, oder zernagte Blätter, oder zerkieftes Holz, gesammletes Stroh, Stoppeln, Graß, Erde, ja kleine Schnecken-Häuser, ordentlich in ihr Gewebe mit hinein und um sich herum flechten? Was die Spinne, welche ein hängendes Netze, um Strahlen aus einem Mittelpunkte, in die Runde webet? Was für eine bloße Empfindung kann die Vögel treiben, ein holes Nest

aus

aus Sträuchen und Haaren an einen Baum zu heften oder zu hängen, oder aus Leimen, Koht und Stoppeln an eine Wand zu kleben? Welche sinnliche Lust oder Schmerz bringt es mit sich, daß die Bienen nicht allein den Honig der Bluhmen zu ihrer Nahrung einsaugen, sondern auch Wachs mitnehmen, und von einem Fuße zum andern an ihre hintere Lenden schieben, davon in dem Stocke reguläre, länglichte Sechsecke bilden, und den Honig zum Vorrahte da hinein schütten? tausend andere dergleichen zu geschweigen. Es muß gewiß eine Idee oder ein Denkbild, als ein Muster und eine Vorschrift von jedes Werke und Handelung, in ihren Seelen liegen, und zugleich mit ihnen selbst da seyn. Ueberdem aber muß das wirksame Bemühen der Seelen nach diesem Urbilde, gleich anfangs die Vollkommenheit der Fertigkeit an sich haben. Wir Menschen bringen keine wirkliche Ideen, und keine oder sehr wenige Fertigkeiten mit auf die Welt, sondern erwerben sie uns durch Erfahrung und Uebung. Aber die Seelen der Thiere müssen gleich anfangs in dem Zustande gebildet seyn, in welchen unsere Seele erst durch Erfahrung und lange Uebung gesetzt wird.

§ 9.

Ich sage aber zweytens, daß die bloße sinnliche Empfindung, auch nebst der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse, darum unzureichend sey, die thierischen Triebe zu erklären, weil das, was

was sie zu verrichten und zu erlangen suchen, in der itzigen und vorigen Erfahrung keinen Grund hat. Ich kann wohl begreifen, daß ein Thier, vermittelst dieser sinnlichen Kräfte, in seinem gegenwärtigen Zustande, und in Zusammenhaltung des Vergangenen, seinen zukünftigen ähnlichen Zustand sehen, und zu dessen wirklicher Hervorbringung sinnlich gereizet werden kann: wie etwa ein Kind, das Zucker sieht, und sonst gekostet hat, in Erwartung gleicher Süßigkeit, nach dessen Geschmack sich sehnet. Aber bey den Trieben verhält es sich nicht also. Sie bemühen sich eine noch nie versuchte oder sonst gesehene Handelung, zur Erhaltung eines zukünftigen Guten, davon sie weder gegenwärtige, noch vergangene Erfahrung haben, zu verrichten. So ist demnach weder die vorhabende Handelung selbst und deren Kunst und Fertigkeit, noch das Gute, so dadurch erhalten werden soll, in der Empfindung des Gegenwärtigen, oder in der sinnlichen Erinnerung vergangener Erfahrung, gegründet: mithin entstehen die Triebe der Thiere nicht bloß und allein von dem Eindruck des Körpers in die Seele. Wenn eine Spinne eben aus dem Ey gekrochen ist, so ist ihr Bemühen schon da, ein Gewebe zu machen, dergleichen sie nimmer versucht, gesehen oder gelernet hat; und ohne daß sie eine Erfahrung davon hätte, daß Fliegen oder Mücken in der Welt sind, daß sie ihr zur Nahrung dienen, und auf solche Weise können gefangen werden.

Und

Und so verhält es sich mit vielen andern Trieben: mit der Sammlung der Speise auf den Winter, und deren sicherer Verwahrung in bereiteten Vorrahtskammern; mit dem kühnen Fluge der Vögel in entfernete Länder; mit dem weiten Zuge der Seefische nach entlegenen Küsten und Ströhmen, wenn sie laichen wollen; mit dem Begraben und Ersäufen zum halbjährigen Schlafe; mit dem Bauen der Nester zur Legung der Eyer und Ausbrütung der Jungen. Es ist alles ein willkührliches Bemühen ihrer Seele, nach einer zukünftigen Handelung, deren Vorstellung so wenig, als die fertige Ausübung, von ihrer itzigen oder vorigen Empfindung den Ursprung nimmt; geschweige, daß sie das Gute, so daraus entstehen wird, aus der Erfahrung wissen sollten.

Eben daraus erhellet denn auch, daß die Thiere das, was sie thun, nicht aus Beyspielen, Nachahmung oder Unterricht anderer gelernet, nicht durch Versuche und Uebung allmälich zur Vollkommenheit gebracht haben. Denn welches Muster ihres Werkes hat die junge Spinne zu ihrem Gewebe, welches der Seidenwurm zu seinem Ey jemals vor sich gehabt? Dennoch machen sie alles von selbst eben also, wie ihre Vorältern. Ein Vogel wird zwar in seinem Neste jung und groß, aber er hat doch der Verfertigung desselben nicht beygewohnet, und bekümmert sich auch um dessen Bau und Anlage nicht, sondern nur um sein Futter und um Wär-

me

me von den Aeltern; bald, wenn er fliegen und sich selber rahten kann, geht er davon, und wird wohl gar von den Aeltern aus dem Neste gestossen. Dennoch weis er hernach, wenn er sich auch paaret, ein ganz ähnliches Nest eben so gut anzulegen, als wenn er dessen Verfertigung oft gesehen, und die Nachahmung lange versucht hätte. Welche Unterweisung, welche Schule, welche Lehr-Art hätte denen Thieren das einflössen können, daß sie gleich Meisterstücke machen, und nicht erst brudeln, oder durch öftere Versuche vollkommener werden? Der Seidenwurm und viel andere Thiere machen ihr Kunststück nur ein einzig mal im ganzen Leben; und dennoch ist es gleich ohne einiges Vorbild so vollkommen als möglich. Die aber einerley Arbeit oft wiederholen, als die Spinnen, machen ihr Gewerke deswegen zuerst nichts schlechter und langsamer, noch mit der Zeit hurtiger und besser.

§ 10.

So ist denn in dem Körper der Thiere, oder in dessen sinnlichen Eindruck in ihre Seele, oder in deren sinnlicher Vorstellung, Einbildungskraft und Gedächtnisse, mit einem Worte, in ihrer äusseren Erfahrung, kein zureichender Grund der thierischen Triebe und Fertigkeiten vorhanden. Sie sind ihnen nicht von aussen eingeprägt, und auf eine sinnliche Art zur Vollkommenheit gebracht worden; es muß eine innere natürliche Beschaffenheit oder Fähigkeit der

Seelen

Seelen seyn, in welcher diese Fertigkeiten liegen. Allein auch da werden wir den ersten und zureichenden Grund solcher klugen und fertigen Handelungen nicht finden. Vernunft, Ueberlegung, Nachdenken, Witz, Selbsterfindung, und was sonst zu menschlichen Künsten beygetragen haben mag, kann man den Thieren nicht beylegen, noch daraus ihre Künste herleiten.

Hätten die Thiere das, was ihnen nützlich ist, durch eigene natürliche Fähigkeit der Seelen erdacht, so müßten sie einen weit vollkommenern Verstand haben, als wir Menschen. Denn das ganze menschliche Geschlecht hat mit vereinten Kräften, so viele tausend Jahre herdurch, an der Erfindung ihrer Künste arbeiten müssen, ehe sie allmälig zu dem itzigen Grad der Vollkommenheit gebracht sind; und wir können noch nicht sagen, daß wir das, was uns nützlich ist, so vollkommen machen, als doch jedes Thier das Seinige, in seiner Art, alsobald nach der Geburt verrichtet. Welcher Mensch würde sich aber das unternehmen können, alles, was er braucht und wünschet, ohne Unterweisung und Vorbild, aus eigener Fähigkeit zu ersinnen, und sogleich zur Vollkommenheit zu bringen, wie doch die Thiere thun? Was müßte denn den Thieren nicht vor ein unvergleichlich schärferer Verstand, als den Menschen, beywohnen, wenn sie ihre Künste aus eigener Einsicht hervorgebracht hätten? Das ist

aber ungereimt zu sagen, und läuft wieder alle Erfahrung, die wir von den Thieren haben.

Denen Menschen, und ich glaube allen Lebendigen, die eine eingeschränkte Vernunft besitzen, ist es schlechterdings unmöglich, daß sie, ohne alle Erfahrung von einzelen wirklichen Dingen, etwas erfinden. Denn dieses setzet einen Verstand voraus, der die erste Quelle aller Möglichkeit und vor aller Wirklichkeit ist. Wenn wir auch alle menschliche Erfindungen untersuchen: so werden wir sehen, daß sie auf etwas schon bekanntes gegründet sind; wie sich hergegen aus Nichts Nichts gedenken oder erfinden läßt. Demnach hilft uns die Vernunft, vor aller Erfahrung, zur Erfindung nichts, sondern wir erfinden das Unbekannte aus dem Bekannten, das ist, aus dem, was wir zuerst durch die Sinne, als wirklich und möglich angenommen haben. Da nun kurz vorher erwiesen ist, daß sich die Triebe und Fertigkeiten der Thiere auf keine vorige Erfahrung gründen: so ist nicht möglich, daß sie aus ihrer eigenen Erfindung, oder aus einer Vernunftskraft und Witz entstehen sollten.

Was zudem in der Erfindung eines jeglichen Grund hat, das würde auch, wie in menschlichen Erfindungen, nach eines jeden Fähigkeit und Umständen verschieden seyn. Allein die Vögel bauen ihre Nester, jedes nach seiner Art, wie zu Adams Zeiten; und der eine Bienenstock in Europa hat keine andere Regierungs-

Art

Art oder andere Gesetze, als wie die andern in Asien. So nehmen auch die Künste bey den Thieren nicht zu, nicht ab. Die Zimmer- und Baukunst der Castoren ist nicht mit den Jahrhunderten der Welt gestiegen, oder vor Zeiten roher gewesen. Alle Fertigkeiten aller und jeder Thiere, sind gleich anfangs mit dem ersten Welt-Alter, und so lange als Menschen denken können, so vollkommen gewesen, als möglich und nöhtig war. Die neueren Thiere haben keinen Vorzug vor den Alten; wie hergegen auch keine Nachläßigkeit, oder unwissende Barbarey, oder falscher Geschmack, unter ihnen einreisset. Sie sind alle und jede, durch ihre Natur, zu dem, was sie nöhtig haben, geschickt, und sodann auch in gewisse unveränderliche Grenzen der Vollkommenheit eingeschlossen.

Wenn auch Vernunft und Witz den Thieren ihre Erfindungen angegeben hätte: so würden sie nicht bey einerley Künsten bleiben, sondern in ihren allgemeinen Begriffen und Grundsätzen die Möglichkeit anderer Künste eben so wohl, als der ihrigen, einsehen. Und wenn sie gleich keine Nohtdurft triebe, darauf zu denken, so würde doch die gehoffte mehrere Bequemlichkeit und Lust einen genugsamen Bewegungsgrund dazu abgeben. Aber dieses alles findet sich bey keinem Thiere: es ersinnet, versucht, und übet nichts neues und mehreres, als ihr Trieb mit sich bringet.

Da nun die Fertigkeiten der Thiere, mit

welchen sie zu ihrem und ihres Geschlechtes Besten so klug und künstlich handeln, ihren Seelen hauptsächlich zukommen, und doch weder durch sinnliche Erfahrung, Beyspiele, Unterricht und Uebung erworben, noch durch Ueberlegung, Vernunft und Witz erfunden sind: so folget nohtwendig, daß sie eine wesentliche eingepflanzte, angebohrne Eigenschaft ihrer Seelen sind, nach welcher sie sogleich, als sie das Leben haben, ohne eigenes Nachdenken und Mühe, blindlings, und mit sehr undeutlicher Vorstellung, gleichsam als im Schlafe, und spielend, richtig und ohne Fehl verfahren.

Wir Menschen haben fast gar keine dergleichen angebohrne Fertigkeiten, es mögte denn etwa das Saugen der Kinder dahin gerechnet werden; allein, wir wissen doch aus unsern erworbenen Fertigkeiten, daß sie nicht ohne alle Vorstellung und Entschliessung der Seele geschehen, aber daß dieselbe, je größer jede Fertigkeit ist, desto weniger Klarheit und Deutlichkeit brauchen, und dennoch, nach solchem ganz dunkelen und undeutlichen Denkbilde und Bemühen, leichte, hurtig und richtig ausgeübt werden. Selbst das, was wir langsam mit vieler Achtsamkeit, Ueberlegung und deutlicher Vorstellung aller Theile der Handelung gelernet haben, als das Lesen, Singen, Spielen auf dem Clavier u. s. w. verwandelt sich mit zunehmender Fertigkeit in Handelungen, die als von selbst, ohne Mühe und Nachdenken, aus einem ganz

dunkelen

dunkelen und undeutlichen Denkbilde und Vorsatze fliessen. Dieser erworbene Zustand der Vollkommenheit unserer Seelen, da ihnen nun nützliche Fertigkeiten und Künste beywohnen, ist derjenige, worinn die thierische Seelen zugleich mit ihrem ersten Seyn und Leben geschaffen sind. Und der war ihnen zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung schlechterdings nohtwendig. Denn, wenn sie ihre nützlichen Künste erst durch allerley Erfahrungen, Versuche, Unterweisung und Uebung lernen, oder selbst durch Nachdenken und Witz erfinden sollten: so würden sie tausendmal eher umkommen, ehe sie sich in den Zustand setzten. Mancher ihr Leben ist auch so kurz, daß es nicht viel Erfahrungen gewehren kann: zu geschweigen, daß ihre niedrigen Seelenkräfte, ohne Vernunft, ganz ungeschickt wären, jemals in ihrem ganzen Leben, solche Künste und Fertigkeiten zu erdenken oder zu lernen.

§ II.

Man mag demnach die thierischen Triebe, Fertigkeiten und Künste, nach den Regeln der Körper oder der Seelen betrachten: so ist in beyden Fällen offenbar, daß sie einen unendlichen Verstand zur ersten Ursache haben müssen. Denn wären die Thiere bloße oder auch harmonische Maschinen: (nach des Cartes, der Materialisten und Leibnitz Hypothese:) so würden dieselben keinen Grund ihres Seyns und ihrer Beschaffenheit in sich selbst haben, sondern

von einem Werkmeister um eines andern willen, oder zu einem gewissen Zweck gemacht seyn; und zwar von einem solchen Werkmeister, der in der deutlichsten Einsicht der Verknüpfung aller Dinge vorausgesehen, welche Handelungen jede Maschine, in jeder Zeit und an jedem Orte in der Welt, zu ihrer eigenen Erhaltung oder zur Erhaltung des Lebens derselben, zu verrichten hätte. Sieht man aber die Thiere an als lebendige Seelen, die mit einem organischen Körper durch einen wirksamen Einfluß verbunden sind: so ist offenbar, wenn ihre Fertigkeiten und Künste weder aus der Erfahrung, noch ohne Erfahrung aus der eigenen Erfindung entstehen können, daß sie von einem Verstande herrühren, der zu der Erfindung keiner Erfahrung braucht, sondern die erste Quelle aller Möglichkeiten, aller Wahrheit, Wissenschaft, Künste und Vollkommenheiten ist; der für jedes Thieres Natur und Lebens-Art die dienlichsten Künste ausersehen, und ein Mittel gewußt hat, denen einfältigsten Seelen eine von ihnen selbst nicht erdachte, erlernte oder geübte Kunst und Klugheit, so leichte, so vollkommen, und mit Fertigkeit beyzubringen, und erblich einzuverleiben.

Es ist zugleich offenbar, daß dieser unendliche Verstand mit Absicht, Weisheit, Güte und Vorsehung für jedes Thieres Erhaltung, Wohl und Glückseligkeit, verbunden sey; damit auch den möglichen Lebendigen unvollkommener Arten,

der Mangel höherer Seelenkräfte an ihrem Seyn und Wohlseyn nicht hinderlich wäre. Denn die Thiere unterscheiden sich vom Menschen wesentlich darinn, daß sie keine Vernunft, und die daraus entspringende Vortheile, sondern nur Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß einigermaßen mit uns gemein haben. Weil es ihnen denn an Ueberlegung und an Sprache fehlet: so können sie selbst aus ihrer ganz undeutlichen und anschauenden Vorstellung sinnlicher Dinge keine allgemeine Begriffe und Wahrheiten, oder Künste, Wissenschaften und Pflichten erfinden, noch dieselbe andern durch Unterricht beybringen. Wenn ihnen also nichts weiter, als die niedern Seelenkräfte, gegeben wäre, so würden sie von der Geburt an, in vollem Mangel aller Erfahrung, Unterweisung und eigenen Nachdenkens, tausendmal umkommen müssen. Denn sie würden den Gebrauch ihrer Gliedmaßen und Werkzeuge, nebst des ganzen Leibes Bewegung, nicht wissen, ihr Element nicht kennen, ihre Nahrung nicht unterscheiden, noch zu suchen, zu erhalten, zu bereiten oder zu sammlen, im Stande seyn; sie würden ihre Kleidung nicht weben oder verändern, ihre Wohnung nicht bauen, ihre Beute nicht fangen, ihren Feind nicht abhalten können; sie würden entweder die Zeugungshandelung selbst zu verrichten ungeschickt seyn, oder doch der Brut keine bequeme Stelle oder Nest ausfündig machen, noch dieselbe zu säugen, zu füttern

und zu erziehen fähig oder willig seyn. Allein diesem Unvermögen der Thiere hat die gütige Vorsehung des Schöpfers aufs weiseste abgeholfen, da er, so zu reden, selbst für sie, nach seiner vollkommensten Vernunft, gedacht, gesorget, und erfunden, was jeder Art nützlich wäre zu thun, und solche unverbesserlichen Künste allen Thieren, ohne ihr eigenes Bemühen und ohne Uebung, als eine erbliche Fertigkeit eingepflanzet hat; daß sie nunmehr nach blinden Kräften dennoch so klüglich verfahren, als es ihnen keine eingeschränkte Vernunftskraft hätte angeben können.

Es muß also einer entweder die Natur der Thiere gar nicht kennen, oder allen Verstand verlohren haben, wenn er in den Künsten und Fertigkeiten der unvernünftigen Thiere nicht einen höheren Verstand, eine Absicht und Weisheit wahrnähme, die alles Vermögen der Thiere, ja allen Witz und Wissenschaft der Menschen, weit übertreffen, und die dem unendlich weisen und gütigen Urheber der Natur alleine zuzuschreiben sind. Ich will diese Betrachtung nur durch einige besondere Beyspiele der thierischen Fertigkeiten erläutern und lebhaft machen.

§ 12.

Die Fertigkeit der Thiere in ihrer verschiedenen Bewegung, scheinet zuerst merkwürdig zu seyn. Denn unsere eigene Erfahrung lehret uns, daß dazu was mehres gehöre, als gesunde gelenkige Gliedmaßen und Kräfte zu haben.

Wir

Wir Menschen lernen erst durch viele Versuche und vieles Fallen das Gleichgewichte halten, Höhen und Tiefen, Land und Wasser unterscheiden, fertig gehen, laufen, springen, sitzen, aufstehen; da doch diese Bewegungen, nach Beschaffenheit unsers Körpers, viel einfältiger und leichter sind, als bey den Thieren. Die Vögel haben auch zwar nur zween Füße, aber der Leib ruhet nicht senkrecht auf dieselbe, sondern hängt vorne und hinten über. Dennoch stehet und läuft ein Küchlein, so bald es aus dem Ey kommt, ohne Gängeln, fertig weg; und die jungen Endten, welche von einer Henne ausgebrütet worden, kennen ihr Element, und rudern sich ohne Vorgänger und Anweisung auf dem Wasser herum. Wenn ja ihre Federn nicht ölicht genug sind, das Wasser abzuwehren, so wissen sie Raht dazu, indem sie mit dem Schnabel, aus einer Drüse im Schwanze eine fette Feuchtigkeit pressen, und ihre Federn alsdenn durch den Schnabel holen, sie damit zu schmieren. [7] Andere Vögel wissen so gleich aus einem hohen Neste sich in die Luft zu schwingen, und da ohne Schwindel im Gleichgewichte zu halten, mit gleichem Schlage der Flügel fortzuschiessen, mit ausgestreckten Füßen und Schwanze zu rudern, zu wenden, ja eine

7 Spectacle de la Nature T. I. p. 281. ex Willoughby Ornithologia L. I. Siehe auch Swammerdam T. I. p. 351. edit. Latinæ. Derham Physicotheol. VII. Buch I. Cap. p. 864.

weite Reise in entfernte Gegenden, da Nahrung für sie wächst, ohne Compaß, zu vollführen.

Wenn wir Menschen mehr als zween Füße hätten, so würden wir nur irre werden, und nicht wissen, welchen Fuß wir zuerst, welchen wir hernach heben sollten. Ein Füllen aber steht nicht allein, so bald es geworfen ist, sondern setzet auch von selbst die Füße kreuzweise zum Schritt oder Trabe zu, und wirft sich endlich in einen Galop oder Sprung, da beyde Hinterfüße, und darnach beyde Vorderfüße zugleich ansetzen. Alle vierfüßige Thiere aber wissen von Natur, auch im Wasser zu schwimmen, und sich zu bewegen. Der Frosch muß sich mit bloßem Hüpfen behelfen: er kann auch damit zurechte kommen, sein Leib ist darnach in den Hinterkeulen eingerichtet. Manche Frösche können so schnell und weit damit springen, daß sie die Vögel im Sitzen oder Fluge erhaschen.[6] Von dem Baumfrosche ist es was besonderes, daß er allemal, wohin er auch springet, wenn es auch ein glatter aufrechter Spiegel wäre, behangen bleibt, und nimmer herunter fällt. Klauen thun es bey ihm nicht, sondern er hat in den Ballen seiner Füße, gleichsam einen öligten Schwamm. Aber auch das Oel würde die Körper nur desto schlüpfriger machen, wenn er nicht von Natur die Fertigkeit hätte, so gleich die Mitte seines Ballens in die Höhe zu ziehen, daß

6 Klein Quadrupedum Historia nat. p. 123.

daß ein lediger Raum entstehet; da denn der Fuß durch die äussere Luft, so wie ein nasses Leder, an einem Stein, wenn die Mitte des Leders durch einen Strick angezogen ist, angehalten wird. Auf gleiche Art hält der Dintenfisch, Calmar, mit mehr als tausend Saugwarzen seine Beute vest, oder bevestiget sich selbst an einem Felsen. [9]

Einige vierfüßige Thiere, als Affen, klettern und springen nicht allein, sondern wissen sich auch durch einen Schwung, von einem Baume, durch die Luft, auf einen andern ziemlich entfernten zu werfen. Die Engeländer haben einen Affen, den man den Waldmenschen heisset, von der Guineischen Küste zu Schiffe mitgebracht. Wie er die Bootsleute an den Tauen und Masten klettern gesehen, hat er, gleichsam um zu zeigen, daß er die Kunst besser verstünde, nicht allein die einzelnen Seile beklettert, sondern sich auch durch sein Schwengen von einem Seile zum andern, von einem Maste zum andern, auf 30 bis 50 Fuß weit, zur Lust geschleudert, und darinn nimmer gefehlt. [10] Es sind andere vierfüßige Thiere, als fliegende Hunde, Katzen, Eichhörner, Eidexen, Mäuse, denen zu

[9] Siehe von dem Baumfrosche, den Catesby T. II. p. 71. So erkläret auch Swammerdam in Bibliis Naturæ T. I. p. 62. das veste Ansaugen des Igels an ein Glas, und Needham das Ansaugen des Calmar, in den Observations Microscopiques p. 26. sq.

[10] Description of CCC Animals P. III. p. 13.

zu solchen Sprüngen von einem Baume zum andern, ein Fell von den Vorderfüßen bis zu den Hinterfüßen zu Hülfe gegeben ist. Und das lassen sie denn auch nicht ungebraucht, sondern spannen es aus, und bewegen es als Flügel; so daß sie halb springend, halb flatternd, bey 40, 50 Schritte weit, im Walde, zu den beliebigen Bäumen, durch die Luft kommen können. [11] Das gemeine Eichhorn weis, ohne dergleichen Flügel, so gar über das Wasser zu kommen: indem es sich bey stillem Wetter ein Spänchen Holz zum Schiffe wählt, sich darauf setzt, und selbiges mit dem Drehen des Schwanzes nach einem gefälligen Orte steuret und rudert. [12] Jedes weis sich seiner Gliedmaßen und Werkzeuge, nach seiner Art, zum Vortheil zu bedienen.

Was wollen wir aber von den Gemsen und Steinböcken sagen? denen keine Felsspitze zu hoch oder zu schroff ist, die sie nicht besteigen, und von welcher sie nicht die verwegensten Sprünge auf andere in den Abgrund hangende Spitzen thun. Wer hat ihnen das Augenmaaß von der Weite gegeben, daß sie nicht zu kurz oder zu weit springen? Wer hat sie gelehret, einen tiefen Sprung in gewisse Absätze zu theilen, und ihre Hörner mit zum Abstoßen zu gebrauchen? Wer hat sie unterrichtet, daß sie sich

[11] Alb. Seba T. I. Tab. C. n. 1. XLIV. 3. LVII. LVIII.
[12] Klein Quadrupedum Hist. Nat. p. 53.

sich, mit einer unnatürlich scheinenden Wendung, rücklings überwerfen, und das Gleichgewichte des Leibes, mitten in solchen verkehrten Sprüngen, in ihrer Macht behalten? Wer hat sie so muhtig und keck gemacht, daß sie sich für keine Tiefe, für keinen Sturz fürchten, sondern sich gleich anfangs auf ihre noch nie versuchte Kunst getrost verlassen? [13]

§ 13.

Ich will von der sechs- oder mehrfüßigen, ja ohnfüßigen Insecten macherley Bewegung nicht viel erwehnen. Dennoch halte ich dieselbe nicht minder künstlich, und glaube überhaupt, daß ein Swammerdam, Reaumüre, Rösel, ihre Zeit auf die Betrachtung solcher Thierlein, weit nützlicher und edeler angewandt haben, da sie uns die verborgenen Wunder einer göttlichen Weisheit, so gar in den kleinsten der Lebendigen, aufgedeckt; als andere, welche uns statt dessen oft, mit flatterhaften Wind, offenbare Unwahrheiten und ungesittete Thorheiten sagen. Andere Vortheile zu geschweigen; was könnten die Menschen nicht noch, besonders in der Bewegungskunst, aus den unendlich mannigfaltigen Arten der Bewegung bey den kleinsten Thieren lernen?

Das Kriechen der Raupen scheinet eine leichte Sache zu seyn; allein, wer bedenket, daß sie gerade auf und ab, ja rücklings hängend, kriechen, der wird wohl begreifen, daß etwas mehr dazu

[13] Klein ibid. p. 16. sq. 19. sq.

dazu gehöre, als die Füße ordentlich nach einander zu zusetzen, und die Glieder hinter einander einzuziehen und wieder auszudehnen. Der Fuß einer Raupe hat unten eine runde Sohle, die rund umher mit einwärts gebogenen Häckchen besetzt ist, und zusammen gezogen werden kann. Wenn nun die Raupe ein Gewebe, ein Blad, einen Ast betritt: so setzt sie mit jedem Schritt eines jeden Fußes die Sohle platt an, und zieht sie alsdenn mit allen Hacken einwärts, daß sich die Häckchen anhalten und eingreifen; dehnet aber auch bey jedem Absetzen jedes Fußes die Sohle nebst den Hacken wieder aus, daß sie los lassen. [14] Es kann auch seyn, daß die Raupe, nebst diesem Hülfsmittel sich anzuhalten, die mittlere Sohle aufwärts ziehet, dadurch ein lediger Raum entstehet, und der Fuß an einen platten Boden durch die äussere Luft mit angedrückt wird; wie ich oben von den Laubfröschen gewiesen habe. Wenigstens scheinet der Bau der Fußsohle diese Bewegungs-Art zu bestätigen.

Ich weis nicht, ob die rohte und fleischfarbigte Holzraupe dergleichen Füße nicht haben mag, die zu solchem Anhalten so geschickt sind; wenigstens gebraucht sie sich einer andern Erfindung, womit sie nicht allein die Bäume, sondern auch ein Glas hinansteigen kann. Sie heftet nämlich mit ihrem Kopfe einen Faden,

im

[14] Roesel Nachtvögel I. Classe n. V. §. 5. p. 37. sq.

im Sicksack, an den Baum, oder an das Glas, von einer Seite zur andern in die Höhe; und macht sich dadurch eine Strickleiter, die sie mit ihren Füßen nach einander besteiget. Weil folglich der Kopf immer voraus arbeitet, so finden die Füße allenthalben einen Strick, woran sie sich halten können. [15] Ist dieses darum weniger Verstand, Absicht oder Kunst, weils ein kleines Thierchen thut, als wenn es Menschen zu ihrem Gebrauche thäten? oder ist die darinn bewiesene Weisheit nicht vielmehr dadurch unbegreiflich groß, daß die fertige Ausübung solcher Kunst einer unerfahrnen unvernünftigen Seele hat mitgetheilet werden können?

Es giebt noch mehr andere sonderbare Bewegungen in dieser Art Insecten, als der Spannenraupen, welche auf eben die Art weiter kommen, als wenn ein Mensch mit seinen äussersten Fingern spannenweise etwas misset. [16] Sehr viele Raupen haben die Art an sich, wenn sie in der Höhe sind, und einer Gefahr entweichen wollen, daß sie entweder gähling an ihrem Faden, als einem Seile, herunter fahren, oder sich zusammen rollen, und herunter fallen, daß man nicht weis, wo sie geblieben sind; da denn der Fall denen haarichten oder Borstenraupen nicht schaden kann. Der Hr. Rösel hat auch eine Raupe bemerkt, die sich recht mit Bedacht, wenn sie das Ende einer Höhe erreichet, erst zurücke zieht,

[15] Roesel Nachtvögel II. Classe n. XVII. §5.
[16] Roesel Nachtvögel III. Classe n. I. §3.

zieht, und alsdann mit einem Schuß herunter springt, dabey aber allemal auf ihren Füßen zu stehen kommt.[17] Lauter ausserordentliche Bewegungen, dazu sie durch die Natur, zu ihrer Erhaltung, abgerichtet sind! Wer hat aber diese langsam kriechende Thierchen unterwiesen, daß sie nach ihrer Verwandelung in Papilions oder Sommervögel, so bald nur ihre Flügel ausgebreitet und trocken geworden sind, alsofort in die Luft setzen, und so hurtig herum fliegen, als ob sie sich schon lange darinn geübt hätten? Ja, wer hat die Wasser-Insecten gelehret, daß sie noch vor ihrer Verwandelung an einem Halm aus dem Wasser steigen, und nach abgeworfener Puppenhaut, die Lüfte noch viel schneller, als vorhin das Wasser, theilen?

Daß Thiere sich zu bewegen wissen, die gar keine Füße, Flügel oder Fittige haben, würde uns ein Rähtsel seyn, wenn wir es nicht in der Erfahrung von den Schlangen wüßten, wie sie ihren länglichten Körper durch bloßes Zusamziehen und Ausdehnen, durch Krümmen und Wenden der Glieder fortschieben. Das ist uns doch aber in diesen Ländern was fremdes, daß solche Thiere sich auch auf die Bäume hinauf winden können, daß sie sich zusammen rollen, aufrichten, ja mit einem Schuß oder Sprung schnell auf ihre Beute zufahren, und wohl gar Vögel

[17] Roesel Nachtvögel II. Classe n. XVI. § 3.

Vögel oder Fische erhaschen. [18] Da ersetzet eine Bewegungs-Kunst den Mangel aller Werkzeuge. Andere ohnfüßige Thierlein sind gebohrne Springer. Ich habe an gewissen Kirschen kleine Maden gefunden, und in den Händen gehabt, die den Kopf und Hinter-Theil, entweder stehend oder liegend, an einander bogen, und anstemmeten, sodann mit einer großen Schnell-Kraft abfuhren, daß ich bey geschlossener Hand die Stärke ihres Stosses, wo sie anprelleten, merklich spührte. Wenn ich aber die Hand öfnete, so sprungen sie mir so weit weg, daß ich sie kaum wieder finden konnte. Noch eine andere Art der Bewegung sehen wir an den Schnecken, Erdwürmern, und dergleichen, welche theils ihre Bahn, durch einen ausgelassenen Saft, selbst schlüpfrig machen, und darauf mit Zusammenziehen und Ausdehnen ihrer kleinsten Theile fortrutschen, theils in feuchter Erde auf gleiche Weise graben und wühlen, sich auch halb herauswinden, und das Laub zur Nahrung hinein holen. Die Mannigfaltigkeit aber der Bewegungs-Kunst in den Thieren ist so reich und unerschöpflich, daß ich mich mit wenigen Beyspielen begnügen und zu einer ganz anderen Gattung eilen muß.

§ 14.

[18] Henry Jones Abridgment of the Philosophical Transactions Vol. V. P. II. p. 179. sq. Alb. Seba T. II. tab. XXXVII. 1. 2. 3. XL. 2. Catesby. T. II. p. 43.

§ 14.

In dem Wasser giebt es Thiere, die nicht allein in dem Elemente ordentlich schwimmen, sondern auch wechselsweise, so oft es ihnen beliebt, aufs Land gehen; einige die bald im Wasser schwimmen, bald in der Luft fliegen, wie man von dem fliegenden Fische weis, oder die wohl gar in allen drey Elementen sich zu bewegen wissen, wie der Draco arboreus volans amphibius beym Seba; [19] daß ich von manchen Insecten nicht sage. Aber selbst das Schwimmen geschieht nicht auf einerley Art. Daß ein Fisch sich durch Bewegung seiner Fittigen, und seines Schwanzes fortrudert, stößt, wackelt, steuret, und dabey ein Gleichgewichte hält, ohne auf die Seite zu fallen, das können wir ziemlicher maßen aus unsern Wasser-Fahrten begreiffen: und diese sind vieleicht durch blosse Nachahmung der Fische erfunden, oder sie hätten wenigstens darnach erfunden werden können: gleichwie auch derjenige Bau von Schiffen die schnellste Fahrt giebt, dessen Umkreis dem Umkreise eines schnellen Fisches am nächsten kommt. Aber die Menschen haben lange nicht gewust, wie es doch ein Fisch machte, daß er im Wasser nach Belieben in die Höhe oder in die Tiefe fahren kann, da er doch ein mal so schwer bleibt wie das andere mal. Endlich hat man aus ihrer Blase so wohl den Nutzen derselben und die Absicht des Schö-

[19] Seba T. I. tab. C. n. 1.

Schöpfers, als auch die Kunst und Fertigkeit der Fische, solche Blase zu dem Nutzen zu gebrauchen, errahten. Wenn nemlich der Fisch in die Tieffe will, so zieht er die Haut der Blase zusammen, preßt die Luft in die Enge, und macht dadurch den Umfang seines Leibes kleiner. Da er nun einen geringeren Raum im Wasser einnimmt, so überwiegt er jetzt mit seiner Schwere das Wasser, welches dem Umfange seines Leibes gleich kommt, und sinkt mithin zu Grunde. So bald er aber in die Höhe will, läßt er der eingepreßten Luft ihre natürliche Ausdehnung, sein Bauch dehnet sich aus, und er füllet einen grössern Raum. Mithin wird seine Schwere gegen so viel Wasser, als nun seinem Umfange gleich kommt, leichter, und er steigt von selbst in die Höhe. [20] Steckt also

[20] So erklärt ein Ungenannter, wie auch Hr. Boyle und Ray, die Bewegung der Fische nach der senkrechten Linie, in den Philosophical Transactions, wie man in Lowthorps Abridgment T. II. pag. 845. sq. sehen kann. Ich finde dieselbe Meinung bey dem Willoughby in Historia Piscium Lib. I. cap. VII. und kann nichts erhebliches gegen diese in der Hydrostatick und der Anatomie höchst wahrscheinlich gegründete Meinung erdenken. Denn daß die Knorbel-Fische keine Blase haben, und dennoch nach Gefallen in die Höhe und Tiefe fahren können, daraus folget nur, daß auch ein ander Mittel zu dieser Bewegung seyn könne. Hergegen ist gewiß, daß ein Gräten-Fisch, dem seine Blase durchlöchert worden, nicht vom Grunde des Wassers in die Höhe kommen könne.

also nicht in dieser Bewegung die genauste Kentniß und Anwendung der hydrostatischen Regel, und der Schnell-Kraft der Luft? In welchen Anfangs-Gründen der Mathematick, und Natur-Lehre haben aber die Fische studiret?

Andere Schnecken-Arten können entweder ihren Leib zusammen ziehen, und Wasser durch eine Oefnung in ihre Schale einlassen; daher sie denn schwerer werden und untersinken: wenn sie hergegen ihren Körper wieder ausdehnen und durch Heraustreibung des Wassers ihr ganzes Gehäuse füllen, so werden sie leichter, und kommen in die Höhe. Oder sie verrichten eben dasselbe, indem sie die in ihrem Gehäuse verschlossene Luft durch ihre Ausdehnung zusammen drucken, oder dieselbe sich durch Zusammenziehung ihres Körpers ausdehnen lassen; da jene Bewegung sie senket, diese erhebet. [21]

Wenn diese Schnecken in der Höhe sind, so wenden sich einige um, so daß ihr Gehäuse einen Nachen vorstellet. Alsdenn breiten sie den Saumen ihres Körpers übers Wasser her, welches sie oben hält; dabey aber bewegen sie sich durch

[21] Siehe vom Nautilus, das Spectacle de la Nature T. III. p. 231. sq. von den Schild-Kröten, Mem. de l'Acad. des Sciences T. I. p. 414. von den Wasser-Schnecken, Swammerdam T. I. p. 165. nach der lateinschen Ausgabe. Ich bedaure, daß die Seiten dieser Ausgabe, die ich vormals gelesen, nicht am Rande der deutschen Uebersetzung bemerkt sind; sonst würde auch die Uebersetzung gerne anführen.

durch Krümmungen ihres Saumens auf dem Wasser langsam fort, wie andere auf dem Trockenen. [22] Es giebt auch eine Wasser-Wanze, die eben dasselbe Kunst-Stück, auf dem Rücken als ein Bot zu treiben, übet, aber sich alsdenn mit den Füssen fortrudert. [23] Die Nautili hingegen spannen eine Haut, statt des Segels auf, und werfen auf beiden Seiten Arme, statt der Ruder, oder Schwerdter, aus, und segeln so fort. [24]

Eine gewisse Wasser-Made holet durch den Hinteren Luft, und muß desfals oft übers Wasser kommen. Sie hat aber um den Hintern viele Härlein oder Fäsern; diese breitet sie, mit hängendem Kopfe, über dem Wasser aus, und so treibt und ohtmet sie, stößt sich auch mit einer Krümmung und Schnellung des Leibes weiter fort. Will sie aber wieder hinunter fahren, so legt sie ihre Fäserlein am Hintern wieder zusammen. [25] Andere Würmer von den Wasser-Nymphen schieben sich ohne Fittige oder Drehung dadurch im Wasser fort, daß sie das Wasser aus dem Hintern mit Gewalt ausspritzen,

22 Swammerdam T. I. p. 168.

23 Roesel Supplem. Tab. XXII. § 2. & Tab. XXVII.

24 Spectacle de la Nature T. III. p. 231. sq. aus dem Valisnieri.

25 Roesel Sammlung derer Mücken und Schnecken. Tab. V. § 2. p. 26. sq.

tzen, da denn der Wiederstand des äussern Wassers sie weiter stößt. [26]

Kurz! es ist nicht allein eine wunderwürdige Mannigfaltigkeit des organischen Baues in den Körpern der Thiere angebracht, sondern auch eine eben so große Mannigfaltigkeit der mechanischen Bewegungs-Kunst in die Seelen der Thiere gepflanzt, welche sie nicht erst lernen, oder ersinnen dürfen, sondern sogleich mit sich auf die Welt bringen, und folglich einer höheren Vernunft und Weisheit ihres Schöpfers zu danken haben. Der organische Bau des Körpers giebt nur die Möglichkeit, daß der Körper so bewegt werden kann; gleich wie eine Marionette wegen ihrer Gelenke menschliche Bewegung leydet, oder wie ein Schif, das mit Rudern, Steuer und Segel versehen ist, nach einem beliebigen Orte gebracht werden kann. Aber die Kunst und Fertigkeit sich der Werkzeuge zu einem wilkührlichen Zwecke zu gebrauchen, ist nichts körperliches, sondern die Wirkung eines Verstandes, und zwar eines solchen, der aller Mechanik Meister ist.

Wenn unserer Seele, nach aller ihrer Erfahrung, Kunst und Wissenschaft, die sie in der Welt erhalten kann, bald dieser, bald jener organische Körper der Thiere zugeeignet würde, um ihn in einem gegebenen Elemente zu bewegen;

[26] Roesel Wasser-Insecten II Classe. n. II. § 5. III. § 4. V. § 5. VII. § 2.

gen; oder wenn uns ein solch Thier jetzt vorkommt, und wir sollen nur die Art, wie ein solch Thier sich bewegen muß, angeben und erklären; so werden wir überzeugt, daß dazu, ausser den Werkzeugen, noch eine große Kunst und Wissenschaft erfordert werde, dabey alle unsere aus der Natur schon erlernte Mechanik oft viel zu kurz kommt. Und wie wollen wir dieses erklären, daß dergleichen Fertigkeit einer Kunst in eine unverständige Seele eingeprägt, und fortgepflanzet werden kann? Auch dieses ist unendliche Weisheit, die jedoch dem Schöpfer eben so leicht ist, als wenn wir Menschen ein Orgel-Werk zu verschiedenen Melodieen einrichten, daß hernach ein Junge, ein Bauer, stellen und umdrehen kann.

§ 15.

Was die Nahrungs-Triebe betrift; so will ich hier nicht ausführen, wie dazu bey jedem Thiere, Geschmack, Geruch, Gesicht, Mund, Zähne, Rüssel, Schnabel, Klauen, Magen, Eingeweide, und genugsamer Vorraht des beschiedenen Futters, in der rechten Jahres-Zeit, Luft- und Himmels-Gegend, vorausgesetzet werden und mit einander übereinstimmen müssen. Sonst liesse sich diese Uebereinstimmung in viele Aufgaben zergliedern, die nicht anders als durch einen unendlichen Verstand, nach einer allgemeinen Absicht aufzulösen sind. Setzet nemlich als möglich: Zungen zu bereiten, denen nicht nur Kräuter, Wurzeln, Früchte, Fleisch

und Fisch, sondern auch Schlamm, Koht, Graß, Heu, Stroh, Wermuht, Gift, Haare, Federn, Holz, Muschel-Schalen und Steine, wohl schmecken. Wie muß doch eine jede der Zungen innerlich beschaffen seyn? und wie jedes Nase, wenn ihr eine gewisse Speise wohl riechen, wie die Zähne oder Schnabel, wenn sie dergleichen zermalmen, wie der Magen und die Säfte, wenn sie dieselbe zur Gesundheit verdäuen sollen? Wie muß das Werkzeug des Gesichts bey Adlern, Eulen, Nachtigalen, beym Löwen, Schaaf und Maulwurf, beym Walroß, Stoer und Krebs, bey der Schlangen, Spinnen, Mücken beschaffen seyn, daß es sich zu jedes Nahrung und Lebens-Art schicke? Millionen Aufgaben! die weder an sich, ohne den gröSten Verstand, als möglich zu gedenken, noch ohne die gütigste Absicht als würklich zu setzen, noch ohne unendliche Weisheit durch die kürzesten Mittel aufzulösen und zur Uebereinstimmung zu bringen waren.

Allein mein Vorhaben ist hier nicht, die göttliche Weisheit und Absicht in der körperlichen Einrichtung, sondern gleichsam unmittelbar in den Seelen-Kräften und Fertigkeiten zu zeigen. Wenn wir also die Nahrung für jedes Thier, und die zum Essen nöhtige Werkzeuge, und Sinne, voraussetzen: so ist so weit wohl zu begreiffen, daß ein jedes Thier sein Futter, das sich in der Nähe befindet, alsofort kenne, und zu sich nehme: indem Augen und Nase dem

Munde

Munde gleichsam winken, daß er des Magens Verlangen an der vorgesetzten Speise zu erfüllen suche. Allein es ist damit noch nicht allemal ausgemacht, sondern, weil ihnen die Speise nicht zu aller Jahres-Zeit und an allem Orte des Erdbodens vor dem Munde stehet; oder wenn sie gleich vorhanden ist, nicht ohne listige Erfindung erhalten und bezwungen werden kann: so musten sie auch eine Fähigkeit und Fertigkeit haben, ihre Handelungen darnach einzurichten.

§ 16.

Was nun die Umstände von Zeit und Ort betrift, so finde ich überhaupt vier bis fünf wunderwürdig kluge Arten, wie die Thiere nach diesen Umständen ihre und ihres Geschlechts Nahrung zu erhalten wissen.

Erstlich sind einige, die für sich zwar keine weitere Nahrung brauchen, weil ihre Lebens-Zeit mit dem Sommer anfängt und aufhöret; deren Nachkommen aber nicht bestehen könnten, wenn ihre Mütter nicht davor gesorget hätten, daß die junge Brut, an dem Orte, wo sie ihr Leben anfängt, ihre Speise zur rechten Zeit bereit fünde. Das trift bey vielen Insecten ein, die sich noch vor dem Ablaufe des Jahres verwandeln, paaren, Eyer legen, und oft bey dem Beschluße dieser letzten Handelung, gleich als wenn sie nun alles in der Welt verrichtet hätten, wozu sie bestimmet waren, ganz entkräftet einschlafen. Aber ehe sie aus der Welt scheiden, legen sie ihre Eyer nicht hin, wo sie zukommen, um

ihrer nur los zu werden; sondern, wenn sie selbst aus dem Wasser entsprossen sind, ins Wasser; oder, wenn sie vom Lande hergekommen, an eine gewisse Pflanze; und zwar nicht an die nahe, wovon sie jetzt als Papilions ihren Nahrungs-Saft gesogen, sondern an eben die Pflanze, welche sie längst verlassen haben, und von welcher die künftige Raupen-Brut leben soll; und da auch nicht an die Blätter selbst, welche ihre eigentliche Speise seyn werden, aber bald abfallen müssen, sondern an einen Zweig, oder an den Stamm; und auch dieses noch ferner mit dem Unterschiede, daß die Papilion-Mutter einer geselligen Raupen-Art ihre Eyer beysammen an eine Pflanze in gewisser Ordnung klebt, hingegen die von einsamen Raupen ihre Eyer auf verschiedene Pflanzen einer Art vertheilet. Da nun die Eyer jeglicher Art nicht eher ausschliefen, bis diejenige Pflanze Blätter gewonnen, wovon die Brut leben soll: so stehet denen Thierchen, mit dem Anfange ihres Lebens, auch ihr Futter schon bereit.

Mit denen übrigen Insecten, deren Maden sich vom Miste, Koht, Holze, Wolle, Aase, Lebendigen, oder was es sonst ist, nähren müssen, verhält es sich eben so: jedes schmeisset seinen Saamen nirgend anders hin, als an und neben die Dinge, wovon die Brut sich künftig nähren muß. Und manche haben zu dem Werke, ihre Eyer an den rechten Ort zu bringen, noch besondere Werkzeuge und Kunst-Stücke von

ihrem

ihrem Schöpfer empfangen; davon die Schlupf-Wespen mancher Art, wie auch Heuschrecken, Zeugen seyn können. Denn sie bohren und ritzen mit ihrem Lege-Stachel eine Oefnung und Hölung, wo sie ihre Eyer nicht weniger zur Sicherheit als zur Nahrung hinein schieben.

So oft ich etwa von dergleichen Thierlein bey mir selbst vorwitzig gedacht habe: lieber Gott! wozu sind doch diese in der Welt? so oft habe ich mich auch durch Betrachtung dieser Triebe bestraft: Unwissender! du siehest ja, daß sie nicht von einem blinden Ohngefehr entstanden, sondern, zu ihrem Daseyn, und zu ihrer Fortpflanzung, mit der weisesten Vorsicht ausgerüstet sind, die ihnen niemand, als ein unendlicher Verstand mittheilen können! Unterwirf doch deine Unwissenheit der höchsten Einsicht; denke daß alles gut ist, und gut seyn muß, was mit so bedachtem Rahtschlusse gebildet worden, du magst es begreiffen oder nicht: gönne denen Seelen neben dir auch das Leben, die ihr Seyn von eben der gütiger Hand empfangen haben, von welcher du das Deine hast!

§ 17.

Wenn man zweytens die Thiere betrachtet, welche einen oder etliche Winter hindurch, da nichts für sie wächst, leben: so findet man bey einigen derselben den besonderen Trieb, daß sie gegen die Zeit schlafen gehen, und sich dazu eine Höle suchen oder bereiten. Das thun denn auch nur diejenigen, deren Natur, nebst der

strengen Kälte, ein halbjährig Fasten aushalten kann. Wenn sie der Winter übereilte, daß sie mitten in ihrem Bemühen nach der Nahrung, von Mangel und Kälte entkräftet und erstarret, liegen blieben: so mögte man sagen, daß hierin nichts als die Dauerhaftigkeit ihres Körpers zu bewundern sey. Allein, da sie sich bey guter Zeit zu ihrem Schlafe vorsichtig, und zum Theil künstlich anschicken, so muß ein jeder noch eine grössere Weisheit darin erkennen. Unter den Raupen sind zwar viele, welche, wenn sie vor Winter nicht zu ihrer völligen Grösse kommen sind, nichts weiter thun, als daß sie sich gegen die rauhe Witterung irgendwo verkriechen, und nachdem sie den Winter unempfindlich überstanden, so bald das Laub wieder ausschlägt, ihr übrig Theil in der Welt verzehren, und ihr Geschlecht vermehren. Andere aber weben sich irgend in einem Blade oder Winkel ein künstlich Bette, oder sie graben sich in die Erde, und bauen sich daselbst ein Winter-Gemach, das sie auch zuweilen, nach Nohtdurft ihrer Natur, mit Tapeten und Bette bekleiden. Hier stehen sie allen Frost und Hunger, ohne hungern und frieren, aus, und kommen im Früh-Jahr nach ihrer Verwandelung, neu belebt, als schöne Papilions wieder hervor.

Ausser den Raupen, bringen auch die Keser, Ameisen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, Frösche, Eidexen, Schlangen, den ganzen Win-

Winter so zu.[27] Unter den Vögeln sind gleichfals viele, die sich, wenn ihr Futter aufhört, in die Erde, oder ins Wasser, oder in irgend eine Höle begeben, um den Winter über da zu schlafen. Dieses ist wenigstens von den Schwalben gewiß, davon die Strand-Schwalben sich vor Winter zum Schlaf in die Erde, die Mauer-Schwalben in Hölungen alter Gebäude oder Bäume, die gemeinen Schwalben an einem Schilf-Halm koppelweise ins Wasser begeben, und nachgehends durch die Früh-Jahrs Luft wieder aufgeweckt werden.[28] Auch sind einige vierfüßige Thiere, die sich beym Ausgange des Sommers einscharren und selbst begraben; als der Salamander, Tax, die Schild-Kröte und das Murmel-Thier auf den Alpen.[29]

Diese, und andere mehr, entweichen also dem Mangel ihrer Nahrung durch solchen besondern Trieb, der ihrer Natur gemäß, in der weisen Vor-

27 Klein Prodromus Historiæ avium. p. 217.

28 Klein ibid. p. 195-219. welcher insonderheit durch bewehrte Zeugnisse fast ausser allen Zweifel gesetzt hat, daß die gemeinen Schwalben gegen den Winter nicht in ein fremdes Land ziehen, sondern sich Klumpen-weise bey den Seen an ein Schilf-Rohr hangen, und mit dem davon gebogenen Rohre ins Wasser senken.

29 Von dem Murmel-Thiere hat dieses vorbelobter Hr. Klein p. 231. 233. seines Prodromi Historiæ Avium, wider den gemeinen Irthum, als ob sie sich Speise auf den Winter samleten, ebenfals schön

Vorsicht ihres Schöpfers gegründet ist. Sie haben zuerst keinen Winter erlebt, und keinen Calender, der es ihnen ansagt: dennoch wissen sie ihre Zeit, der Welt gute Nacht zu geben. Sie samlen sich auch nicht einen Vorraht auf den Winter, wie andere thun; noch wandern sie in die Ferne, da bessere Luft und Nahrung wäre: das wäre nur für sie überflüßige und unnütze Arbeit: dennoch werden sie eben so gut schlafend als andere wachend, erhalten. Sie wissen demnach auch nicht, was Mangel, Hunger, Kälte und Winter sey: denn sie fühlen in ihrer sicheren Ruhe nichts davon. Für sie ist lauter Sommer in der Welt, welchen sie denn auch nicht verschlafen, sondern zu rechter Zeit wieder ans Licht kommen, und ihr verschlossenes Schlaf-Gemach selber eröfnen. Dabey sehr merkwürdig ist, daß wenn man solche Thiere vor

schön dargethan. Der Hr. Jo. Ge. Altmann in der Beschreibung der helvetischen Eisberge pag. 205. sq. berichtet uns noch den artigen Umstand, daß sie sich kurz vor dem Winter jedes ein Bündelchen Stroh zum Bette in ihre Höle schleppen, und nachdem sie die Oefnung der Höle verstopfet, darauf schlafen legen; da denn die Einwohner der Alpen, welche das Thierchen gerne essen, nach etwa 14 Tagen die vorher bezeichnete Höle öfnen, und sie alle ordentlich bey einander, jeden auf seinem besonderen Stroh-Bette schlafend finden, und ohne ihre geringste Empfindung davon tragen. Es ist also eine Unwahrheit, damit uns Mr. Guer in seiner Histoire Critique de l'Ame des Betes

vor dem Frühling hervor ziehet, und erwärmet, sie zwar auf eine kurze Zeit aufleben, aber bald darauf eben davon wirklich sterben.

§ 18.

Drittens giebt es Thiere, die sich gegen den Winter Vorrahts-Kammern anlegen, und dieselbe, wenn die Zeit ihrer Ernte ist, mit sechsmonatlichem Proviant anfüllen; nicht anders als wenn sie vorher wüsten, daß hernach ein Winter komme, in welchem für sie nichts werde zu haben seyn; und als wenn sie aufs künftige voraus dächten und berechneten, was und wie viel sie in solcher Zeit Speise für sich und ihre Familie nöhtig hätten. Solche gute Haushalter finden wir unter den Insecten, an den Bienen und Wespen, unter den vierfüßigen Thieren, an den Hamstern und allen Feld-Mäusen, unter den Vögeln aber, an der Elster Pica glan-

Betes Amst. 1749. 8. T. II. p. 56. gleichsam als aus seiner eigenen Erfahrung, beladen wollen, daß diese Thierchen Speise auf den Winter zusammen führten; indem sie eins ihrer Gesellschaft, auf dem Rücken mit ausgestreckten Pfoten liegend, mit allem was es halten könnte, bepackten, und dasselbe sodann bey dem Schwanze in ihre Höle zögen. Dennoch heist es: *Moi même j'ai vû dans les montagnes de Savoje &c.* Dergleichen falsche Nachrichten kommen in der Naturgeschichte überhaupt, und besonders bey den Trieben der Thiere, häufig vor. Ich habe mich daher in allen diesen Nachrichten an solche Männer gehalten, deren Vorsicht in der Erfahrung bekannt ist, oder die es wenigstens aus solchen Quellen haben.

glandaria und nucifraga. [30] So wenig, als eins von den Winter-Schläfern sich mit der Samlung eines Vorrahts vergebliche Mühe machen wird: eben so wenig wird auch eins von dieser Art in den Tag hinein leben, und mit der gegenwärtigen Sättigung zufrieden seyn. Alle wenden die Zeit des Ueberflusses zur Erleichterung der künftigen Nohtdurft an: und man merket nicht, daß sie ihre Rechnung zu kurz machen, oder zu frühe aufzehren, und dann bey den Nachbaren ihr Brod betteln oder stehlen.

Diese genaue haushälterische Sorgfalt kann wohl bey den Thieren unmöglich aus Ueberlegung entstehen: denn die würde vieles Erkenntnis erfordern was ihnen nicht zukommt. Sie haben ja keine Erfahrung von dem Wechsel der Jahres-Zeiten, und der Beschaffenheit des Winters; noch einen Begrif vom Zeit-Maaße, daraus sie wüsten wenn der Winter kommen und wie lange er dauren wird. Vernunft-Schlüsse, Vorstellung des Zukünftigen, und eine Selbst-Erfindung der bequemsten Mittel zum Zwecke, kann

[30] Siehe Hrn. Lessers Insecto-Theologie p. 166. sq. Klein Quadrupedum Hist. Nat. p. 56. Eben derselbe schreibt von den Elstern in Avium Prodromo p. 61. sq. *Pica glandaria gulam & ingluviem suffarcinat glandibus, quas pro penu in cavis arboribus deponit.* it. *Pica nucifraga, pars frangens, pars pertundens avellanas: nidificant in cavis arboribus, autumno nuces glandesque, prout pica glandaria, in arboribus recondunt.*

kann man ihnen auch nicht beymessen; da sie alle auf gleiche Art handeln. Woher hätten sie ferner die Rechenkunst, darnach sie einen richtigen Ueberschlag machten: einer verzehret des Tages so viel: wie viel verzehren mehrere in mehreren Tagen? Wo hätten die Bienen oder Wespen ihre wunderwürdig kluge Bau-Kunst vom Wachse oder abgekieften alten Holze gelernet? Nein, sie selbst handeln ohne Absicht und Ueberlegung, blindlings und halb maschinenmäßig, dennoch aber nach den weisesten Regeln der Absicht und Vorsehung; und so verweiset uns ihr Unverstand auf einen höheren Verstand, der für sie voraus gedacht und gesorget hat.

§ 19.

Die vierte Art der Erhaltung findet sich bey denen ziehenden oder wandernden Thieren, die ihrer Nahrung nachgehen, und ihr Brod in aller Welt zu finden wissen. Es sind zwar einige darunter, denen der Trieb nicht bloß gegeben ist, daß sie von einem Jahre zum andern leben sollen, sondern auch, ihr Geschlecht weiter auszubreiten, und selbst für das Jahr reichlicher Futter zu finden. Dahin muß man die Zug-Heuschrecke rechnen, welche noch in demselben Jahre stirbt. Andere länger lebende Thiere ziehen nur ausserordentlich, wegen des Mangels, weiter, weil ihr ordentlich Futter, da wo sie sind, nicht alle Jahre gleich häufig zu finden ist. Wir haben daher oftmals einen

ungemeinen Besuch von Feld-Mäusen, die ihren Strich hernach weiter ziehen, und durch breite Ströhme und Seen setzen. In strengen Wintern lassen sich auch wohl ungewohnte Vögel sehen, die vermuhtlich durch allzu große Kälte und Nahrungs-Mangel aus nordlichen Gegenden vertrieben seyn müssen. Zu geschweigen, was wilde Thiere, insonderheit Wölfe, des Winters oft für Züge thun.

Allein, ich rede hier hauptsächlich von denen Thieren, welche jährlich zu gewisser Zeit kommen, und zur andern wieder weggehen; von welchen ich nur die Vögel und Fische zum bekannten Beyspiele stellen will. Die wandernde Vögel sind theils Strich-Vögel, die mit niedrigem Fluge, und zerstreuet, allmälig weiter gegen Süden ihrer Ernte nachfliegen, und dennoch ihren Kreyß-Lauf halten, daß sie übers Jahr zur selben Zeit, wie in dem vorhergehenden, wieder kommen. Andere sind Zug-Vögel, welche ich Hoch-Flieger nennen mögte, weil sie, nach geschehener Aufforderung ihres Anführers, sich ordentlich zu gewisser Jahres-Zeit versammlen, und sich bald darauf heerweise, unter einem Obristen, über alle Wolken schwingen, um so über See und Land in entfernete Gegenden, die ihnen mildere Luft und Nahrung geben können, zu ziehen. Man sieht sie aber im nächsten Jahre zu gewisser Zeit heerweise wieder kommen, da sie sich durchs Land vertheilen, ja wohl ihr voriges Nest wieder besuchen.

suchen. [31] Eine wunderwürdige Veranstaltung! welche theils die Nahrung von gewissen Insecten, und allerley Ungeziefer, oder von einem gewissen Frucht-Saamen, theils aber auch das Hecken und Brüten der Jungen zur Absicht hat, wie wir an unsern Störchen erfahren. Sie enthält aber in ihrer Ausführung so viele Merkmaale von einem höheren Erkenntnisse und fernen Vorsicht, die über alles Vermögen der unvernünftigen Thiere steiget, daß ich unmöglich alle und jede Umstände besonders ausführen kann, sondern sie dem Leser zur genaueren Erwegung überlassen muß.

Mit der jährlichen Wanderung der Fische hat es gleiche Bewandniß, daß sie zu einer gesetzten Zeit, die der Calender ihrer Natur anzeiget, eine See-Fahrt um einen großen Theil der Welt thun, wo das Wasser von Pflanzen, kleinen Insecten oder Fischen, wimmelt, welche für sie selbst sowohl, als ihre Jungen, die sie da mit dem Laiche absetzen, gerecht sind. Die Heeringe haben vermuhtlich daher ihren Namen, weil

[31] Von dem Unterschiede der Strich- und Zug-Vögel, verdienet Hr. Klein in Prodromo Historiæ Avium Sect. III. p. 154. ff. gelesen zu werden; da er denn geneigt ist, die mehrsten zu den Strich-Vögeln zu rechnen, oder wohl gar einige der davonfliegenden Vögel zu Schläfern zu machen. Sonst kann man von der Wanderung der Vögel auch den Derham in seiner Physico-Theologie p. 887 und 929 nachsehen; anderer zu geschweigen.

weil sie jährlich heerweise, aus den kältesten Eiß-Gegenden, fast an alle Küsten des Erdbodens, sodann auch zu beyden Seiten von Schottland und Engeland, in die Ost- und Nord-See kommen, und, Gott weis wenn und wie, Alte mit den Jungen, wieder in ihren Winter-Hafen zurück kehren. Denn da ist eine unerschöpfliche Quelle von Fischen, die sich alle Jahre gleich reichlich über die Welt ergiesset. [32]

Ich muß noch mit wenigen eine fünfte Art der Erhaltung anderer Thiere hinzufügen, welche beständig in einer Gegend bleiben, und wenn gleich der Winter so viele Nahrungs-Mittel nicht darbietet, sie dennoch aufzusuchen und sich mit Wenigem zu behelfen wissen. Hieher gehören die meisten vierfüßigen wilden Thiere, und ein gut Theil Vögel, von welchen man in Wahrheit sagen muß: sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammlen nicht in die Scheure, sie ziehen nicht in die Fremde, und der himmlische Vater ernehret sie doch.

§ 20.

Es finden demnach so viele Millionen Thiere, von so viel tausend Arten, durch die weiseste Vorsicht des Schöpfers, vermittelst eingepflanzter Triebe, zu allen Zeiten auf der Erd-Kugel ihre Nahrung. Jedoch war überdem noch bey gewis-

[32] Von den Zug-Fischen, siehe Bradleys Works of Nature p. 58. besonders aber, von den Heeringen und den sie verfolgenden Fischen, unsers großen Andersons Nachrichten von Island. p. 51. sqq.

gewissen Thieren, wenn sie anders seyn und bestehen sollten, eine witzige Erfindung nöhtig, wie sie ihrer Speise habhaft werden könnten. Denn diejenigen, welche bestimmt sind von dem Ueberflusse anderer Thier-Arten zu leben, können nicht mit solcher gelassenen Ruhe, als ein Rind und Schaaf, an ihr Futter gehen. Und wenn sie gleich die benöhtigten Werkzeuge von Zähnen und Klauen, von Schnabel, Stacheln, Fang-Zange, u. d. gl. nebst Geschwindigkeit und Stärke, zu ihrem Raube bekommen hatten; so musten sie doch auch ein Gefühl ihrer Kräfte und Waffen, ja eine Wissenschaft und Fertigkeit haben, sich dieser Werkzeuge zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Wenn aber ihr Wild ihnen zu flüchtig und geschwind war, oder sonst durch seine Natur für Anfälle gesichert schiene, so muste zu der Stärke und Hurtigkeit noch eine behände List oder eine Kunst hinzugefügt werden, wodurch sie ihre Beute ins Netze locken und berücken könnten. Manche sind so schwach, langsam, und arm an Waffen, daß, wenn dieser Mangel nicht durch eine gewisse Jäger-Kunst ersetzt wäre, sie nohtwendig Hungers sterben, und ihr ganz Geschlecht vergehen würde. Wenn nun die Raub-Thiere dergleichen Künste, nach Nohtdurft, wirklich haben, welche weit über ihre und aller Menschen Verstandes Kräfte gehen: so läßt sich nicht anders urtheilen, als daß sie dieselbe von einem höchst weisen Urheber ihrer Natur in der Absicht bekommen haben, daß

sie sich und ihr Geschlecht auf solche Weise erhalten, und die Anzahl der einzelen Thiere in andern Arten vermindern, und in einem Gleichgewichte erhalten sollten.

Lasset uns erstlich einige dieser angebohrnen Künste in besonderen Beyspielen betrachten, um den darin ausgeübten Verstand klar und deutlich einzusehen.

Einige Vögel, die sonst keine Wasser-Vögel sind, haben dennoch Fische zu ihrer beschiedenen Speise bekommen. Dergleichen sind der Meer-Rabe, sonst Cormoran oder Scharbi genannt, die Meer-Schwalbe, der Meer- oder Fisch-Adler, Fisch-Habich, Ossifraga, Haliætus, der Königs-Fischer, Ispida. Da diese aber alle nicht auf dem Wasser schwimmen können, sondern in der Luft fliegend bleiben müssen: so wird es ihnen schon weit schwerer zu ihrer Kost zu gelangen, als andern eigentlichen Wasser-Vögeln. Sie halten sich aber am Strande dieses fremden Elementes in den Hügeln auf, und wenn die Fische in großen Heeren streichen, welches sie von weiten sehen können, so verfolgen sie dieselbe, und schweben über ihnen, bis sie ihre Zeit wahrnehmen, schnell ins Wasser fahren und einen Fisch heraus holen. [33] Wenn aber der Meer-Rabe einen Fisch beym Schwanze, oder an der Seiten gefasset hat, so weis er ihn so geschickt in die Luft zu werfen und zu fangen,

[33] Siehe von dem Fisch-Habich Catesby T. I. p. 2. und von der Meer-Schwalbe und andern. p. 88.

gen, daß er des Fisches Kopf zuerst in den Schnabel kriegt. [34] Eine Vorsicht und Fertigkeit, die nöhtig war, daß die Fittige, Stachel und Schuppen des Fisches, sich nicht beym Hinunterschlucken sträubten, und ihn stächen. Eben diese Vorsicht hat auch Swammerdam an andern Wasser-Vögeln bemerkt, denen man die Fische mit Fleiß verkehrt vorgelegt, welche sie aber allezeit hurtig herum zu drehen gewust. [35]

Eine gar besondere Fisch-Jagd hält der weißköpfige Adler in der Luft. Denn er lauret nur auf den Fisch-Habich, wenn der einen Fisch aus dem Wasser geholet, und schiesset auf ihn zu. Wenn nun der Habich damit höher steigen will, so schwebt er ihm immer über dem Kopfe, und nöhtiget ihn endlich den Fisch fallen zu lassen; dem denn der Adler im Fallen nacheilet, und ihn mehrentheils noch in der Luft erhaschet, ehe er das Wasser erreichet hat. [36]

Der Biber oder Castoren geselschaftliche Bau-Kunst und Haushaltung ist sonst bekannt genug, und dienet denen, so sie gesehen, zum Erstaunen über solcher Thiere kühnes Unternehmen, ganze Bäume zu fällen und fortzuschleppen, und über die Ausführung im Bau ihrer Wohnung und Schlagung von Dämmen über Was-

[34] Memoires de l'Acad. des Sciences. T. I. p. 214.
[35] Swammerdam T. II. p. 448.
[36] Catesby T. I. p. 2. & 87. Lowthorp's Abridgment T. III. p. 589

Wasser. Eine Haupt-Absicht ihrer Anstalten ist, daß sie von den Dämmen, an und über dem Wasser, auf die Fische lauren, und gähling auf sie zuspringen, um dieselbe zu erhaschen; welches sie denn auch meisterlich auszurichten wissen.

Es sind auch andere Thiere, die sich ihres Raubes durch einen Sprung bemächtigen, wenn gleich die Thiere, worauf sie lauren, vieles an geschwinder Bewegung oder Stärke voraus haben. So ist eine Art Spinnen, welche auch fliegende Insecten durch einen Sprung überrascht; eine Art Kröten, die sogar Vögel im Sprunge fängt und verschlingt; eine wilde Katze, welche den wilden Thieren in die Augen springt und sie auskratzet. [37]

Der Herr Trembley hat eine Art Polypen entdeckt, die um ihren Kopf bey sechzig kleine Hörner oder Federn haben, welche sie einziehen und auslassen können. Mit diesen ausgelassenen Feder-Hörnern machen sie im Wasser eine beständige Bewegung in die Ründe, als mit einem Mühlen-Rade, und verursachen dadurch im Wasser einen Strohm oder Lauf, welcher kleine Wasser-Insecten herbeyzieht, daß sie dieselbe

[37] Siehe von den springenden Spinnen, Hoockii Micrographiam (in der Description of CCC. Animals I. p. 64) von den Kröten, Klein Quadrup. Hist. Nat. p. 123. von der wilden Katze, Seba T. I. Tab. XXX. 2.

selbe erreichen, und mit ihren vielen Armen fangen und zum Munde bringen können. [38]

Wer sollte glauben, daß ein Thier, welches keine Füße, Flügel, Hände oder dergleichen Werkzeuge hat, Vögel fangen kann? daß ein Thier, so keine Zähne hat, sich an ein Thier mit Schnabel, Beinen und Klauen, oder mit Schuppen und Fittigen, wagt? daß ein Thier, welches einen drey mal engern Hals hat, als seine Beute dick ist, dieselbe dennoch fangen, verschlingen und verdäuen kann? Dennoch trift alles dieses bey denjenigen Schlangen ein, welche auf der Erde liegen, oder sich auf die Bäume winden, und da als todt liegen oder hangen, bis sie ihre Gelegenheit ersehen, einen Vogel, oder Fisch aus dem darunter flieſſenden Wasser, mit einem Sprunge zu erschnappen, und so lange daran zu saugen, bis sie ihre Kehle erweitert, und der große Brocken hinein gleitet. [39]

Der Ameis-Rauber ist ein Thierchen, das zu keiner Bewegung sonderlich geschickt ist, als rückwerts zu kriechen, und sich so in den Sand einzugraben; dennoch muß er von kleinen Insecten leben. Wie? wartet er denn, bis ihm diese

[38] Henry Baker's natural History of Polype. p. 22.
[39] Henry Jones Abridgm. of the Philoſoph. Transact. Vol. V. P. II. p. 179. ſqq. Seba T. II. tab. LVI. 3. LXIV. 1. LXVIII. 4. LXXIII. 1. Catesby T. II. p. 43.

diese ins Maul fliegen? oder womit zieht er sie herbey? Er gebraucht sich einer ganz besonderen Erfindung. Er kriechet nemlich im Sande, nicht weit von einem Ameisen-Neste, rückwerts in einer Schneckenlinie herum, bis er in die Mitte kommt. Dann schauffelt und sprengt er den Sand mit seinem Kopfe und mit seiner Fang-Zange aus dem Mittel-Punct der Gruben rund umher, bis die Grube einem Trichter ähnlich siehet. Kommt nun eine Ameise, oder anderes Insect, innerhalb des Umkreises von seinem Trichter: so erregt der Ameis-Rauber, durch sein Schauffeln und Sprengen, einen Sand-Regen, der das Insect in die ohnedas abschüßige Grube und deren Mittel-Punct herein treibet, bis er es mit seiner Fang-Zange erreichen, und aussaugen, oder vielmehr auspumpen kann; da er denn die ledige Hülse, durch eben solches Schauffeln, wieder aus seiner Gruben heraus wirft. 40 Ich frage einen jeden, wenn das Thierchen hätte zu ihm kommen, und sich bey ihm Rahts erholen können, wie es doch bey seiner Bildung am besten zu seinem benöhtigten Futter gelangen könnte: ob er ihm einen so geschickten Raht und Anschlag zu geben gewust hätte?

§ 21.

40 Dieses ist wohl nirgend genauer beschrieben als bey dem unermüdeten Natur-Forscher Hrn. Roesel im Supplement Tab. XVII - XXI. § 4 - 6.

§ 21.

Gewiß, es liegt auch in der Raub-Thiere ihren Trieben eine unverbesserliche Kunst, und vollkommen kluge Anwendung der Mittel zu dem Zwecke wozu diese Thiere bestimmet sind. Man darf nur den Zweck zur Aufgabe machen, und allen menschlichen Witz, alle Erfahrung und Wissenschaft zu Hülfe nehmen: so wird man finden, daß es nicht möglich sey etwas geschickteres auszudenken.

Unterrichtet mir doch die Spinne, wie sie die fliegende Insecten zu ihrer Nahrung bequemer habhaft werden könne, als durch ihr Gewebe, oder wie sie ihr Gewebe selbst vortheilhafter anlegen könne. Wisset ihr derselben Raht zu geben, wie sie die Fäden von einem Baume zum andern, von einer Spitze des Hauses zur andern, von einer Höhe diseit des Wassers zu einer andern jenseit des Wassers, hinüber bringen und anheften soll? Ich glaube, unterdessen, daß ihr nur ein leydlich Mittel ersinnen wolltet, wäre die Spinne schon zehn mal wohin sie seyn soll; sie schiesset ihre Strick-Leitern nur mit dem Winde aus, so haften sie, wo sie sollen, wenigstens an einem dienlichen Orte.

Soll das Gewebe etwa lieber horizontal seyn? das wäre vielleicht der Spinnen leichter. Allein die Insecten fliegen ja nicht so viel auf und niederwerts, als hin und her. Sie würden also gröstenTheils drüber hinfahren, oder unten wegfliegen, wenn das Gewebe horizontal wäre.

Auch

Auch eine schieffe Lage wird so viel nicht ins Netze bringen, als die senkrechte, welche die Spinne erwehlet. Soll das Netze dichter, soll es lockerer, soll es hie und da dicker oder dünner seyn? Ich fürchte, wenn die äusseren Fäden nicht vielmal dicker wären, als die inneren, (wie es die Spinne zu machen pflegt) oder wenn es inwendig dichter wäre als es ist: jeder Wind würde das dichtere Gewebe besser fassen, und von denen dünnen äusseren Fäden, die das ganze Gewebe halten sollen, abreissen; und so wäre alle Arbeit vergebens. Wäre es aber lockerer und dünner, so würde sich nichts darin verwickeln.

Wisset ihr ein besser und leichter Mittel anzugeben, wie die Spinne, ohne Hände und Werkzeuge ihre Faden zusammen heften soll? Werdet ihr dieselbe, bey jeder Verbindung einen Knoten schlagen lehren, oder ihr einen Flor zum Muster weisen, wie sie den Einschlag durchflechten muß? sie wird euch auslachen: sie brauchet keinen Stuhl, keine Spuhl, keinen Kamm, keinen Durchschuß des Fadens, keine Knoten: ihre hinteren Füße können den Faden im Blinden heraus holen und dehnen, und ihr Hintern denselben in gebührenden Abstande anheften. Soll die Spinne etwa nicht in der Mitte des Gewebes, sondern in einer Ecken, im verborgenen Winkel, als auf der Laure sitzen? ihr rahtet der Spinnen übel: sie ist in der Mitte, nach allen Seiten am nächsten zu ihrem Raube, und hat in dem Mittel-Puncte das zarteste

Gefühl

Gefühl von aller Bewegung die im Umkreise ihr Netze berührt. Soll sie ihr Netze krauser und verworrener machen? Jede Weberey, die von der regelmäßigen und kreißförmigen abgehet, wird der Spinnen mehr Mühe, Zeit und Materie kosten, als diese ordentliche. Wenn aber ein Thierchen in ihr Netze gekommen ist, wie wird es die Spinne machen, daß es sich nicht wieder los reisset? Sehet ihr nur zu; ihr werdet euch verwundern; in einem Augenblick sprützet sie so viele zähe Fäden über das Thier her, und drehet es mit den Füßen darin herum, daß es als in einem weissen Sterbe-Kittel eingekleidet und eingewickelt, sich nicht weiter regen kann; und dann hängt sie es auf, bis ihr der Hunger ankömmt.

§ 22.

Man siehet zwar aus aller dieser in die Raub-Thiere gepflanzten Klugheit, daß sie von dem weisesten Urheber der Natur mit besonderer Fähigkeit ausgerüstet sind, das zu thun, was sie thun; aber man erkennet doch auch zugleich, daß sie nicht da sind, einige Arten von Thieren ganz auszurotten, sondern nur ihren Ueberfluß zu tilgen, und ihre Anzahl in gewisse Schranken, und in bequemes Verhältnis zu setzen. Die Raub-Thiere musten also auch da seyn, und konnten in der Naturkette nicht wegbleiben; sie gehörten mit zur Mannigfaltigkeit und Vielheit des Lebens in der Welt. Aber da sie auf Unkosten anderer Arten leben musten, so sind ihnen

von

von dem weisen Schöpfer enge Schranken gesetzet. Es ist längst bemerket worden, daß die schädlichsten und stärksten Raub-Thiere, als Löwen, Tieger, u. d. gl. mit keiner besonderen Kunst oder List begabt sind; daß sie sich nicht so stark vermehren als andere; und daß sie sich unter einander selbst aufreiben; oder daß wenigstens ihre junge Brut andern häufig zur Speise dienen muß; wie die jungen Krokodile von Fischen häufig weggefangen werden. Manchen ist auch ein besonderer Zaum angelegt, daß sie nicht alzuviel Verwüstung anrichten können: entweder, daß sie den Winter herdurch schlafen, oder daß sie ihre erhaschte Beute langsam verdauen, und also lange daran zu zehren haben, wie die Schlangen und Crocodile, welche die Thiere ganz verschlucken; oder daß sie sich sehr auf das Hungern verstehen, wie die Bären und Wölfe. Der Crocodil verschluckt auch wohl große Steine und Stücken Holz, wenn er sonst nichts hat, nur daß der Magen nicht zusammen schrumpfe: er ist dabey so steif und unbiegsam, daß er sich nicht hurtig drehen und wenden kann, und daß ihm also die meisten leicht entwischen. [41] Einige sind auch, die sich im Fall der Noht, statt der Thiere, mit Kräutern, Wurzeln, oder sonst etwas, behelfen. Wenn dagegen einem gefräßigen Raub-Thiere alle Vortheile zusammen, nemlich Grösse, Stär-

[41] Siehe von dergleichen Einschränkung der Raub-Thiere eine schöne Stelle beym Catesby T. II. p. 63

Stärke, Werkzeuge, Geschwindigkeit, List, Kunst, nebst fruchtbarer Vermehrung beygelegt wären: so würde solches zum größten Nachtheil anderer Thiere überhand genommen, und manche Arten wohl gar vertilget haben. Aber nun ist alles dieses vertheilt und gemäßiget, und daher bleiben alle Arten von Thieren in einem gleichen Verhältnis.

Zu diesem Gleichgewichte im Thierreiche tragen auch die Mittel, welche den schwächeren Thieren zu ihrem Schutze gegönnet sind, vieles bey. Sie haben zum Theil auch ihre Waffen sich zu wehren, und wissen sie von Natur zu ihrem Vortheile zu gebrauchen; sie kennen die Blöße und Schwäche ihres Feindes; oder es kommt ihnen die Schärfe ihrer Sinne, Geschwindigkeit, Kunst, Vorsicht und Klugheit, zu ihrer Rettung und Sicherheit zu Statten. Und von diesen Vertheidigungs-Mitteln ist jeder leidenden Art so viel beygelegt, daß es zureicht, aller Macht, Hurtigkeit und List ihrer Feinde das Gegengewichte zu halten, und ihnen so viele zu entreissen, welche die Art beständig in gleichem Verhältnisse der Vielheit fortpflanzen können. Diese Ordnung in der Natur verhält sich, nach des Herrn Pluche artigen Vergleichung, wie die Verordnungen der Fischerey in einem weisen Regimente; welche den Fischern zwar Netze zum Fange zustehen, aber auch deren Weite bestimmen, damit die kleinen oder mittleren Fische durch die lockeren Netze entwischen

schen können, und allemal genug übrig bleiben. [42] Ich füge nur hinzu, daß zu solcher menschlichen Vorsicht kein tiefferes Erkenntniß nöhtig ist, als nur die Größe der Fische zu wissen. Aber es erforderte eine vollkommen deutliche Vorstellung aller Wirkungen, welche eine jede Beschaffenheit, Kraft oder Fertigkeit der Thiere, in der Verknüpfung der Welt, zum Schaden oder zur Rettung hervor bringen würde, wenn anders darunter ein beständig gleiches Verhältnis getroffen werden sollte. Darin druckt sich also ein göttlicher Verstand des Schöpfers und Regierers der Welt, aus.

Ich will hier von demjenigen Schutze der Thiere nicht sagen, wenn sie selbst, durch ihre Farbe, von der benachbarten Erde, dem Grase, Laube oder Aesten, kaum zu unterscheiden sind; denn dazu thun die Thiere soferne selbst nichts. Aber manche Raupen finden dadurch Sicherheit, daß sie sich stets auf der unteren Seite des Blades aufhalten; wie ich dergleichen weisse Raupen auf der unteren Seite des Ellern-Laubes oft bemerket habe, welche sonst wegen ihrer Farbe leicht ins Gesicht fallen würden, wenn sie die öbere Seite bestiegen.

Die Blad-Wickler sind sobald nicht aus dem Ey gekrochen, so wickeln sie mit ihrem Gespinste ein Blad zusammen, darin sie verdeckt seyn können; nur daß sie forne und hinten zum Ausgehen und

[42] Siehe das Spectacle de la Nature T. I. P. I. p. 42.

und zum Auswurf eine Oefnung lassen. Ihre Kunst, das Blad immer näher zusammen zu ziehen, ist merkwürdig. Denn indem sie auf die ersten längsten Fäden in der Mitte treten, so biegen sich dieselbe von der Last, und holen die Ränder des Blades, woran die Enden der Fäden geheftet sind, näher zusammen. Da kann denn die Raupe schon einen kürzeren Faden von einem Rande zum andern ziehen, und wieder darauf treten, bis sich die Ränder ganz zusammen rollen und heften lassen. [43]

Andere gesellige Raupen arbeiten gemeinschaftlich an einem Gespinste, das verschiedene Blätter zusammen holet; woraus sie zwar nach ihrem Futter zu andern Blättern kriechen, aber doch nicht so weit, daß sie sich nicht bald in ihre Verschanzung zurück ziehen könnten. [44]

Eine Kleider- und Pelzwerk-Motte spinnet sich alsobald ein enges Gewand, dessen Oberzeug von demselben wollenen oder haarnen Stoff genommen ist, wovon sie lebt. Daher ist es denn von dem Zeuge selbst nicht zu unterscheiden, und

[43] Der Herr Reaumur hat davon schon eine artige Anmerkung gemacht in den Memoires de l'Academie des Sciences 1730. p. 79. sqq. und diese Kunst der Thierlein in seiner Insecten-Historie umständlich beschrieben. Siehe auch Hrn. Roesel Nacht-Vögel IV. Classe. n. I. § 1. sq.

[44] Eleazar Albin Tab. XIX. Roesel I. Classe der Tag-Vögel. n. IV. § 2.

und vom grünen Tuche, grün, vom blauen, blau, vom rohten, roht; daß es seinen Einwohner nicht verrahten kann. Das inwendige Futter aber macht die Motte von ihrer eigenen weislichten Seide, worin sie denn auch desto sanfter wohnet. Wenn ihr aber das erste Kleid zu enge werden will, so verfertiget sie sich bald ein neues das weiter ist. [45] Sie bringen also die Kunst, ihre Kleider zu weben, mit sich auf die Welt; welche ihnen nicht allein zum Schutze wieder die Luft, sondern auch wieder ihre Verfolger, nöhtig war. Es giebt auch auf den Bäumen dergleichen mottenartige Würmer, die sich in ein Gehäuse oder eine Hülse einnehen, und so an den Blättern hangen und nagen, auch damit weiter gehen können. Andere Maden lassen einen Schaum von sich, der sie über und über bedeckt. Andere bauen sich bald von zernagten Grase und Halmen, bald von länglichten Holz-Spänen, welche sie abgekiefet, bald von Sand-Körnerchen, bald von kleinen Schnecken-Häuserchen, eine cylindrische Wohnung, die inwendig tapeziert ist, und damit sie weiter kriechen können. Diese sind wehrt, daß man sie in Cabinetten aufbehält: es kann sie niemand sehen, ohne die Kunst, welche darin bewiesen ist, und den fertigen Trieb der verachtesten

[45] Hr. Reaumure in den Memoires de l'Academie des Sciences. p. 201 - 229. Swammerdam T. II. p. 780. sq. Roesel Nacht-Vögel IV. Classe. n. XVII. § 1. sq.

sten Thierlein zu ihrem Schutze, höchlich zu bewundern. [46]

§ 23.

Gleichwie aber diese sich, wehrend ihres Wachsthums und ihrer Nahrung, zu verwahren wissen: so schicken sich fast alle Insecten-Arten, nach erhaltener völligen Größe, zu ihrer Verwandelung mit besonderer Vorsicht an. Sie entledigen sich alles Auswurfs, verlassen den Ort ihrer vollen Weide, und suchen sich einen geheimen verborgenen Winkel, da sie die Zeit ihrer Verwandelung in Sicherheit abwarten können. Ein Theil bespinnet und bewickelt sich in Blättern, welche sie zugleich an den Ast des Baumes heften, daß sie im Herbste nicht mit den andern zur Erde fallen können; gleich als wenn sie wüsten, was den Blättern sonst nach der Ordnung der Natur begegnen muß. [47] Andere verkriechen sich nur in eine Ritze der Rinde, unter das Obdach eines Hauses, unter das abgefallene Laub, unter die Wurzeln des Baums, in das Holz, oder gar tief in die Erde: und da hat eine jede Art ihr eigenes beständiges Model, wie sie sich bevestiget und schützet. Einige hängen sich nur mit dem Hinter-Theile an ein wenig Gespinste, und werden so hangend zu Puppen: andere ziehen und schnüren sich einen vielfachen

[46] Roesel Wasser-Insecten II. Classe. tab. XIV. § 2. 3. tab. XV. XVI. § 1. XVII. § 2.

[47] Roesel Tag-Vögel II. Classe. n. III. § 2.

fachen Faden um den Leib, daß sie als Puppen nicht herunter fallen können: andere weben sich, bald ein lockeres, bald ein dichtes Gespinste, welches gleichsam ihr Winter-Bette seyn soll: und dieses Gespinste ist entweder aus bloßen Fäden gemacht, oder sie flechten ihre Haare, oder zernagte Stückchen Blätter, oder abgebissene Holz-Späne, oder Erd- und Sand-Körnerchen mit hinein, welche die ganze Behäusung von aussen bedecken; dagegen inwendig alles mit sanfter Seide überzogen ist. [48]

Alles hat, bey jeder Art der Thierchen, seine gewisse Figur, Maaß, und Zusammenfügung; alles ist aufs künstlichste gewebet und gewirket; und es ist dafür gesorget, daß sie als Papilions bequem wieder heraus kommen können. Denn da sie in diesem letzteren Zustande keine Zähne oder andere Werkzeuge haben, ihr fast ledernes Gewebe aufzutrennen, oder zu zerreissen: so pflegen einige dasselbe an dem einen Ende, wo ihr Kopf liegt, viel dünner zu machen, daß der Papilion nur mit dem Kopfe andrengen darf um es zu zertheilen. Wenn man daher ihr Gehäuse

[48] Man kann von dieser letzten Art, wie die Raupen allerley mit in ihr äusseres Gespinste flechten, und die Materie dazu vorher zernagen und zusammen tragen, einige Beyspiele beym Hrn. Roesel sehen. Nacht-Vögel II. Classe. n. VI. § 3. XV. § 4. XVII. § 6. XVIII. § 6. XXII. § 2. XXVI. § 2. XXXIII. § 3. XL. § 2. IV. Classe. n. XII. § 5. sq. XIII. § 5. &c.

häuse an den Seiten aufschneidet, und die Puppe umkehret, daß der Kopf zu liegen kommt wo vorhin der Schwanz war, und vermacht hernach das Gespinste wieder: so ist der Papilion nicht fähig heraus zu kommen. [49] Sie erweichen denn auch die Stelle, wo sie heraus wollen mit einem Safte, den der Papilion gleich nach abgestreifter Puppen-Haut von sich läßt, dadurch der Leimen des Gewebes aufgelöset wird, daß der Papilion die Fäden desto leichter mit dem Kopfe von einander trennen kann. [50] Manche beschliessen sich in ein Ey, das einen rechten Klap-Deckel hat, welchen sie hernach nur abstossen. [51] Eine gewisse Art Raupen webt sich ein flaschenförmiges Gehäuse, daß mit einem künstlichen Schloße an der Thüre verwahret ist. Es erheben sich nemlich von der Ründe des übrigen Gewebes viele steiffe und mit einer Feder-Kraft versehene Fäden, und laufen in eine Spitze zusammen: da sie sich, als in einem Mittel-Puncte, von selbst veste an einander schliessen, und also durch einen äusseren Druck nur desto vester zusammen halten; von innen aber leicht aufzudrengen sind, daß sie sich aus einander geben, und dem Papilion einen Ausgang

[49] Siehe was ich oben in der 5ten Anmerkung erwehnet habe.

[50] Roesel Nacht-Vögel II. Classe. n. V. § 6. n. XXXIV. § 10. Supplement Tab. VII. VIII. § 16. p. 53.

[51] Roesel Nacht-Vögel II. Classe. n. LXII. § 4.

gang verstatten; hernach aber, wenn der Vogel aus dem Neste ist, sich von selbst wieder in ihrem Mittel-Puncte schliessen, daß man kaum begreifen kann, wie derselbe heraus kommen ist. [52]

Eine so mannigfaltige Kunst, die diesen Thierchen, zu ihrem nöhtigen Schutze und zu ihrer Erhaltung, mit einer angebohrnen Fertigkeit eingepflanzt ist, ohne daß sie selbst dabey Erfahrung, Absicht, Ueberlegung, Erfindung oder Uebung nöhtig haben, ist kein Werk, das seinen ersten Ursprung in einer blinden Natur haben kann, sondern daß destomehr, in dieser blinden Natur, den Verstand, die Absicht, Vorsehung und Weisheit des Schöpfers ausdrückt.

§ 24.

Ausser den Insecten, wäre noch vieles von den Vögeln und vierfüßigen Thieren zu sagen, sofern sie ihre Nester und Gruben nicht allein zu ihrem Aufenthalte, sondern auch zu ihrer Sicherheit, aufs vorsichtigste und künstlichste anlegen. Aber das mögte mich zu weit in einen Theil der Naturgeschichte führen, der sich so leichte nicht beschreiben läst, und auch noch nicht umständlich und gewiß genug beobachtet ist. Ich will mich also lieber zu denen Mitteln wenden, welche die Thiere, gegen ihre wirkliche Verfolgung brauchen.

Da retten sich nun manche hauptsächlich nur mit ihrer Geschwindigkeit der natürlichen Bewegung;

[52] Roesel Nacht-Vögel II. Classe. n. IV. § 5-9.

wegung; es sey, daß sie durch einen Sprung, Lauf, Flug, oder auf eine andere Weise, ihrem Feinde entfliehen. Jedoch bemerkt man auch bey manchen eine besondere List. Wenn der Hase merkt, daß die Hunde ihn beynahe eingeholet: so duckt er nieder, daß der Hund in der Heftigkeit seines Laufes über ihn hinfähret; und denn läuft er rück- oder seitwerts; ja er thut Sprünge hin und her, daß der Hund die Spuhr verlieren soll. Der graue Casuar mit einem Straussen-Schnabel, läuft, wenn er gejagt wird, im Sicksack, daß die geschossenen Pfeile desto eher triegen. [53] Die Wasser-Vögel tauchen schnell unter Wasser, wenn auf sie geschossen wird, und kommen erst weit von dem Orte wieder hervor. Der fliegende Fisch rettet sich für den jagenden Delphin in ein ander Element, und gebraucht sich nun seiner langen Floß-Federn, nicht zum Schwimmen, sondern zum Fliegen in der Luft; bis er sich mit mehrer Sicherheit wieder ins Wasser begeben kann. Die Fische, Sepia, Loligo, und Polypus, führen ein Behältnis mit schwarzer Feuchtigkeit bey sich; und lassen diese Dinte oft ausfliessen, entweder wenn sie in Gefahr sind, daß sie der Feind in der finsteren Wolke verliere, und daß sie unterdessen entwischen mögen; oder wie andere meynen, damit

[53] Klein Avium Prodromus p. 17. aus des Guil. Pisonis Indiæ utriusque re naturali & medica. p. 84.

mit sie selbst ihre Beute desto unvermerkter berücken mögen. Die Jungen einer gewissen americanischen Feld-Ratze sind von Natur belehret, so bald sie fliehen sollen, und dazu eine Warnungs-Stimme bekommen haben, der Mutter auf den Rücken zu springen, und ihre kleinen Schwänze, um deren Schwanz, welchen sie alsdenn steif in die Höhe streckt, herum zu schlängen, damit sie sich auf die Weise vest an die Mutter halten können, wenn sie mit ihnen davon läuft. 54

Andere Thiere verlassen sich, gegen den Angrif, auf ihren Panzer oder auf ihre Waffen. Der Armadillo ist ein langsam Thier, aber er kennet seine Stärke und Biegsamkeit. Weil er mit einem Harnische von harten Knochen versehen ist, welcher jedoch, wegen seiner Gelenke, eine starke Krümmung leydet; so wickelt er sich mit eingebogenem Kopfe und Füssen als eine Kugel zusammen, und stellet sich dadurch gegen Klau und Zahn in Sicherheit; und in solcher sicheren Rüstung begiebt er sich auch, auf alle etwanige Gefahr, zum Schlafe. 55 Das Stachel-Schwein hat gleichfalls keine Geschwindigkeit zu seiner Rettung bekommen; aber es stellet, durch eben solche Krümmung, alle seine

54 Siehe von dem Calmar des Herrn Needham Nouvelles observations Microscopiques. p. 38. und von der Feld-Ratze, den Seba T. I. tab. XXXI. 5. T. II. tab. LXXXIV. 4.

55 Seba T. I. tab. XXXVII. n. 2. 3. tab. LIII. 5.

seine Spiesse in die Runde aufrecht zur Wehre, daß der beißige Feind mit blutigem Maule abgewiesen wird. Sonst pflegt es auch wohl seine schwächeren Theile, Kopf, Bauch und Füße, in einen holen Baum, oder in eine andere Erd- und Fels-Hölung zu verstecken, und den stachlichten Rücken und Hintern zum Besten zu geben; da ihm denn nicht anzukommen ist. [56] Es giebt gar eine Art solcher Schweine mit langen spitzigen Stacheln, welche ihre Stacheln, durch eine schnelle Ausspannung der Haut, als Pfeile von sich schiessen, und ihren Feinden in den Leib werfen können, die denn wegen ihrer Gegen-Hacken, schwer heraus gehen, aber sehr leicht tiefer dringen. [57]

Was soll ich viel von andern Thieren sagen, deren Wehr und Waffen bekannter sind? Ich will nur überhaupt dabey anmerken, daß ein jedes Thier von Natur seine Stärke fühlt, und sich der verliehenen Werkzeuge, es seyn Stacheln, oder Hörner, Zähne, Schnabel, Klauen, Huef, Scheeren, Zangen, oder sonst etwas, zu seiner Gegenwehre zu gebrauchen weis. Ein Pferd wird sich nicht so leicht gegen den Wolf, wie das Schwein, mit den Zähnen vertheidigen wollen; sondern es kehrt ihm den Hinteren zu, sieht rückwerts oder durch die Beine durch, und schlägt

[56] Memoires de l'Acad. des Sciences 1727. p. 547. sqq.
[57] Seba T. I. tab. L. n. I. Memoires de l'Acad. des Sciences T. I. p. 28. & anni 1727. p. 549. sq.

schlägt mit den Hinter-Füssen aus, daß der Wolf zu Boden fällt. Ein Schwein hergegen giebt von hinten keine Blöße, sondern drohet dem Wolfe oder Hunde mit seinen Hauern. Und so machen es ganze Heerden Pferde oder Schweine, daß jene sich mit den Hinter-Beinen, diese mit den Hauern, auswerts gekehrt, in einen Kreyß stellen, und ihre Jungen in die Mitte nehmen, wenn ihnen ein reissend Thier ankommen will. Der Hund weiset seine Zähne, die Katze hergegen zieht ihre Händschue aus, und hackt dem Hunde damit nach der Schnauze und den Augen. Der Reiger hält dem Falcken, der über ihm schwebt, immer seinen spitzigen Schnabel entgegen, daß er sich darin spiessen soll. Ja, das junge Stier und ein junger Bock will schon mit den Hörnern stossen, ehe sie hervor gewachsen sind. Sie lernen also den Gebrauch ihrer Waffen nicht hinternach, wenn sie dieselbe schon haben, sondern sie haben diese Wissenschaft schon vor dem Besitze der Waffen.

§ 25.

Es ist noch eine Art von Trieben zu betrachten übrig, welche zur Paarung und Fortpflanzung des Geschlechts dienet. Diesen Trieb haben alle Thiere bekommen, bey welchen sich ein zwiefaches Geschlecht befindet; und es ist umgekehrt sicher: alle Thiere, die einen Trieb zur Paarung haben, finden auch ein ander Geschlecht in der Welt, damit sie sich paaren und Junge erzeugen können; so daß alles zu diesem

Zwecke

Zwecke übereinstimmet. Dieses Geschäfte, welches die ganze Welt beständig belebt, und welches die Absicht der Schöpfung unterhält, ist in allen seinen Umständen ein Wunder der Natur, und voller Spuhren einer göttlichen Weisheit. Ich will nur einige davon, welche meinem Vorhaben am gemässesten sind, berühren.

Erstlich würde die Fortpflanzung der Thiere nicht erhalten seyn, wenn nicht das männliche und weibliche Geschlecht einer jeden Art die Brunst zu einer Zeit empfünde. So aber sucht und lockt eins das andere in einem gewissen Zeit-Maaße, und sie stillen ihre Begierden beyderseits an einander mit gemeinschaftlicher Lust. Wie verschieden ist aber nicht diese Zeit in so vielen tausend Arten der Thiere? und dennoch muß man gestehen, daß keine einzige andere Zeit für jede Art bequemer seyn könnte; wenn man sie nach der Lebens-Daure der Alten, nach der Länge ihrer Trächtigkeit, und nach dem Verhältnis des Jahres zu dem Unterhalt der gebohrnen, ausgebrüteten, oder ausgeschloffenen Jungen abmessen will.

Wenn sich denn die Natur bey jedem reget: so ist dabey merkwürdig, daß ein jedes Thier den Gatten seiner Art kennet, und von allen andern unterscheidet, ungeachtet eine solche Aehnlichkeit unter manchen Arten von vierfüßigen Thieren, noch mehr aber unter den Vögeln und Fischen, und am meisten unter den Insecten anzutreffen ist, daß wir Menschen, mit aller sorgfälti-

fältigen Beobachtung, Mühe haben, eine Art nicht mit der andern zu verwechseln. Wenn also die Thiere nicht von Natur ein klares Bild und Unterscheidungs-Zeichen ihrer Art, und des andern Geschlechts in ihrer Art, hätten, und dieses vor allen andern liebten: so würde eine wilde Vermischung unter den Thieren entstehen, alles nach gerade ausarten, und viele Zwitter und Mißgeburten in die Welt gesetzet werden; welches der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Lebendigen entgegen lieffe. Daher denn auch solcher Verwirrung der Natur noch mehr durch die Unfruchtbarkeit der Zwitter vorgebeuget worden. 58

Diese

58 Ich will zwar nicht schlechterdings läugnen, daß ein Zwitter fruchtbar seyn könne. Wenigstens hat uns der Herr Balthasar Sprenger in seinen Opusculis physico-mathematicis, in der II. Abhandelung, aus eigenen unläugbaren Versuchen, bezeugt, daß er von einer Canarienvögel, und einem Hänflinge Jungen gezogen, die sich schon ins vierte Glied vermehret haben. Allein diese scheinen auch nur verschiedene Landsleute einer Art zu seyn. S. Jo. Leonh. Frischens Vorstellung der Vögel I. Classe, III. Abtheil. und das nimmt mich eben so wenig Wunder, als wenn unter Menschen weisse und schwarze sich paaren, und deren Kinder wiederum fruchtbar sind. Der P. Bouvet schreibt in den Memoires de Trevoux 1705. P. I. p. 121. von den Maul-Eseln, daß sie nur, wie Elephanten, unfruchtbar wären, wenn sie ihre natürliche Freyheit nicht hätten; hergegen in der Tar-

Diese Kenntnis seiner Art ist um so mehr an den Thieren zu bewundern, wo das Weibchen an der Gestalt und Farbe dem Männlein nicht ähnlich ist, wie man insonderheit bey vielen Vögeln, Fischen und Insecten wahrnimmt, wo man die beyden Geschlechter leicht für ganz verschiedene Arten halten mögte. Ein besonder Beyspiel geben uns davon gewisse Papilions, deren Weibchen gar keine Flügel haben, und den Wanzen ganz ähnlich sehen. [59] Ein ander Weib-

Tartarey und in Sina, wo sie frey herum gingen, auch ihr Geschlecht fortpflanzten. Allein es ist wohl gewiß, daß dieses natürliche Thiere sind, welche der Gestalt der Maul-Esel nahe kommen, und daher zu dieser Nachricht Anlaß gegeben haben; wie ich mich erinnere in Hrn. Gmelins Reise-Beschreibung und anderwerts gelesen zu haben. Der berühmte Hr. Hebenstreit, der die innere Beschaffenheit der Maul-Esel genauer zu untersuchen Gelegenheit und Befehl gehabt, hat sie in der Zergliederung zur Zeugung untüchtig befunden. Die Memoires de l'Academie des Sciences T. I. p. 102. sqq. berichten, daß man bey einem Parder-Kater keine Saamen-Gefässe, und was sonst zur Zeugung gehöret, angetroffen. Man hat Ursache zu glauben, daß solche Vermischung zweyer Arten in der vollen Freyheit nicht leicht entstehet. Wenigstens, wenn sie natürlicher Weise fruchtbar wäre, so würden wir längst viel andere Arten der Thiere haben, und die ersten weit seltener oder gar nicht mehr finden. Siehe auch Hrn. Roesels Gedanken davon. Tag-Vögel II. Classe. n. V. § 5.

[59] Roesel Nacht-Vögel II. Classe. n. XXXIX. und XL. § 4. sq. Supplement tab. XIII. XIV. XL. 6.

Weibchen solcher Papilionen sollte man gar kaum für ein Thier, sondern nach seiner Gestalt und Unbeweglichkeit, viel eher für eine Galle des Eichbaums halten. Dennoch gehen die Männchen zu keinem der fliegenden, ihnen selbst weit ähnlichern Papilion-Weibchen auf die Freyte, sondern gatten sich allein mit einem ungestalten Wanzen- oder Gallen-ähnlichen Weiblein.

Ich habe mich auch oft darüber gewundert, wie die Thiere das andere Geschlecht ihrer Art, schon von Ferne, an der bloßen Stimme kennen. Nun liesse sich dieses noch wohl begreifen, wo beyde Geschlechter stets beysammen sind, beyde eine ähnliche Stimme von sich geben; aber unter den Vögeln, Heuschrecken, Grillen u. s. w. lockt mehrentheils nur ein Geschlecht, und lässet den Laut nicht eher von sich hören, als bis es zur Paarung rufen will. Wie kennt denn das junge Nachtigal-Weibchen, in dem Walde, unter dem mancherley Gezwitscher von so vielen Vögeln, seines Bräutigams Stimme von weiten? und warum verführt dieser liebliche Ton nicht hundert andere Vögel verschiedener Art, daß sie alle zu diesem Sänger eilen, und sich um dessen Verbindung bewerben? Bey den Grillen ist es noch sonderbarer, daß sie die Stimme ihres Gatten von weiten kennen, da vorher jedes Geschlecht einsam in einer eigenen Höhle wohnet, und da sie niemals dergleichen Getöse gehöret haben. Wer sagts ihnen denn, daß dieses

ses ein Ruf ihres Gleichen zur Paarung sey, damit sie sich nach dem Orte hinbegeben?

§ 26.

Es ist weiter bey der Paarung der Thiere zu bemerken, theils daß die Zeugungs-Glieder des zwiefachen Geschlechtes einer Art so wohl auf und in einander passen, daß sie nicht anders, als mit Absicht für einander, gemacht seyn können; theils, daß jedes Thier in der Paarung eine Fertigkeit beweiset, die Stellung anzunehmen, und die Bewegung zu verrichten, welche zu der Handlung die bequemste ist.

Von dem ersteren haben wir ausnehmende Beweise an gewissen Thieren, deren Zeugungs-Glieder außerordentlich gestaltet sind. Die weiblichen Krebse haben unstreitig eine gedoppelte Oefnung, wodurch sie den männlichen Saamen empfangen, und hernach die Eyer von sich lassen; und auf diese Oefnungen passet auch ein gedoppelt Glied des männlichen Krebses, welches der unermüdete Natur-Forscher unsers Deutschlandes, Herr Rösel, am zuverläßigsten angezeigt hat. [60] So verhält es sich auch bey den Eideren. Das Thier, Opossum, hat zwar nur ein einfaches Zeugungs-Glied, aber das männliche theilet sich in einen Zwiesel, oder griechisch T. Und, siehe, die Scheide des weiblichen theilet sich gleichfalls im Leibe in zween Gänge

zu

[60] Roesel Supplement p. 316. und 329. sqq.

zu verschiedenen Bähr-Müttern. [61] Manche Schlangen haben gar ein vierfaches männliches Glied; jedoch bestehen sie eigentlich nur aus zween Stämmen, deren jeder sich auf gleiche Weise in einen Zwiesel theilet; darnach sind aber auch der weiblichen Schlangen ihre Geburts-Glieder und Eyer-Stöcke eingerichtet. [62]

Wer sagt es aber den Thieren, wo sie es suchen, und wie sie sich dabey gebehrden sollen, das Ziel zu treffen, und die Handelung zu verrichten? Denn die Zeugungs-Glieder sitzen nicht bey allen an einem Orte, und die Bildung der Körper ist auch sehr verschieden. Bey den vierfüßigen Thieren sitzen die Zeugungs-Glieder unter dem Bauche, zwischen den Hinter-Beinen, beym Schwanze, in der Nachbarschaft der Oefnung des Mast-Darms; aber andere Thiere haben sie auch unter der Brust, wie die Spinnen und Krebse. Bey den Wasser-Libellen haben sie gar eine verschiedene Stelle, in dem Männchen, unter der Brust, in dem Weibchen, unter dem Schwanze.

Wie? wenn wir aber jeder Art von Thieren Raht geben sollten, in welcher Stellung sie sich am bequemsten begatten könnten; würden wir

[61] Von dem Männchen handelt Cowper in des Motte Abridgment von den Philosophical-Transactions. P. III. p. 333. von dem Weibchen Tyson in Lowthorps Abridgment. Vol. II. p. 889.

[62] Seba T. II. tab. CIX. p. 121. Bradley Works of Nature p. 72. editionis in 4.

wir auch im Stande seyn, z. B. dem schweren und ungelenkigen Elephanten den Weg zu seinem Weibe anzuweisen? Noch bisher ist alles, was man davon geschrieben, oder vielmehr gemuhtmasset hat, nicht allein ungewiß, sondern auch sehr unglaublich. Der Elephante weis es, verräht aber dieses Geheimnis der Natur den Menschen nicht, weil er sich in der Gefangenschaft nicht gattet. Von den Camelen könnten uns die Reise-Beschreibungen eher Nachricht gegeben haben; ich weis aber nicht, ob wir eine zuverläßige haben; wenigstens widerspricht sich das sehr, was ich davon gelesen.

Das männliche Stachel-Schwein kann sein Weibchen, wegen der Stacheln, schwerlich ohne Verletzung so besteigen, wie sonst die meisten vierfüßigen Thiere pflegen. Daher mir sehr wahrscheinlich ist, was der Herr Seba schreibt, [63] daß sich das Weib auf den Rücken legt; bey welcher Stellung keins von des andern Stacheln verletzt wird. Eben dieses berichtet er aus des Louis de Capine Itin. Amer. p. 11. von den Crocodilen, [64] welche in der That auch, wegen des langen, steiffen, und dicken Schwanzes, nicht wohl die gemeine Stellung der vierfüßigen Thiere beobachten können. Daß aber das Weiblein hernach nicht von selbst wieder auf

[63] Seba T. I. p. 81. sq. tab. LI. 2. Siehe auch die Memoires de l'Acad. des Sciences. 1727. p. 554.
[64] Seba T. I. tab. CV. 4.

auf die Beine kommen könnte, sondern von dem Männlein wieder herum gewelzet werden müste, das braucht wohl eines mehreren Beweises. Von dem Walfische schreiben viele, daß sich beyde Geschlechter gegen einander, bey der Paarung, in die Höhe richten, und mit den Fittigen umfassen. Allein ich wollte lieber glauben, was Paul Dudley Esq. schreibt, [65] daß sich die Kuh auf den Rücken wirft, und den Schwanz sinken läßt; da denn der Boll hinauf schlipffert, und von der Kuh mit ihren Fittigen umarmet wird. Eine gleiche Stellung hat Leeuwenhoeck, unter den kleinen Insecten, bey den Kefern bemerkt; [66] da sich sonst die Papilions von hintenzu paaren, wie wir bey unsern Seiden-Würmern wissen; manche Papilions auch gar in solcher Verknüpfung mit einander herum fliegen.

Viele Männlein unter den Insecten, als die Fliege, Wasser-Wanze u. s. w. steigen dem Weiblein auf den Rücken. Aber es giebt auch andere, da das Männlein von hinten unter des Weibleins Leib kriecht, wie ich selbst bey den Flöhen wahrgenommen habe. Und diese Stellung erforderte auch die aufgerichtete Biegung des männlichen Zeugungs-Gliedes, und die hängende des weiblichen. Bey den Heuschrecken und Grillen besteigt hingegen das Weib den

[65] Philosoph. Transact. n. 387. p. 256. Abridgment 1720-1732. P. III. p. 69. sqq.
[66] Leeuwenhoek in Arcanis naturæ detectis p. 18.

den Mann, wie Herr Rösel angemerkt. [67] Die Gebehrdung der Wasser-Nymphen ist gar besonders. Das Männlein umfasset mit seiner Halt-Zange am Schwanze des Weibleins Hals von oben zu, und das Weiblein selbst druckt sich diese Hals-Zange mit ihren Vorder-Füssen begierig an. Weil aber das männliche Glied unter der Brust, und das weibliche unter dem Schwanze sitzt, so schienen beyde Glieder nunmehr desto weiter von einander entfernet zu seyn. Aber siehe, das Weiblein krümmet ihren langen Hinterleib ganz unterwerts, bis sie die untere Brust des Männleins erreichet hat; und in solcher ringmäßigen Vereinigung flattern sie eine gute Weile in der Luft herum. [68]

Von der männlichen Spinne habe ich selbst bemerket, daß sie ihr Gewebe gerne auf der Nachbarschaft des Weibchens macht. Da versucht jene dann erst mit vieler Behutsamkeit und Furcht, ob das Weibchen Lust hat. Wenn dieses ist, so nähern sie sich einander, hängen beide an ihren Fäden, drücken Brust an Brust, als woselbst die Zeugungs-Glieder sitzen, und dar-

[67] Von den Flöhen, siehe Leeuwenh. p. 365-373. Roesels Heuschrecken und Grillen. n. I. n. II. § 6. n. III. § 9.

[68] Roesel. Tom. II. Wasser-Insecten II. Classe. n. II. § 16. n. VIII. § 7. Tab. X. fig. 5. Swammerdam T. I. p. 225.

darnach stößt eins das andere von sich, und das Männlein eilt wieder zu seinem Gewebe. [69]

Bey den meisten Thieren wird das männliche Glied ins weibliche geschoben; aber bey vielen Insecten verhält es sich verkehrt, daß das Weibchen ihr Glied in die Scheide des männlichen hinein lassen muß. [70] Die Schnecken haben gar beyderley Geschlechts-Gliedmaßen an der Seite des Halses sitzen, welche sie zur Zeit der Paarung, wie ihre Hörner, gegen einander auslassen, und um einander schlängen, und so zugleich einander schwängern und von einander geschwängert werden. [71] Die Fische paaren sich (wie man gemeiniglich glaubt) gar nicht; jedoch ist ein solcher Unterschied unter Rögen- und Milch-Fischen, als unter weiblichen und männlichen. Ungeachtet nun beyde keine solche Lust, wie andere Thiere, von der Gattung genießen; so folget doch der Milchert dem Rögen-Fische zur Laich-Zeit; und sobald dieser seinen Rögen ausgelassen hat, so streuet der Milchert seine Milch über den Rögen her, und macht ihn dadurch fruchtbar. Eben dasselbe ist von dem Ufer-Aas bemerket worden. Dieses fliegende Insect hatte, vor seiner Verwandelung, im Wasser gelebt; nun hat es nur in der Luft noch einen

[69] Siehe auch von ihrer Gattung Lessers Insecto-Theologie p. 77.

[70] Swammerdam T. I. p. 629 und 719

[71] Davon handelt Swammerdam sehr ausführlich T. I. p. 63. 126. 130. 133. 157

nen Tag, oder eigentlich nur etwa fünf Stunden zu leben. Darin eilt es seine letzte Pflicht zu verrichten: Das Weiblein schwebt über dem Wasser, und läst seine Eyer darauf fallen; es wird aber stets von dem Männlein begleitet, welches auch alsobald fertig ist, seinen Saamen drüber herzuschütten: und nach dieser Verrichtung sterben sie beyde alsobald. [72]

Ist dieses nicht eine wunderwürdige Mannigfaltigkeit von gleich weisen Anstalten, welche alle zu dem einen großen Zwecke dienen, die Geschlechter der Lebendigen fortzupflanzen und zu verewigen? In welcher Schule der Liebe haben doch die Thiere so vielerley künstliche Stellungen und Bewegungen gelernet? oder wie hat ein jedes die ihm bequemste gewehlt, und zur Fertigkeit gebracht? Saget doch nicht: die Natur hat sie es gelehret. Eine Rede, die keinen Verstand hat, wo ihr bey der Natur behängen bleibt! Nehmet ihr auch in eurer Natur Eigenschaften an, woraus man den ersten Ursprung und zureichenden Grund von so mancherley witzigen Erfindung und kunstmäßigen Fertigkeit verständlich begreiffen kann? Oder machet ihr nicht vielmehr die Natur zum unverständigen Abgott, und wollet doch aus verborgener

[72] Von den Fischen will ich, wegen der Menge, keinen Schriftsteller namhaft machen. Von dem Ufer-Aaß aber hat es Swammerdam T. I. p. 235 bemerkt.

gener Eigenschaft seines Unverstandes die Quelle der klügsten Handelungen herleiten? Kann dieses einem vernünftigen und Wahrheit liebenden Gemühte Genüge thun.

§ 27.

Ich würde zu weitläuftig seyn müssen, wenn ich alle mit der Fortpflanzung verknüpfte Triebe berühren wollte: wie künstlich und behutsam die Vögel den zukünftigen Eyern und Jungen Nester bauen: wie vorsichtig die Insecten ihre Eyer, bald in einem Klumpen, wenn die Jungen gesellig sind, bald, wiedrigen Falls, zerstreuet, da ankleben, und hinein schieben, oder fallen lassen, wo die junge Brut ihr natürliches Element und Nahrung findet, wenn die Mütter gleich selbst dieses Element und diese Nahrung nicht mehr, sondern ganz andere zu ihrem itzigen Leben gebrauchen, und sich auch hernach um ihre Eyer nicht weiter bekümmern: wie die Fische, um zu laichen, die süssen und seichten Wasser hinan schwimmen, und ihren Rögen am Ufer beym Schilfe absetzen: wie einige Wasser-Thiere oder Vögel ihre Eyer bloß in den Sand verscharren, daß sie von der Sonnen-Wärme ausgebrütet werden, andere dieselben in Nestern selbst embsig wärmen und ausbrüten, und darnach ihre Jungen mit liebreicher Pflege aus ihrem Kropfe füttern, oder ihnen zarte Speise zuschleppen: wie vierfüßige Thiere ihren geworfenen Jungen die Nabel-Schnur abnagen, sie belecken,

belecken, ihnen die Milch reichen: wie Vögel und vierfüßige Thiere, auch ein Theil der Wasser-Einwohner, ihre Jungen locken, warnen, vertheidigen, endlich aber entwehnen und von sich stoßen: wie bey den Bienen, Wespen, Ameisen, weder Väter noch Mütter, sondern die Unfruchtbaren sich mit der Nährung und Wartung der Jungen aufs embsigste beschäftigen: viele andere Triebe, Fertigkeiten, Künste und Verrichtungen der Thiere zu geschweigen, welche zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung, Schutz, Lust und Glückseligkeit dienen.

Man müste sehr boshaft seyn, wenn man nicht bekennen wollte, daß diese Handelungen zu einer weisen Absicht aufs klügste eingerichtet sind: und daß dieselbe ihren ersten Grund in einem sehr vollkommenen Verstande und Willen haben müssen. Wir würden aber die Thiere und ihre Natur gar nicht kennen, wenn wir ihnen ein Vermögen zu solcher Einsicht und Erfindung zuschreiben wollten; da ganz offenbar ist, daß sie ohne alle eigene Erfahrung und Nachsinnen, ohne alle Exempel und Unterweisung, ohne allgemeine Wissenschaft und besondere Uebung, sogleich mit der Geburt, und durch eingepflanzte Fertigkeit, Meisterstücke der Kunst ablegen, und ihre Handelungen nicht nach eigener Phantasie, sondern alle auf einerley Weise, und nach einerley Vorschrift, wie ihre Voreltern, verrichten. Wie, wenn wir einen ein-

fältigen Jungen sehen, der durch bloßes Drehen der Walze im Kasten eine angenehme tackt- und tonmäßige Melodie hervor bringt; suchen wir den ersten Grund davon in dessen Fähigkeit? oder bleiben wir bey der Materie und Natur seines Kastens bestehen? oder fallen wir endlich auf ein blindes Ohngefehr oder blinde Nohtwendigkeit, vermöge welcher das so übereinstimme und nicht anders seyn könne? Das hiesse ja wohl, auf alle Weise, nichts sagen; oder vielmehr unverständig sprechen. Ein jeder vernünftiger Mensch, wird es einem ton- und bewegungskünstigen Werkmeister zuschreiben, der die Handelung einem Unerfahrenen so leichte gemacht, daß er im blinden musiciren kann. Dieses ist ein wahres, obwohl schwaches, Bild der thierischen Triebe und Fertigkeiten; in welchen sich so viel Verstand, Einsicht, Kunst, Weisheit, Absicht offenbaren, die alles Vermögen der lebendigen und leblosen Natur übersteigen, und die niemanden als dem einen unendlich weisen Werkmeister der ganzen Natur zugeschrieben werden können.

Die

Die sechste Abhandelung.

Von dem Menschen, an sich, insonderheit nach der Seelen, betrachtet.

§ 1.

Es wird also nunmehro Zeit seyn, daß wir Menschen auch an uns selbst denken, und unsere Natur nach ihrer wahren Bestimmung kennen lernen. Wir pflegen uns, zum Theil, in dem Mittelpuncte der Welt zu stellen, und alle Absichten der ganzen Schöpfung auf uns alleine zu ziehen. Diese vornehme Einbildung schränket die Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke viel zu enge ein. Sie verursachet, daß wir die Welt und Natur aus einem verkehrten Gesichtspuncte betrachten, und sodann vielerley Unordnung, die doch nicht ist, darin zu sehen vermeynen. Uns selbst aber machen wir nur unglücklich und mißvergnügt dadurch, in soferne wir über und wieder unsere Bestimmung hinaus wollen, und des eigentlichen Zweckes verfehlen. Die Welt ist um der Lebendigen willen, und darunter sind wir auch; die ganze Natur arbeitet mit zu unserer Erhaltung. Aber die Welt ist nicht für uns alleine, sie ist für alle mögliche Lebendigen aller Arten und Stuffen. Ein jedes hat, nach seiner Art des Lebens, die übereinstimmende Einrichtung leiblicher Gliedmassen und Seelenkräfte empfangen,

dadurch es zu einer gewissen ihm gemässen Glückseligkeit geführet wird. Was ist denn unser beschieden Theil? auf welcher Stuffe der Natur-Leiter stehen wir? worauf haben wir unser Bemühen zu richten? wie weit dürfen wir unser Verlangen erstrecken?

So leicht wir uns mit unsern Gedanken zu hoch versteigen können, so mögten wir uns doch auch vielleicht zu weit herunter setzen, wenn wir uns nicht nach unserer eigenen wesentlichen Beschaffenheit kennen, und unserer Natur nachgehen. Wir sind auf dem Erdboden mit lauter Thieren umgeben: wollen wir uns gänzlich in deren Classe stellen, und ihre Handelungen blindlings nachahmen? Sie haben ihre natürlichen Triebe und angebohrne Fertigkeiten; wir nicht. So würden wir ja wieder unsere Natur handeln, wenn wir ihre Triebe zu einer Regel unsrer Lebensart machten. Dazu hat ein jedes Thier seine besondere Triebe, und so zu reden sein eigenes Natur-Gesetze: welchem von allen wollten wir folgen? So wenig uns ihre Speise schmecken und bekommen würde, eben so wenig würden wir überhaupt unserem natürlichen Bemühen, durch eine fremde Lebensart, Genügen thun.

Es ist wahr, wir haben vieles mit den Thieren gemein, und ich werde die Vergleichung zwischen uns und ihnen nicht vergessen. Aber wir sind auch in sehr wichtigen Dingen weit von ihnen unterschieden; und es wäre sehr verkehrt, wenn

wir

wir unser Selbsterkenntnis von der Aehnlichkeit mit den Thieren anfingen. Wir dürfen uns nicht ausser uns suchen, und sodann zu willkührlichen Hypothesen schreiten, um zu wissen, was wir sind, wozu wir Vermögen haben, und worin unsere Natur, Lebensart und Glückseligkeit bestehe. Die innere klare Empfindung, und das Bewustseyn dessen was in uns vorgehet, giebt uns das sicherste und untrieglichste Licht, worinn wir uns selbst beschauen können.

§ 2.

Ein jeder unterscheidet sein Ich, von fremden Dingen ausser sich, durch ein Gefühl in einem gewissen Körper. So weit diese Empfindung zu jeder Zeit gehet, so weit rechnet er das wirkliche zu sich selbst und seinem einzelen Wesen. Das aber, worin er nichts fühlet, nicht Schmerz noch Lust hat, ist von seinem Ich unterschieden, und ausser ihm. Ich nehme Gefühl im allgemeinen Verstande, für alle Empfindung und Sinne; da es folglich auch das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, nebst dem besonders so genannten Gefühl, unter sich begreifet. Und ich betrachte alle solche Empfindung, als ein Bewustseyn unsers einzelen Wesens in einem gegenwärtigen Zustande. Denn wenn wir uns dessen nicht bewust sind, was in uns vorgegangen; so sagen wir auch, daß wir es nicht gefühlt, gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt haben. Weil wir uns demnach, durch die Empfindung, welche man auch überhaupt das

Ge-

Gefühl nennet, in vielen Theilen eines gewissen Körpers auf mancherley Weise bewust sind, so erkennen wir so ferne, den ganzen Körper, bis an die äusserste Haut, gegenwärtig, für unser Ich, für uns selbst.

Unterdessen ist doch in den Theilen unsers Körpers ein Unterschied, daß einige derselben nicht für sich selbst, sondern nur, wegen der Verbindung mit andern, empfindlich sind; und daher auch nur deswegen für Theile von uns selbst angesehen werden, weil sie mit andern empfindlichen Theilen in einer genauen Verknüpfung stehen. Die Nerven sind alleine das eigentlich empfindliche in unserm Körper; aber Haare, Nägel, Knochen, Knorbel, und alle Säfte, sind uns an sich unempfindlich, und werden also nur dadurch für unser erkannt, daß sie mit den Nerven zusammen hängen, und darin eine Veränderung nach sich ziehen, deren wir uns bewust sind. Sonst können wir ein gut Theil Blut aus unsern Adern weglauffen lassen, ohne daß wir es fühlen und merken; Haare und Nägel beschneiden, ohne daß es uns schmerzet. Die Zähne thun uns an sich nicht wehe, sondern die Nerven, worin sie befasset sind; und wenn auch von den übrigen Knochen nur ein mal die Nerven-Haut getrennet ist, so lassen sie sich, ohne Schmerz des Menschen, als fremde Theile, durchsägen. Es folgt also daraus, daß uns nicht alle Theile unsers Körpers gleich nahe angehen, und daß das Gewebe der Nerven das

haupt-

hauptsächlichste sey, worin der Mensch, wann er körperlich betrachtet wird, bestehet.

Wir wissen aber, daß unser jetziges körperliches Ich, vor Zeiten nicht aus eben so vielen und eben denselben Theilen bestanden, und bald hernach auch nicht mehr bestehen wird. Es war ein sehr kleiner Körper, den wir im Mutter-Leibe hatten, er war schon viel größer, wie wir ans Licht kamen, und seit dem ist er noch funfzehn bis zwanzig mal schwerer geworden: folglich sind fremdes Blut, Fleisch, Fisch, Milch, Käse, Brod, Kräuter, Früchte, Wurzeln, Wasser, Bier, Wein, die vorhin nicht zu unserm Ich gehörten, und die wir ohne Empfindung schneiden, käuen, kochen, braten konnten, zu unserm Ich getreten, und Theile von uns selbst geworden, darin wir nunmehro empfinden und uns bewust sind, und die wir, als uns selbst, lieben, schützen, nähren, pflegen.

Hergegen beweiset auch die Nohtdurft täglicher Nahrung, daß ein beständiger Abgang in unsern Theilen seyn muß, der eine solche Ersetzung erfordert. Demnach verdunsten, reissen und reiben sich beständig, unvermerkt, Theile von unserm Ich los, denen unser Gefühl nicht mit folget, und die wir hernach für fremde halten. Des Sanctorius Erfahrung, die er an sich selbst zwanzig Jahre herdurch mit genauem Abwegen seines Körpers gemacht, beweiset unwiedertreiblich, daß in zehn Jahren wenig mehr

von

von unserm vorigen Körper übrig bleibe. [1] Ja, wenn unser Körper durch Krankheit abnimmt, wenn durch Unglück, oder durch eines Wund-Arztes Hand, Finger, Hand, Arme, Beine, von uns sollten abgetrennet werden, so würden diese Theile, dadurch, daß die Empfindung darin aufhöret, dermaaßen ausser uns gesetzt, daß wir sie selbst ohne Schmerz zerschneiden, sieden, brennen könnten, ohne daß es uns weiter anginge.

Es ist also keine gewisse einzele Materie, welche unser besonderes Ich ausmachet; sondern alle

[1] Den beständigen Ab- und Zufluß, oder Wechsel unser körperlichen Theile, weis ich nicht genauer und überzeuglicher zu bestimmen, als nach des berühmten Medici und Mathematici Johannis Bernulli Berechnung in seiner Disp. Medico-Physica de Nutritione. Opp. T. I. p. 275. sqq. § XVI - XX. Sie lautet so: Aus des Sanctorius zwanzigjährigen Beobachtungen erhellet, daß ein gesunder Mensch täglich von 8 Pfund Nahrung den funfzigsten Theil, das ist, $5\frac{1}{7}$ Loht in seine Substanz verwandele, dagegen alles übrige durch die Ausdünstung und den Auswurf wieder weggehet. Wenn nun, statt dieses Anwachses, täglich auch $5\frac{1}{7}$ Loht von der alten Materie des Körpers abgingen: so würde ein Mensch, von 150 Pfund schwer, in 2 Jahren, und $207\frac{1}{2}$ Tagen, einen ganz neuen Körper haben.

Allein so verhält sich die Sache nicht. Denn was täglich abgehet, geht nicht allein von der alten Materie unsers Leibes, sondern auch von der neuen ab. Man stelle sich ein Gefäß mit 150 Pfund

alle und jede ist uns gleichgültig. Sie tritt in die Gemeinschaft mit uns, so bald sie mit in die Verknüpfung unserer Empfindung und Bewustseyns getreten ist. Was vorher ein Theil eines Krauts, einer Wurzel, Frucht, eines Fisches oder Fleisches war, das wird hernach ein Theil von uns selbst. Hergegen bleibt auch nichts unser, als so lange wir gegenwärtige Empfindung darin haben. So bald es ausser den Schranken unsers Gefühls ist, und wir uns darin nicht mehr bewust sind, so bald hört es auf ein Theil von uns selbst zu seyn; wir wissen

Pfund Wasser vor, davon den ersten Tag $5\frac{1}{5}$ Loht Wasser abgezapft, aber statt dessen auch $5\frac{1}{5}$ Loht Wein wieder zugegossen wird. Da wird denn, was in den zweyten, dritten, vierdten, und folgenden Tagen in gleichem Gewichte abgenommen wird, nicht mehr reines Wasser, sondern immer mehr und mehr mit Wein vermischt seyn. Nach einem Jahre aber wird von 150 Pfund, das ist 4800 Loht Wasser, wie die logarithmische Berechnung weiset, nur $3251\frac{1}{2}$ Loht Wasser übrig seyn, das übrige was an 4800 Loht mangelt, nemlich $1548\frac{1}{2}$ Loht muß Wein seyn.

Man setze denn statt des Wassers die alte Materie unsers Körpers, und statt des Weins, die neue Materie desselben: so wird nach einem Jahre von den 150 Pfunden oder 4800 Lohten eines menschlichen Körpers die alte Materie auf $3251\frac{1}{2}$ Loht, oder 101 Pfund $19\frac{1}{2}$ Loht, verschmolzen seyn; das übrige, nemlich $1548\frac{1}{2}$ Loht, oder 48 Pfund $12\frac{1}{2}$ Loht, das ist fast $\frac{1}{3}$ Theil, wird eine neue Substanz seyn. Demnach wird über zwey Jahr,

wissen und bekümmern uns nicht wo es hin kommt, und was demselben auch begegnet, das ist uns so gleichgültig, als ob es nimmer unser gewesen wäre.

Wir kennen daher auch keins von unsern eigenen körperlichen Theilen an sich durch irgend ein Merkmaal, dadurch einzele Dinge von andern zu unterscheiden sind; bloß, so lange wir darin empfinden, so wissen wir daran, daß es Theile von uns sind; folglich ist allein unsere Empfindung, oder Bewustseyn, ein gegenwärtiges Merkmaal der einzelen Theile des Körpers, der

Jahr, ein wenig mehr als $\frac{2}{3}$ Theile von den $\frac{2}{3}$ Theilen, etwa $\frac{4}{9}$, nachbleiben. Weil nun $\frac{1}{2}$ etwas mehr ist als $\frac{4}{9}$, so kann man lieber sagen, daß die alte Materie unsers Leibes in zwey Jahren bey nahe halb verflogen, die andere Hälfte neu sey. Im dritten Jahre, wird von der Hälfte, wenn ich wieder $\frac{1}{3}$ Theil der Hälfte, das ist $\frac{1}{6}$ davon abrechne, nur $\frac{2}{3}$ oder $\frac{4}{6}$ Theil des Ganzen mehr nach seyn, und nach zehn Jahren kaum der funfzigste Theil des alten Körpers.

Will man den Abgang auf die verschiedene Materie unsers Körpers auch verschieden berechnet haben: so nehme man an, flüßige Theile 20 Pfund, weiche 70 Pfund, Knochen 60 Pfund. Laß denn das flüßige zwey mal so geschwinde verfliegen als das weiche, und das weiche zehn mal so geschwinde als die Knochen: so kann man die Materie 20, 70, 60, oder 2, 7, 6, mit der Geschwindigkeit 20, 10, 1, verbinden, daraus das Verhältnis 40, 70, 6, oder 20, 35, 3, entstehet.

der unser Ich ausmacht. Aber, wenn die Theile erst verdunstet, abgerieben, und von uns getrennet sind, so wissen wir dieselbe, für sich, nicht mehr von denen, die uns nimmer angehöret haben, zu unterscheiden. Ein Mensch könnte sein Bein verlieren, und, weil er es nimmer genau betrachtet, so würde er hernach unter mehr abgenommenen Beinen, eben so wenig wissen, welches das seine war, als er seinen Stiefel unter vielen andern heraus kennen mögte. Ja, wenn wir unsern ganzen itzigen Körper durchgehen, so wissen wir von keinem einzigen Stäubchen zu sagen,

het. Wenn also von unser flüßigen Materie 20 Loht abgehen, so würde die weiche 35 Loht, und die Knochen 3 Loht verlieren. Also wären die in einem Jahre abgehende 1548$\frac{2}{7}$ Loht nach folgendem Verhältniß zu vertheilen, 534$\frac{2}{7}$ Loht flüßige Materie, 934$\frac{1}{2}\frac{3}{5}$ Loht weiche, 80$\frac{1}{14}\frac{6}{5}$ Loht Knochen.

Setzet nun das Gegentheil, daß statt des täglichen Anwachses nichts abgehet, so wird der tägliche Zuwachs von 5$\frac{3}{7}$ Loht bey einem Manne von 80 Jahren, einen Körper von 3650 Pfund bringen, und folglich die vorige Massa von 150 Pfund auf 24$\frac{1}{7}$ mal vermehret seyn müssen: welches höchst ungereimt ist.

Sollte des Sanctorius angegebenes Verhältnis der Ab- und Zunahme unsers Körpers, wie man heutiges Tages meynet, nicht ganz genau seyn, wenigstens sich nicht für alle Länder und Alter gleich schicken: so hindert das doch der Hauptsache nicht.

sagen, ob es noch dasselbe sey, das wir mit auf die Welt gebracht haben, oder woher, wenn und wie lange solches, durch die Nahrung, zu uns gekommen sey.

Auch ist es keine gewisse Menge und Vielheit der Materie, oder Anzahl der Gliedmaßen, die nohtwendig zu unserm Ich gehöret. Der Körper kann klein, mager, schmächtig, zwergmäßig und liliputtisch seyn; er kann wachsen, groß, stark, schwer und brobdinjakisch werden: die Empfindung, die Lust, der Schmerz, kurz das Bewustseyn ist im kleinen Körper eben dasselbe, wie im großen; in jenem nicht geringer, in diesem nichts vermehret oder verdoppelt; der eine ist sowohl ein einzeler ganzer Mensch, als der andere. Und wenn wir auch einen verstümmelten Körper bekämen, daß uns Arme und Beine abgelöset würden: so würden uns zwar nützliche Werkzeuge gebrechen, aber unser Ich würde dadurch nicht verstümmelt, getheilet, oder vervielfältiget; unser Bewustseyn bliebe darum einzeln, ganz und ungeschmälert. Ja, wäre es möglich, daß der Mensch ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, ohne Zunge schmecken, ohne Nase riechen, ohne Hand und übrige Gliedmaßen fühlen, und sich seyn selbst folglich auf solche Art bewust seyn könnte: so würde er diese körperliche Theile für unnütze und überflüßig halten, wenigstens zu seinem Ich nicht als wesentlich, sondern bloß als Zierahten rechnen.

Wenn

Wenn wir uns demnach nicht darum für uns selbst halten, oder uns als einzele Menschen kennen, und von andern Dingen unterscheiden, weil wir einen gewissen Körper, in gewisser Grösse, mit gewissen Gliedmaßen haben; sondern weil wir uns unser selbst und anderer Dinge ausser uns bewust sind, es sey auch in welchem Körper und von welcher Größe es wolle: so ist offenbar, daß eigentlich nicht der Körper, sondern das Wesen, so sich im Körper bewust ist, den Menschen, und unser einzeles Ich, ausmache.

§ 3.

Dieses erhellet noch deutlicher, wenn wir uns in unserer Daure betrachten; da ein jeder Mensch, in dem Verlauf vieler Jahre, sich für einen und eben denselben Menschen hält. Gewiß nicht nach seinen körperlichen Theilen. Denn die kennet er nicht an sich selbst, aus inneren dauerhaften Merkmaalen, als die seinen; sondern nur allezeit gegenwärtig, so lange er darin Empfindung hat. Er kann von keinem einzigen Stäubchen seines ganzen Körpers sagen, ob es noch eben dasselbe sey, was vor Zeiten ein Theil von ihm selbst war, oder ob es neu sey. Sein ganzer itziger Körper mag neu seyn, und sich schon vielmal, als ein Kleid, verändert haben, und in stetem Ab- und Zufluß bleiben; er mag noch wenig oder viel, oder alles von den alten Theilen an sich haben: die Empfindung gibt ihm nicht das geringste Merkmaal, weder vom Gan-

zen, noch von den Theilen, ob es eins und eben dasselbe geblieben sey, oder nicht. Er kann nur itzo sagen, das bin ich, das ist meine Hand, mein Fuß, mein Kopf, weil ich itzo darin Gefühl habe; aber ob alles, oder weniges, oder nichts von seinem Körper noch das alte sey, das entdeckt ihm sein Gefühl nicht.

Niemand kennet und hält sich also in seiner Daure, für einen und denselben Menschen, der er vorhin war, nach seinem Körper, sondern wegen des Wesens das sich in ihm bewust ist: weil er, der itzo dieses fühlet, siehet, höret, denket, begreift, erfindet, will und wünscht, sich zugleich bewust ist, eben derjenige zu seyn, der gestern, der vor Monaten, vor zehn, zwanzig, vierzig, sechzig Jahren, das und das, nach einander, gesehen, erfahren, versucht, ersonnen, überlegt, beschlossen, verlangt hat. Und daraus ist auch offenbar, daß dasjenige Wesen in uns, welches sich bewust ist, bey aller übrigen Ebbe und Fluht des Körpers, oder bey allen abwechselnden Begebenheiten, fortdaure.

Wenn man sich auch nur deutlich vorstellet was das Bewustseyn heisse und in sich halte, so kann man leicht erkennen, daß das Bewustseyn nicht Statt finde, als in einem fortdaurenden einzelen Wesen, welches unter mancherley Veränderungen eins und dasselbe bleibt. Denn wir sind uns nicht eher eines Dinges bewust, als wenn die Vorstellung so klar ist, daß wir das Ding kennen und von andern unterscheiden. So

bin

bin ich mir bewust, daß das Papier weiß, die Dinte schwarz sey; daß es donnert und blitzet, daß dort Kühe weiden, dort ein Hund bellet. Wir kennen und unterscheiden aber ein Ding nicht eher, als wenn wir es zu seiner eigenen Art oder Gattung hinrechnen, das ist, zu den ähnlichen Dingen, derer wir uns vormals in unserm Leben bewust gewesen sind, und die wir mit einem gemeinen Namen zu bezeichnen und zu unterscheiden gelernet haben. Ich könnte nemlich die weiße und schwarze Farbe, den Blitz und Donner, die Kühe, das Hunde-Bellen, nicht als solche erkennen, und von andern unterscheiden, wenn ich mich nicht besönne, dergleichen Farben, Licht, Schall oder Thiere öfters in meinem Leben gesehen und gehört zu haben, welche den gegenwärtigen ähnlich waren; und wenn ich mich nicht des Namens erinnerte, womit ich ein jedes seiner Art anzudeuten gelernet habe. Hierin steckt die Ursache, daß wir uns nicht alsofort bewust seyn können, so bald wir auf die Welt kommen.

Es ist also kein einziges gegenwärtiges Bewustseyn möglich, als in einem Wesen, das schon unter verschiedenen Veränderungen und Zustande fortgedauret hat, und auch weis, daß es eben dasselbe sey, welches vorhin mehrmals in einem ähnlichen Zustande gewesen. Es ist nur der Unterschied dabey, daß wir uns unsers vorigen Zustandes zuweilen nur undeutlich, zuweilen aber auch deutlich, mit Zeit, Ort,

Begebenheit und allen Umständen bewust sind, wenn wir ein gegenwärtiges Ding kennen und von andern unterscheiden. Die gegebenen Exempel erfordern nur eine undeutliche Erinnerung unserer vorigen vielfachen Erfahrung, um sich ihrer bewust zu seyn; wiewohl wir sie mehrentheils, wenn es nöhtig wäre, in eine deutliche verwandeln können, als, daß die itzige Farbe, die wir weiß nennen, eben dieselbe sey, welche wir am Schnee, am Schwaan, am Leinewand, oder am Kalk gesehen haben. Aber wann uns etwas seltenes vorkäme, davon wir nur ein und ander mal eine ähnliche Erfahrung gehabt, z. B. ein Nase-Horn-Thier, ein Schlangen-Cereus, eine After-Sonne, ein Comet, u. d. gl. so wird man sich auch deutlich bewust seyn, daß es eben der Art Dinge sind, die man zu gewisser Zeit, an gewissem Orte, mit gewissen Umständen gesehen hat.

Setzet hingegen, daß ein einzeln Ding nicht fortdauret, oder in verschiedenen Zeiten und Umständen eins und dasselbe bleibt, sondern daß nach und nach andere einzele ähnliche Dinge in desselben Stelle treten: so gehet die Begebenheit der vorhergehenden das itzige nichts an. Wenn diesem also was begegnet, das nicht ihm selbst vormals, sondern nur andern vor ihm begegnet ist: so kann es sich aus seiner eigenen Erfahrung keiner ähnlichen Fälle besinnen, also auch das vorkommende nicht kennen noch von andern unterscheiden; folglich weis es auch nicht was es

siehet,

siehet, oder es ist sich dessen nicht bewust. Wenn also dasjenige Wesen, so itzt in uns mit einem Bewustseyn empfindet, denket, will, nicht eins und dasselbe Theil von uns wäre, was vor Zeiten ähnliche Dinge empfunden, gedacht und gewollt hat, sondern die ähnlichen Empfindungen, Gedanken und Begierden wären in ganz andern einzelen Theilen entstanden: so könnte das itzige sich auch keines Dinges bewust seyn. Ja, wenn wir auch ein und dasselbe Theil in uns unter verschiedenen ähnlichen Begebenheiten fortdaurend setzten; wir stünden ihm auch jedes mal eine Vorstellung des gegenwärtigen Zustandes zu; aber wir wollten alle die vorigen ähnlichen Begebenheiten wieder aus der Vorstellung dieses Theiles auslöschen, d. i., wir wollten ihm die Erinnerung seiner vorigen Begebenheiten absprechen: so würde einem solchen Theile von uns jede Vorstellung der Sinne, allemal, als einem Kinde das erst auf die Welt kommt, gleich neu und fremde seyn; es würde die gegenwärtigen mit den vorigen ähnlichen nicht vergleichen können, und also nimmer weder die äusseren Dinge, noch sich selbst kennen lernen, sich also sein selbst und seines itzigen Zustandes so wenig als der Dinge außer sich bewust seyn.

Es ist uns aber keine Wahrheit auf der Welt klärer, offenbarer und gewisser, als daß wir uns unser selbst und anderer Dinge außer uns bewust sind. Kein Zweifler ist noch so weit gekommen, daß er sein eigen Bewustseyn, seine

Empfindung, sein Gefühl verläugnet hätte. Es müste auch alle übrige Wahrheit und Gewißheit wegfallen, wenn wir diese aufhöben; weil wir von nichts, weder Begrif noch Ueberzeugung zu haben fähig sind, als indem wir uns unserer Vorstellungen und deren Uebereinstimmung bewust sind. Da nun niemand sich gegenwärtig bewust seyn kann, ohne sich seines Seyns in mancherley vergangenen Umständen, deutlich oder undeutlich, zu erinnern; so ist gleich klar und offenbar, daß dasjenige Wesen in uns, welches sich bewust ist, unter verschiedenen Veränderungen fortgedauret habe, und eben dasselbe sey, welches vor Zeiten in uns empfunden, gedacht und gewollt hat. Es mag übrigens mit unserm Körper beschaffen seyn, wie es will; ob er ganz, zum Theil, oder gar nicht mehr derselbe ist, der er anfangs war; das rühret unsere Daure nicht, das macht uns nicht zu andern Menschen. Wenn gleich alles bey uns in stetem Fluß und Wechsel schwebt, so bleibt doch unter allen Veränderungen und Begebenheiten ein Wesen, daß sich selbst durch sein itziges Bewustseyn überzeugt, es sey eben dasselbe, so in vorigen Zeiten, unter anderen Umständen gewesen; und darnach rechnet sich ein jeder, in seinem ganzen Leben, für einen und denselben Menschen.

§ 4.

Wir eignen uns eine Seele zu, so ferne wir empfinden, denken, wollen, oder, mit einem Worte,

Worte, uns bewust sind. Weil nun unser einzeles besonderes Wesen, oder unser Ich, hauptsächlich auf den Theil ankommt, der sich in uns bewust ist, so macht die Seele auch vornemlich den Menschen aus. Und da der Theil in uns, welcher sich bewust ist, ungeachtet aller übrigen Veränderungen fortdauret, und derselbe bleibt, so dauret auch eine und dieselbe Seele, bey allem übrigen Wechsel des Körpers, unser ganzes Leben hindurch fort; und ein jeder achtet sich wegen seiner fortdaurenden Seele, so lange er lebt, für einen und denselben Menschen.

Wenn ein Ding unter verschiedenen Veränderungen fortdauret, und ungeachtet derselben eins und dasselbe bleibt, so nennen wir es eine Substanz, oder für sich bestehend Ding. Dagegen, wenn ein Ding, bey geschehener Veränderung, aufhört zu seyn, so nennen wir es eine Beschaffenheit des Dinges. (modum, oder accidens.) Ein Wachs z. B. mag hart oder weich, kalt oder warm, stehend oder fliessend seyn, mag diese oder jene Figur oder Farbe haben, ruhen oder bewegt werden; so ist und bleibt es, unter allen diesen Veränderungen, eins und dasselbe Wachs. Das Wachs ist folglich eine Substanz. Hergegen, Härte, Kälte, Figur, Farbe, Ruhe, sind nur Beschaffenheiten dieser Substanz, weil sie durch eine jede Veränderung aufhören zu seyn. Die Härte hört auf, so bald das Wachs weich wird; die kugelför-

mige Figur verliert sich, wenn eine andere in ihre Stelle tritt; und wenn eine Bewegung entstehet, so ist es unmöglich, daß die Ruhe noch fortdauren sollte.

Hätten die Menschen gleich deutliche Begriffe, und gleich bestimmte Wörter, oder hätten sie nur ihr inneres Gefühl gefragt: so würden sie wegen ihrer Seele nicht haben streitig seyn können, ob sie zu den Substanzen zu rechnen, oder nur als eine gewisse Beschaffenheit des menschlichen Körpers anzusehen sey. Denn niemand kann sein Bewustseyn verläugnen, aber sich auch nimmer bewust seyn, ohne seiner vorigen Daure eingedenk zu werden, und sich also als einen und denselben unter verschiedenen Umständen zu betrachten. Er kann sich aber nicht dem Körper nach für einen und denselben halten: denn er kennet kein einzig Stäubchen seines ganzen Körpers, ob es geblieben, oder verwechselt sey. Allein die Seele, das Wesen in uns so sich bewust ist, kennet sich innerlich, als eins und dasselbe in verschiedener Beschaffenheit und Zustande, und hat durch solch Bewustseyn einen Begrif, und Ueberführung von seinem Daseyn, seiner Daure und von der Zeit derselben. Wird nun das, welches unter verschiedenen Veränderungen fortdauret, und nicht aufhöret eins und dasselbe zu seyn, eine Substanz genannt; so ist ja auch so offenbar als was seyn kann, daß unsere Seele, die durch ihr eigen Bewustseyn überführt ist, daß sie noch eben diejenige

nige ist, welche vormals mancherley erfahren, gedacht und gewollt hat, für eine Substanz gehalten werden müße, und unter die bloße Beschaffenheiten eines anderen Dinges nicht könne gerechnet werden.

§ 5.

Ich muß mich wundern, daß Weltweise diesen so leichten und sicheren Weg zum Selbst-Erkenntniß nicht gegangen sind, und daher auch zum Theil nicht gewust haben, was sie aus sich selbst, oder aus ihrer Seele, machen sollten. Sie haben sich außer sich selbst gesucht, und da sie den Körper doch nicht für ihre Seele halten konnten, so sind sie auf den irrigen Wahn gerahten, der noch bis in die neuere Zeiten fortgepflanzet ist, daß die Seele nichts als eine gewisse Beschaffenheit des organischen Körpers seyn könne. Sie drucken sich dabey auf mancherley Art, jedoch alle sehr dunkel, unbestimmt und zweydeutig aus. Die Seele soll in einer übereinstimmenden Bildung der leiblichen Theile, in einer gewissen Temperatur des Körpers, in einer Harmonie, oder harmenischen Bewegung, in einer Lebens-Kraft u. s. w. bestehen.

Allein, sie mögen für eine Beschaffenheit des Körpers annehmen, welche sie wollen, so werden sie sich nicht darin als ein Wesen erkennen, das sich bey seinen Veränderungen bewust ist eins und dasselbe zu seyn. Soll es eine ruhende, bleibende Beschaffenheit, eine übereinstimmende

mende Bildung, Proportion, und gewisse Zusammenfügung seyn: so kann ja dieses mit den Veränderungen in unserer Seele, mit den Empfindungen, Gedanken, Neigungen und Begierden, deren wir uns innerlich bewust sind, nicht bestehen. Wenn aber Veränderungen in der Bildung und Zusammenfügung entstehen sollen, so höret ja die vorige Beschaffenheit der Bildung und Zusammenfügung gänzlich auf, und dauret unter der folgenden nicht fort; so wie eine Bildung von einer Würffel nicht mehr die Eigenschaften einer Kugel behalten kann. Wie kann denn die veränderliche Bildung und Zusammenfügung etwas fortdaurendes seyn, und sich als ein solches bewust seyn? Die itzige war ja noch nicht bey der vorigen, und die vorige ist nicht mehr bey der itzigen. Wollte man setzen, daß sogar andere körperliche Theile in dieselbe Bildung und Verknüpfung träten, als wie in einem Strahl des Wassers und Lichtes geschicht: so hätten doch die itzigen körperlichen Theile, die in der vorigen Stelle getreten sind, ihr fortdaurendes einzeles Wesen mit den andern nicht gemein; sondern, wenn das die Seele ausmachen sollte, so wäre das itzige höchstens eine Seele, die der vorigen ähnlich, und so zu reden in dieselbe Form gegossen wäre; es wären doch verschiedene einzele Seelen, davon die folgenden nicht wüsten, was den vorigen begegnet wäre.

Will man den andern Begrif von einer wirksamen Beschaffenheit, als von einer Bewegung, für unsere Seele annehmen: so ist wieder offenbar, daß eine jede Bewegung, es sey Handelung oder Leidenschaft, durch eine Veränderung aufhöret das zu seyn was sie war. Der veränderte Ton ist nicht mehr der vorige; und wenn wir den Ton sowohl, als Geruch, Geschmack, Gesicht, Gefühl, für eine innere Veränderung in unsern körperlichen Theilen, insonderheit des Gehirns, nehmen wollen: so ist doch gewiß, daß unter viel tausend Arten von Ton und Schall, Geruch, Geschmack, Gefühl, Gesicht, ein jedes sich in unsern Werkzeugen der Sinne auf seine eigene besondere und verschiedene Weise ausdrucke. Und wenn eine Veränderung in dieser Bewegung entstehen soll, so kann man ohne Wiederspruch nicht setzen, daß die neue Bewegung mit der vorigen eins und eben dieselbe sey, oder daß die vorige in der itzigen fortdaure, noch daß sie alle mit einander eins sind. Die Süßigkeit dauret nicht fort, wenn eine Bitterkeit in die Stelle tritt: auch ein aus beyden vermischter Geschmack ist nicht mehr der reine. Vielweniger ist eine folgende Musik annoch ein Geschmack, oder ein folgender Geruch die Musik, dann eine folgende Aussicht aus dem Fenster, eine Uebereinstimmung der Töne; eine darauf folgende Kälte vom hereinblasenden Winde, die Aussicht, u. s. w. Setzet endlich, daß zum öfteren Veränderungen in uns entstehen,

die

die den vorigen ganz und gar ähnlich sind: so ist doch keine auch der ähnlichsten Veränderungen mit den vorigen eine und dieselbe, welche fortgedauret hätte, sondern es sind lauter verschiedene einzele Veränderungen, deren jede für sich zu ihrer Zeit entstehet, vergehet, und durch andere unähnliche abgewechselt wird. Was ist denn in solcher Reihe von Veränderungen das eine und dasselbe, welches unter allen diesen Veränderungen fortdauret?

Die Seele aber ist sich selbst bewust, daß sie ein fortdaurendes Wesen sey, welche alle diese Veränderungen von tausenderley Geschmack, Geruch, Tönen und Bildern, nach und nach, alleine in ihrem einzelen Wesen angenommen, und welche in dem gegenwärtigen Zustande ihre vergangene siehet; mithin selbst in denen Veränderungen erkennet, annoch eine und dieselbe zu seyn, die sie in verschiedenen vorigen Zeiten war. Die Seele ist also keine bloße veränderliche Beschaffenheit eines andern Dinges, sondern eine Substanz, die ein Vermögen des Bewustseyns von ihrem verschiedenen Zustande hat.

§ 6.

Dergleichen Substanz oder Seele, die ein Bewustseyn besitzet, ist in jeglichem einzelen Menschen nur eine. Alles, was ein Bewustseyn in sich schliesset, nemlich alle äußere und innere Empfindung, alle Lust und Schmerz, alle Einbildun-

bildungen, Gedanken, Neigungen, Begierden, Affecten, das gehet alles in einem einzigen Wesen vor. Es ist eben dasselbe Wesen, welches die Schmerzen im Kopfe empfindet, das auch in der Hand, in den Gedärmen, im Fuße fühlt, das mit der Nasen riecht, mit der Zungen schmeckt, mit den Augen sieht, mit den Ohren hört. Die Werkzeuge dieser theils ähnlichen, theils verschiedenen Empfindungen, sind zwar räumlich außer einander und an verschiedenen Orten, und lassen sich von einander trennen; aber das empfindende Wesen ist doch nur eins und eben dasselbe. Wenn denn auch Millionen verschiedene Puncte oder Stellen unserer Haut und unsers inneren Körpers durch Ansetzung einer Nadel-Spitze empfindlich sind: so ist doch nur ein einzig Wesen das alles alleine allenthalben empfindet. Aber eben das Wesen, welches sich der gegenwärtigen Dinge, nach der Empfindung bewust ist, ist auch dasjenige, welches sich, durch seine Einbildungs-Kraft und Gedächtniß, die vergangenen und abwesenden Dinge empfunden zu haben, erinnert. Eben das, was denket, ist auch das was empfunden hat: eben das was da will, ist auch das so da denket, das Ding sey ihm gut.

Es ist also eine unnatürliche und wieder unser Bewustseyn lauffende Einbildung, wenn einige sich selbst in ihrer Vorstellung getheilt haben; ich will sagen, daß sie sich überredet; es wären in ihnen Seele und Geist, oder nach anderer

derer Meynung, Verstand und Wille, als zwo Substanzen, unterschieden. Denn, wenn nur ein Wesen sich alles dessen, was in uns geschiehet, innerlich bewust ist, so kann das, was in einem Bewustseyn bestehet, nicht in verschiedenen Substanzen vorgehen. Oder, wenn eine jede Substanz ihr besonderes Bewustseyn hätte, so müsten wir auch zwo Seelen haben, und gedoppelte Menschen seyn; wie diejenigen sind, da zween Leiber an einander gewachsen, oder theils mehr, theils weniger, (nur die Köpfe ausgenommen) in eins geschmolzen sind; in welchen Leibern in der That zwo Seelen, oder zween Menschen wohnen.

Es ist der Mühe wehrt, daß man diese besondere und seltene Begebenheit mit ihren Umständen betrachte, weil sie nicht wenig zur Erläuterung, was der Mensch und die menschliche Seele sey, beyträgt. Es giebt Geburten von Zwillingen, die nicht allein, jedes mit vollkommenen Gliedmaßen, an einander gewachsen sind; sondern da auch dem einen wenigere oder mehrere, äußere oder innere, Gliedmaßen mangeln, oder mit der vollkommeneren Geburt ihren Gliedmaßen in eins geschmolzen sind. Von den vollkommenen Zwillingen, die an einander gewachsen, weis ich mich eines Beyspiels zwoer Mädchen zu besinnen, die im Anfange dieses Jahrhunderts allerwerts herumgeführet wurden, und nur am Kreutze zusammen gewachsen waren.

waren. [2] Von den verstümmelt Zusammengewachsenen aber ist ein merkwürdig Beyspiel unter

[2] Diese zwo Mädchen, Helena und Judith genannt, sind 1701. den 26. des Weinmonats in der Grafschaft Comorn, in Ungarn, in dem Dorfe Szany, auf des Graf Zicki Gütern zur Welt kommen, und haben alle Gliedmaßen vollkommen gehabt, nur daß sie am Rück-Grad bey dem Kreuze zusammen gewachsen, und eine gemeinschaftliche Oefnung des Ausganges von Speise und Getränke gehabt. Ein ungarischer Arzt, Nahmens Csuzi hatte sie von den armen Aeltern auf eine Zeitlang gedungen, und ließ sie durch ganz Europa für Geld sehen; bis sie der Cardinal August von Sachsen-Zeitz und Erzbischof zu Gran in ihrem neunten Jahre dem Arzte wieder abgenommen, und denen Urselinern zu Presburg ins Kloster gegeben. Sie haben, von ihrem Herumreisen, ungarisch, deutsch, französisch zu reden gewust, und im Kloster, außer ihrer Religion, lesen, schreiben, sticken, Spitzen glöckeln, u. s. w. gelernet.

Ich habe diese Umstände von dem Gerhard Cornelius von den Driesch, Secretarius und Historiographus des Hrn. Grafen Damian Hugo von Virmondt, welcher die Mädchen im Jahr 1722. in gedachtem Kloster gesehen, und dieses sowohl, in seiner historischen Nachricht von der Römisch-Kayserlichen Groß-Botschaft nach Constantinopel, Nürnb. 1723. 4. p. 19. sqq. als ihre Gemühts-Beschaffenheit mit folgenden Worten beschreibt: Es kommt wohl, daß wenn eine schläft, die andere wachet; und wann diese arbeitet, die andere ruhet. Es isset wohl ei-

unter dem König Jacob IV. in Schottland, einer männlichen Geburt, da vom Nabel aufwerts

ne, wann die andere trinket, oder was anderes vor hat. Hingegen sitzen, stehen, gehen und liegen sie allezeit zusammen mit großer Beschwerniß, weil die Zusammenfügung der Körper es nicht anders zulässet. Wann sie mit einander reden, wenden sie einander mit gebogenen Hälsen das Gesicht zu: sie küssen sich zusammen aus Liebe, schlagen sich aber auch tapfer mit Fäusten, wann sie bös sind. Wann ein Streit zu der Zeit, da sie beyderseits noch bey guten Kräften gewesen, zwischen ihnen entstanden, hat diejenige, welche sich stärker zu seyn glaubte, die andere über die Achsel genommen, und davon getragen. Jedoch sind sie vielmehr eines stillen und sanftmühtigen Wesens, als daß sie sich oft erzürnen sollten. Die jüngere Juditha ist vor ohngefehr drey Jahren mit einem Schlag-Flusse gerühret worden, wodurch sie an der Sprach und Vernunft Schaden gelitten, und daher anitzo etwas einfältig scheinet. So oft sich eine nicht wohl befunden, hat auch die andere ebenermaßen, ob sie schon mit gleicher Krankheit nicht behaftet war, einige Unruhe in dem Gemühte, Schwachheit der Sinnen, und unordentliche Bewegung der innern Theile des Leibes verspührt. Doch schreibt Mich. Ernest Ettmuller in Disp. de Monstro Hungarico, von diesen allzusehr verschwisterten Mädchen, daß, da sie in Leipzig gewesen, die jüngere Judith mit Erbrechen geplagt worden, wovon aber die ältere, Helena, nichts gewust; daß sie aber doch beyde zugleich an den Pocken danieder gelegen.

werts alles gedoppelt, niederwerts aber alles einfach geweſen. [3]

Bey

[3] Der glaubwürdige Zeuge hievon iſt eigentlich Buchananus, lib. XIII. de rebus Scoticis, deſſen Worte ich aber (weil ich ihn ſelber nicht zur Hand gehabt) aus Roberti Sibbaldi Scotia illuſtrata, ſive Prodromo Hiſtoriæ Naturalis, Edimb. 1684. fol. P. II. lib. III. cap. 2. p. 5. anführen will. *Circa hæc tempora* (1490. ſub Jacobo IV. Rege) *inquit*, (Buchananus) *monſtrum novi generis in Scotia natum eſt, inferiore quidem corporis parte ſpecie maris, nec quicquam a communi hominis forma discrepans: umbilicum vero ſupra, trunco corporis, ac reliquis omnibus membris geminis, & ad uſum & ſpeciem diſcretis. Id Rex diligenter & educandum & erudiendum curavit, ac maxime in Muſicis, qua in re mirabiliter profecit. Quin & varias linguas edidicit, & variis voluntatibus duo corpora ſecum diſcordia diſcutiebant, ac interim litigabant, cum aliud alii placeret: interim velut in commune conſultabant. Illud etiam in eo memorabile fuit, quod cum inferne crura lumbive offenderentur, utrumque corpus communiter dolorem ſentiret: cum vero ſuperne pungeretur, aut alioqui læderetur, ad alterum corpus tantum doloris ſenſus perveniret. Quod diſcrimen etiam in morte fuit magis conſpicuum: nam cum alterum corpus complures ante alterum dies exſtinctum fuiſſet, quod ſuperſtes fuit, dimidio ſui computreſcente, paulatim contabuit. Vixit id monſtrum annos viginti octo, ac deceſſit adminiſtrante rem Scoticam Joanne Prorege. Hac de re ſcribimus* (inquit Buchananus) *eo confidentius, quod adhuc ſuperſunt homines honeſti complures, qui hæc viderint.*

Bey allen solchen Mißgeburten finden sich in der That zwo Seelen in einem Leibe, deren jede sich besonders bewust ist. Wenn sie gleich mehrere oder wenigere gemeinschaftliche Theile des Körpers haben, worin sie beyde empfinden, so sind doch die Seelen, welche die Veränderung in einem und demselben Punct des Körpers empfinden, und sich dessen bewust sind, eben sowohl verschieden, als zween gesunde Menschen verschieden sind, welche von einem und demselben Punct des äußeren Körpers ein Bild in den Augen und Gedanken fassen, oder beyde einen Ton hören. Uebrigens ist zwischen beyden Seelen, sowohl in der Vorstellung dieser einen Veränderung im gemeinschaftlichen Theile, als deren Folgen, vielmehr aber noch in andern Empfindungen, Gedanken und Gemühts-Bewegungen, ein gewaltiger Unterschied. Das eine schläft, wenn das andere wachet. Das eine empfindet und bemerket, was das andere nicht bemerket. Das eine stellt sich bey dem Gegenwärtigen, in seiner Einbildungs-Kraft, ganz andere abwesende und vergangene Dinge vor, als

derint. Siehe auch hievon den Camerarius in Horis subsecivis Cent. II. c. 67. p. 275.

Ich bedaure nur, daß diejenigen, welche dergleichen seltene Zufälle zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht mehren Nutzen daraus gezogen, und insonderheit vieles, das die Seele betrift, unbeobachtet gelassen haben. Ich würde wenigstens solchen zween eingefleischten Menschen noch unter-

als das andere. Das eine urtheilet und schliesset anders, wie das andere, und ein Kopf könnte, seiner Einsicht nach, einer ganz andern philosophischen oder christlichen Meynung und Secte zugethan seyn, wie der andere; der eine ein Zweifler, der andere ein Dogmaticus, der eine ein Epicurer, der andere ein Stoiker, der eine ein Protestante, der andere ein Papiste seyn. Man sieht, daß auch die Gemühts-Neigungen und Bewegungen solcher Seelen in einem Leibe ganz wieder einander laufen. Das eine ist lustig, das andere traurig; das eine fürchtet, das andere hoffet; das eine liebt Geld, das andere Ehre. Zu geschweigen, daß das eine krank seyn und sterben kann, wenn das andere noch gesund ist und lebt.

Kurz, wo zwey Wesen oder Substanzen ausser einander sind, deren jede für sich und auf verschiedene Weise empfindet, denket, will, und sich alles dessen bewust ist, da sind zwo Seelen, da sind zween Menschen; sie mögen nun ganz besondere, oder auch gemeinschaftliche Werkzeuge haben. Daher sind dergleichen zweyköpfige

unterschiedliche Fragen gethan haben, wie ihnen in diesem und jenem Falle oder Theile zu Muhte sey. Nun mögte ich aber doch gerne von einem Harmonisten wissen, ob dergleichen Maschine als oben beschrieben ist, halb nach einzelen Seelen, halb nach beyden Seelen, harmonisch eingerichtet sey? und wie die Harmonie bestehe, wenn ihre Meynung und Wille gegen einander gelaufen?

köpfige Mißgeburten auch in der Christenheit allemal als zween besondere Menschen getauft, und mit verschiedenen Namen benannt worden; welches auch ein Beweiß ist, daß man die einzele Menschen nicht nach dem Körper, sondern nach der Seelen rechnet und zehlet.

Wenn demnach in jedem Menschen ordentlicher Weise zwo Substanzen ausser einander wären, als die vorgegebene Seele und Geist, oder die verständige und wollende Substanz seyn sollen, deren jede für sich empfünde oder sich bewust wäre: so würden in jedes Menschen Körper auch zwo Seelen wohnen, oder zween Menschen stecken: welches ungereimt, und wieder alle innere Erfahrung ist. Der Grund des Irrthums lieget bloß darin, daß man aus der verschiedenen Vorstellung und Neigung der Seele, dadurch sie mit sich selbst in einen Kampf geräht, verschiedene Substanzen gemacht. Allein, eben das Wesen in uns, welches sich bewust ist, daß ihm ein Ding, nach sinnlicher Vorstellung, reizend und gut lasse, ist auch dasjenige welches sich bewust ist, daß es eben dasselbe Ding, nach der reineren Vorstellung der Vernunft, für böß ansehen und verabscheuen müsse: so wie es eine Seele ist, welche den halb im Wasser stehenden Stock, nach dem Gesichte, für gebrochen, nach dem Gefühl, für gerade hält.

§ 7.

Da denn, ordentlicher Weise, nur eine Seele im menschlichen Leibe wohnet, und diese eine Sub-

Substanz alleine alles aus allen räumlichen Puncten des ganzes Leibes empfindet, und sich alleine alles dessen, was darin geschiehet, bewust ist: so ist dieses Empfinden und Bewustseyn eigentlich nicht in vielen Theilen, die ausser einander sind, nicht im zusammengesetzten oder ausgedehnten; so sind die vielen Theile ausser der einen Seele, die in allen Theilen allein alles empfindet; so unterscheidet sich diese eine Substanz von allen räumlichen Puncten des ganzen ausgedehnten und zusammengesetzten Körpers, als ein einfaches Wesen, das der einzige untheilbare Mittelpunct ist, worin alle Veränderungen in dem ganzen Umfange des Leibes zur einzelen Empfindung und zum Bewustseyn gedeyen.

Es können nicht viele verschiedene Theile, die ausser einander sind, gemeinschaftlich empfinden und sich bewust seyn, oder ein jedes Theil würde auch für sich empfinden, und eine Seele seyn, und also in jedem Menschen so viel Seelen wohnen, als verschiedene empfindliche Theile ausser einander wären. Unser Leib aber, und selbst der Kopf, bestehet, wie alle ausgedehnte Körper, aus vielen Theilen die ausser einander und von einander unterschieden sind. Eins ist folglich nicht das andere. Wie der Kopf nicht der Fuß, und dieser nicht die Hand ist, so ist auch ein jedes Pünctchen oder Stäubchen des Leibes, und selbst des Kopfes, nicht sein Nachbar. Die Veränderung in dem einen Theile ist also auch

nicht die Veränderung in dem andern. Demnach, wenn ein jedes in sich selbst Empfindung hätte, so würde auch die Empfindung des einen Theils nicht die Empfindung des andern seyn. Wenn auch die Empfindung in allen Theilen ähnlich wäre, so würde sie doch in vielen verschiedenen Theilen seyn, deren jedes für sich empfindet. So bald man also die Empfindung und das Bewußtseyn in unserm Körper selbst, und in dessen ausgedehnter und zusammengesetzter Materie sucht, und sie vielen Theilen gemein macht: so werden dadurch in einem Körper so viel Seelen gesetzt, als nur empfindliche Stäubchen sind.

Man stelle sich die Sache im Grossen vor. Wenn viele Menschen sich angefaßt haben, und einer durchs Electrisiren erschüttert wird: so theilt sich diese Erschütterung allen mit, welche sich angefasset haben. Hier geschieht demnach in vielen Körpern, die sich berühren, fast zugleich, eine ähnliche Veränderung. Dennoch hat ein jeder für sich seine eigene einzele Empfindung, die nicht des andern ist; und daher sind es auch verschiedene Menschen mit verschiedenen Seelen. Wenn nun die Stäubchen unsers Körpers, die sich einander berühren, von dem Eindruck der Sinne, auch jedes für sich, seine eigene einzele Erschütterung und Empfindung hätte: so würde ja eben dasselbe müssen gesagt werden, daß jedes für sich eine Seele sey. Allein der Fuß empfindet nicht für sich, noch die Hand, noch

noch der Kopf, noch irgend ein kleineres Theil des Körpers: die eine Seele empfindet allein alles in allen. Das Auge sieht nicht besonders, das Ohr hört nicht besonders, u. s. w. es ist eine und dieselbe Seele, die im Auge sieht, im Ohre hört, in der Nasen riechet, in der Zungen schmeckt, in Millionen Puncten des ganzen Körpers, wo nur eine Nadel-Spitze hingesetzet wird, alleine alles fühlt; folglich auch von allen den vielen Theilen, darin sie allein alles fühlt, unterschieden ist. Die Seele ist demnach eine einfache Substanz, nicht aber ausgedehnt, zusammengesetzt, oder theilbar: ist also von unserm Körper gänzlich unterschieden.

Wenn nun ein jeder Mensch dieses ohne grosses Kopfbrechen bey sich spühren und fühlen kann, daß seiner körperlichen Theile unzehlig viel sind, darin er Empfindung hat, und daß doch das Wesen, welches in allen empfindet und sich bewust ist, nur eins sey: so muß auch einem jeden leichte seyn, seine Seele von allen körperlichen Theilen zu unterscheiden, und sein wahres Ich mit dem Körper, worin er sich itzt bewust ist, nicht zu vermengen. Wenn aber einer durch sein eigen Gefühl nicht klug werden wollte: so mögte ich ihn auf die obbeschriebene Mißgeburt verweisen. Darin sind offenbarlich zwey verschiedene empfindende Wesen, zwo Seelen, die sich verschiedentlich bewust sind, verschiedentlich denken und wollen. Nun haben die beyden Seelen in den unteren einfachen Theilen gemein-

schaftliche Empfindung, und folglich rechnet sie eine jede Seele zu ihrem Ich: jede saget von dem einen Beine: es ist mein Bein: jede klaget, wenn nur eine Nadel-Spitze daran gesetzt wird: ich werde gestochen, es thut mir wehe. Wäre nun der empfindliche Theil selbst dasjenige Wesen das da empfindet: so müsten aus einem Beine zwey, aus jedem empfindlichen Theilchen desselben ein gedoppeltes werden; welches ungereimt ist. Es müssen also diese empfindlichen gemeinschaftlichen Theile ausser beyden Seelen, und von beyden unterschieden seyn. Da nun in solchen Mißgeburten die Gesetze der Empfindung und Vorstellung nicht anders sind, als bey andern einfachen Seelen: so sind bey allen Menschen die körperlichen Theile, worin sie empfinden, ausser ihrer einen Seele, und von derselben unterschieden.

§ 8.

Diese Verschiedenheit der Seele von allen körperlichen Theilen erhellet auch daher, daß die Seele, wie ich oben gezeigt, sich der Daure nach, bewust ist, eben dieselbe zu seyn, welche vormals so mancherley empfunden, gedacht und gewollt hat, und sich folglich innerlich, an der Reihe ihrer verschiedenen Veränderungen, als ein einzeln fortdaurendes Wesen, kennet. Nun sind wir uns aber von keinem einzigen Stäubchen unsers ganzen Körpers bewust, ob es noch eben dasselbe sey, welches wir vormals gehabt haben, oder ob ein anderes an dessen Stelle getreten

treten sey. Wir kennen kein einziges Theilchen unsers Leibes, weder von innen noch aussen, durch irgend ein Merkmaal, ob es noch das alte oder ein neues sey; sondern wir wissen nur durch gegenwärtige Empfindung in denselben, daß sie itzt zu unserm Ich gehören. Demnach ist die Seele, die sich als dieselbe in ihrer Daure innerlich kennet, von allen Theilen des Körpers, davon sie kein einziges als dasselbe kennet, unterschieden.

Der Körper ist nemlich der Seelen gleichsam zum Spiegel gegeben, worin sie sich selbst, die Welt und den Schöpfer erkennen kann. Auf den Spiegel an sich ist sie nicht gewiesen; ob der unverrückt derselbe bleibt, oder ob sie die Dinge hernach in einem andern untergeschobenen siehet, daran liegt ihr nichts; genug, daß sie sich selbst und andere Dinge allemal darin auf eine kenntbare Weise erblicket, und sich demnach durch Erinnerung des vorigen Zustandes immer zu einer höheren Stuffe der Vollkommenheit schwingen kann. Der Körper verhält sich also wie ein sanftfliessendes Wasser, darin sich einer siehet. Das Wasser verändert sich unvermerkt, und wir sehen uns doch darin unverändert, und auf einer Stelle.

§ 9.

Ich dürfte fast noch ein Paar Merkmaale des Unterschiedes von Seele und Leib hinzufügen, die mir sehr klar und fühlbar scheinen. Wir beobachten nemlich bey uns selbst zweyerley Empfindun-

pfindungen, die wir in äußere und innere, oder in sinnliche und Gemühts-Empfindungen, theilen. Die Verschiedenheit läßt sich am klärsten sehen, wann wir heftige und scharfe Empfindungen beyder Arten gegen einander halten; als etwa eine schmerzhafte Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindlichen Verdruß verletzter Ehre. Bey jener wissen wir allemal Ort und Stelle genau anzuzeigen, wo es uns wehe thut; bey diesem aber nichts räumliches. Wir können nicht über Kopf-Schmerzen, nicht über Herz-Klopfen, nicht über Bauch-Grimmen, nicht über Stiche in irgend einem empfindlichen Theile des Leibes klagen.

Die Ursache ist offenbar. Denn wenn der Schmerz von unserm Körper den Ursprung nimmt, so sind die verletzten Theile ausser einander, und räumlich unterschieden; und die Seele, welche sich den gegenwärtigen Zustand ihres Körpers genau vorstellet, weis die Theile anzugeben, wo die wiedernatürliche Veränderung geschehen ist. Aber der Verdruß von einem Schimpfe entstehet in der Seele, nicht aus der Vorstellung irgend einer körperlichen, sondern ihrer eigenen Unvollkommenheit und Verletzung. Und da sind keine verschiedene Theile weder ausser, noch in der Seelen anzugeben, wo ein Schade verursacht wäre. Nicht ausser der Seele: denn es war nur ein Wort, eine Geberde, welche den Verdruß erweckten, ohne unsern Ohren oder Augen Leyd zu thun. Nicht

in

in der Seele: weil da keine Theile sind, die einen Raum ausmachen, und deren jedes einen gewissen Ort einnimmt.

Wäre die Seele körperlich, oder ein Theil unsers Körpers, und der sogenannte Gemühts-Verdruß eine Verletzung dieses Körpers oder dieser Materie: so müste man, insonderheit in einer scharfen und heftigen Leydenschaft, den Ort anzeigen können, wo die vesten Theile zerrissen, oder zu stark gedehnet, oder gedruckt worden, und wo es folglich so heftig wehe thäte. Denn da hat die Ausflucht nicht Statt, welche man bey schwachen und langsamen Gemühts-Empfindungen, als Schwermuht, Sehnsucht, und dergleichen machen könnte. In solchem Falle könnte man etwa sagen, daß diese dennoch körperliche Leydenschaften wären, welche viele Theile des Körpers zugleich auf eine dunkele Weise beschwerten; daß man daher einen gewissen Theil, darin es wehe thue, anzugeben nicht im Stande sey: es sey uns oft im Körper nicht recht, wenn etwa eine Krankheit schleichend kommt; und wir könnten doch keine gewisse Stelle des Körpers bemerken, da der Schmerz vor andern seinen Sitz hätte. Allein diese Ausflucht läst sich bey scharfen und heftigen Gemühts-Empfindungen nicht machen.

Man muß aber die körperlichen Folgen solches Verdrusses mit dem Verdrusse an sich nicht vermengen. Es kann nach dem Aergerniß das Blut wallen, ein Erbrechen, Podagra, Stein-

Schmerz,

Schmerz, Zittern, Herz-Klopfen, u. s. w. erfolgen. Aber ein jeder fühlet wohl, in welchem Gliede diese Schmerzen sitzen, und ist sich doch bewust, daß sein empfundener Gemühts-Verdruß, nicht im Fuße, nicht in den Nieren, nicht im Magen, nicht im Herzen wohne.

Ich will nicht sagen, daß die Art der Empfindung selbst in beyden Fällen sehr unterschieden sey. Das läst sich fühlen aber nicht beschreiben. Jedoch kann man dieses nicht allein bey beyderley heftigen, sondern auch gelinden Empfindungen, in sich selbst spühren. Denn wenn sich das menschliche Auge an eine Unordnung, Schiefigkeit, übele Proportion und Bildung, oder ungereimte Wahl von Farben, stöst: so weis ein jeder bey sich selbst, daß hier nicht so wohl das Auge einen Eindruck bekommt, welchen es nicht vertragen könnte. Denn was kann eine schiefe oder kürzere Linie das Auge mehr beleidigen, als eine gerade, oder längere? Sondern das Gemüht leydet eine Unlust von seiner eigenen Einsicht der Unvollkommenheit; gleichwie es sonst an der Einsicht der Ordnung, Proportion und Uebereinstimmung Lust geniesset. Es sucht sich natürlicher Weise zur Vollkommenheit zu bilden, und liebt daher die Muster derselben, wodurch Verstand und Neigung gebessert und beruhiget werden. Die gegenseitigen Vorstellungen verderben den Geschmack der Seelen, und gewöhnen sie nach und nach zur Unvollkommenheit.

Noch

Noch ein ander Merkmaal des Unterschiedes zwischen Seele und Leib läßt sich aus der willkührlichen Beachtung nehmen. Wenn wir uns nemlich, nach den Sinnen, tausenderley gegenwärtige Dinge zugleich vorstellen: so beachten wir nicht allein eins unter allen andern unwillkührlich, was uns den stärksten Eindruck giebt, sondern wir können auch willkührlich beachten, was einen weit schwächeren Eindruck macht als andere.

Die Vorstellung abwesender Dinge ist an sich allezeit schwächer, als der gegenwärtigen; wir können sie aber willkührlich stärker und klärer machen als alle Vorstellung gegenwärtiger Dinge, so daß wir Hören und Sehen darüber vergessen. Unter den gegenwärtigen Dingen die uns rühren, kann der Schall, der ins Ohr fällt, leiser und schwächer seyn, als das Licht welches die Körper im Auge bildet; aber wir haben es in unsrer Macht dem dunkelen Schalle nachzulauschen, ohne auf die Gegenstände des Gesichts zu achten. In dem Auge mahlen sich die Dinge am klärsten und deutlichsten ab, welche der Augenaxe gegenüber stehen; die anderen desto dunkeler und undeutlicher, je weiter sie von dem Mittelpuncte des Auges zur Seiten abweichen. Dennoch kann uns eins zur Seite reitzen, daß wir die Augenaxen willkührlich nach diesem Gegenstande drehen, um es vor andern zu beachten. Ja, ich habe es oft versucht, die Augenaxen unverwandt auf einen Gegenstand zu lassen,

sen, und dabey dennoch nicht diesen, sondern etwas das ganz zur Seiten stand, und mich gar nicht anging, willkührlich zu beachten.

Die Seele hat demnach ein Vermögen, einem Theile ihrer ganzen Vorstellung, der ihr an sich den schwächsten Eindruck giebt, willkührlich eine überwiegende Klarheit und Stärke zu geben, wodurch alle übrige an sich klärere Vorstellungen verdunkelt werden. Es ist auch kein Zweifel, daß die Uebung darin vieles thue, da einer die ausschweifende Gedanken, wenn sie sich etwa durch die Sinne stöhren lassen, so oft und so lange wieder zurück ruft, bis er sie ganz in seine Macht bekommt. Ich könnte mich auf namhafte Männer berufen, da einer, bey allem Toben und Lermen seiner Kinder um ihn herum, schwere Berechnungen und Entwürfe zu Stande brachte; ein anderer noch zuweilen, bey offenem Fenster am Markte, wichtige Aufsätze und Deductiones verfertiget. Aber, ein jeder hat bey sich, obwohl die meisten in weit geringerer Maaße, die tägliche Erfahrung davon.

Wäre die Vorstellung nichts als eine Reactio, oder der Gegendruck des Gehirns gegen den sinnlichen Eindruck; und wäre die ausnehmende Beachtung eines Theils der ganzen Vorstellung nichts als die stärkste Reactio, oder der stärkste Gegendruck des Gehirns gegen einen gewissen Theil des sinnlichen Eindrucks: so müste nach den Gesetzen der körperlichen Bewegung, die stärkste Reactio allemal der stärksten Action

gleich

gleich seyn, und mit derselben übereintreffen; folglich würde die Beachtung allezeit nohtwendig auf den Gegenstand fallen, welcher den stärksten sinnlichen Eindruck gegeben. Weil nun dieses durch die tägliche Erfahrung widerlegt wird: so ist auch unwiedersprechlich, daß die Seele nicht körperlich seyn könne, da sie, in der willkührlichen Beachtung, den Gesetzen der Bewegung nicht unterworfen ist, und anders handelt, als ein Körper, nach seiner Natur, thun müste.

§ 10.

Ich habe mit Fleiß Gründe erwehlet, die den Unterschied zwischen Seele und Leib, auf eine klare und fühlbare Art, durch innere Erfahrung zeigen. Denn solche Gründe sind nicht allein faßlicher und kürzer, sondern auch überzeuglicher und unläugbarer, als scharfsinnige Beweise, welche aus der wesentlichen Beschaffenheit der Materie und des Geistes durch weitläuftige Vernunft-Schlüße gezogen werden.

Ich will diesen aber dadurch ihre Stärke nicht absprechen. Ich glaube allerdings, man hat Recht zu behaupten, daß aus der Materie, und allem was von ihr bekannt ist, nichts von dem, was der Seelen eigentlich zukommt, erkläret werden mag. Denn wer kann sich wohl erdreisten, daß er aus unsers Körpers zusammengesetzten Wesen, und dessen Bewegungs-Kräften, begreiflich machen wollte, daß wir etwas ausser uns vorstellen, allgemeine Begriffe ha-

ben, uns bewust sind, die Dinge in unsern Gedanken vergleichen, und deren Uebereinstimmung einsehen? Wer wird nicht gestehen müssen, daß die Regeln, wonach sich die Kräfte der Körper in ihrer Bewegung richten, ganz anderer Art sind, als die Regeln wonach sich unser Verstand und Wille natürlicher Weise betragen? Lassen sich Begriffe, Urtheile, Schlüße, durch Puncte, Linien, Winkel, Grade, Figuren; lassen sich Lust und Schmerz, Liebe und Haß, aus den Gesetzen der Schwere, der Feder-Kraft, ja der ganzen Mechanik begreiflich machen? Daraus folget denn auch, daß diejenigen, welche die Seele für etwas Materielles halten, solches ohne vernünftigen Grund und Wahrscheinlichkeit vorgeben.

Gesetzt auch, daß man noch nicht so weit gekommen wäre, einen Wiederspruch zwischen der Materie und dem Denken zu zeigen; so hätten doch die Gegner darum wenig Ehre zu sprechen. Man betrachte nur die seichte und flatterhafte Vernünfteley des Mannes, der in neuerer Zeit die Seele zu einem Nichts, und den ganzen Menschen zu einer bloßen körperlichen Maschine machen wollen. Sollte man nicht vermuhten, wer einen solchen Satz zu beweisen unternimmt, der würde doch den Haupt-Begrif einer Maschine, worauf alles ankommt, erkläret, und seinen Beweis darnach eingerichtet haben? Denn da eine Maschine ein zusammengesetzter Körper ist, dessen Veränderungen durch gewisse Bewegungs-

gungs-Kräfte, nach Art der Zusammensetzung, und nach den Regeln der Bewegung erfolgen: so erwartete man von ihm, daß er die Veränderungen, welche der Seele zugeschrieben werden, das Empfinden, Denken, Bewustseyn, Wollen, als eine räumliche Bewegung gewisser Theile unsers Körpers darstellen, und selbige aus bekannten Kräften und Regeln der Bewegung, nach Beschaffenheit der Zusammensetzung unsers Körpers, verständlich machen würde. Aber Demetrius hat uns weder einen Begrif von einer Maschine gegeben, noch die Haupt-Frage durch solchen Begrif bestimmt, noch in der Ausführung jemals daran gedacht, zu zeigen, daß die Verrichtungen der Seelen eben dieselben sind, und auf eben dieselbe Art, und nach eben denselben Regeln geschehen, wie die Verrichtungen in einer Maschine.

Das einzige, worauf Demetrius hauptsächlich in dem ganzen Werkchen dringt, ist, was wir längst gewust haben, und was niemand läugnet: daß die Seele in ihren Verrichtungen und Leydenschaften vom Leibe abhänge. Aber er hat dabey nimmer bedacht, daß er aus dieser Erfahrung seinen Satz durch einen falschen Schluß erschliche. Müste er nicht eingesehen haben, daß er heimlich voraus setzte: Was vom Körper oder von der Materie abhängt, das ist körperlich oder materiel? Was von einer Maschine abhängt, das gehöret mit zur Maschine? Müste er nicht diesen Satz, worauf er

in der That alles bauet, ausdrücklich erwehnt, und deutlich erwiesen haben, wenn er was ordentliches und gründliches hätte schreiben wollen? Davon aber ist keine Spuhr bey ihm zu finden; und dennoch ist der Satz grundfalsch. Das Leben hängt von leblosen Dingen ab: das Erkenntniß von den Werkzeugen: das Sehen vom Spiegel und Lichte: die Tugend vom Geblüte: Ist denn darum das Leben nichts mehr und nichts anders als das lebloſe? Ist das Erkenntnis einerley mit den Werkzeugen? Kann der Spiegel und das Licht, so wie das Auge, sehen? steckt die Tugend im Blute?

Wenn Demetrius ja zuweilen eine mechanische Erklärung der Verrichtungen der Seele wagt: so sind sie mehr des Belachens, als einer Antwort würdig. Er vergleicht z. B. die Vorstellung der Dinge als ausser uns, mit der Verrichtung einer Laterna Magica, welche das Bild ausser sich an die Wand wirft. Die Begriffe sind bey ihm nichts als Wörter, oder ein Schall, der sich im Gehirne ausdruckt: das Urtheilen und Schliessen nichts, als eine Verknüpfung und Folge solcher Bewegungen im Gehirne die einen Schall vorstellen. Daher stellt er sichs, nach seinen leeren Tönen, auch als möglich und leichte vor, einen Affen zu unterweisen, daß er eben wie die Menschen, von Jugend auf, zu solchen Begriffen und deren Folge gewohnet würde, und eben so vernünftig und gut, wie ein Mensch, denken, urtheilen, schliessen und sprechen könnte. Es

Es wäre eine große Frage, ob in solcher Vernunft-Schule, und nach solcher Anweisung zum Denken, die Affen zu Menschen, oder vielmehr die Menschen zu Affen werden mögten? Niemand wird sich und seine edleren Verrichtungen, die der Seelen beygelegt werden, in dieser mechanischen Beschreibung kennen; oder deßwegen seine Seele, die er so klar und deutlich von seinem Körper unterscheidet, in seinen eigenen Gedanken vernichten. Ein jeder, dem die üblichen Beweise von dem einfachen und geistigen Wesen unserer Seele bekannt sind, wird leichtlich einsehen, daß dieselbe durch des Demetrius Gegen-Gründe und Erklärung nicht umgestossen oder wankend gemacht werden. Ich getraue mir aber zu sagen, wenn sich einer auch in die deutlichen Begriffe und verketteten Schlüsse der Schulen von dieser Wahrheit nicht so vollkommen finden könnte, daß ihm doch sein eigenes klares Bewustseyn, wenn er darauf achten will, allen Zweifel benehmen werde. Unser organische Körper ist zwar allerdings eine Maschine; aber der Mensch ist was mehr als eine Maschine. Die Seele, als das Wesen in uns welches sich bewust ist, macht eigentlich den Menschen aus: diese wird durch ihr inneres Bewustseyn überführt, daß sie, bey aller Ebbe und Fluht ihres Körpers, als eine und dieselbe Substanz fortgedauret habe: und da sie sich von keinem einzigen Stäubchen des ganzen Körpers bewust ist, ob es noch dasselbe sey; daß sie selbst

von allen und jeden Stäubchen des ganzen Körpers unterschieden sey. Sie ist sich bewust, daß sie im ganzen Menschen einzig sey, die alles alleine in allen verschiedenen Puncten, auch des gegenwärtigen ganzen Körpers empfindet; und da alle diese Puncte des zusammengesetzten Körpers außer einander und verschieden sind, daß sie selbst der einfache Mittel-Punct aller dieser Veränderungen in den empfindlichen Theilen ausser sich sey. [4] Sie ist sich bewust, daß sie nicht allein ausser sich in räumlich unterschiedenen Theilen des Leibes empfinde, sondern auch in sich die schärfste Empfindung des Verdrusses habe, da sie keine Stelle des ganzen Leibes angeben kann wo es ihr wehe thut; und daß sie folglich so wohl von dem zusammengesetzten Körper unterschieden, als in sich untheilbar sey. Sie ist sich bewust, daß sie einem schwächeren Theile der

[4] Der Herr De Mettrie in seinem Traitté de l'Ame c. X. § 7. 8. 9. merket an, daß die Nerven im Gehirne an ganz verschiedenen Orten aus dem Marke desselben (substantia medullari) entsprüngen. Und das hat seine Richtigkeit, so ferne, als das menschliche Auge, und die Zergliederungs-Kunst, dem Ursprunge derselben nachspühren kann. Allein er hatte darum nicht Ursache zu schliessen, daß die Seele ausgedehnt und materiell sey. Denn die Erschütterung der Nerven hört da nicht auf, wo sie das Auge zuerst hervorkommen sieht, sondern gehet ferner in das Mark des Gehirns hinein: gleichwie umgekehrt die Reizung des Hirnmarkes

der Vorstellung eine willkührliche Stärke und Klarheit geben kann, die alle Stärke und Klarheit des sinnlichen Eindrucks verdunkelt; und daß sie folglich in dem Stücke den Gesetzen der körperlichen Bewegung nicht unterworfen sey, noch so handele wie ein Körper nohtwendig thun müste.

§ 11.

Die Abhängigkeit der Seelen von ihrem Körper kann ihr inneres klares Bewustseyn von sich selbst keinesweges umstossen. Wie alles lebloſe körperliche um der Lebendigen willen ist: so ist auch der menschliche an sich lebloſe Körper um der Seele willen, als welcher das Leben eigentlich zukommt. Unser Leib wird daher billig organisch genannt, weil alle seine Glieder Werkzeuge der Seelen und ihrer Lebens-Verrichtungen sind; die Augen des Sehens, die Ohren

markes grausame Convulsiones durch den ganzen Körper verursachet. Demnach ist uns der erste Ursprung der Nerven, und folglich der Empfindung und Bewegung, nicht sichtbar; und es hindert nichts, daß nicht irgend in dem Hirnmarke ein verborgener untheilbarer Mittelpunct seyn sollte, wo, als in einem communi sensorio, alle Erschütterungen aller Nerven sich vereinen, und von der Seelen empfunden und vorgestellet werden können. Wenn das nicht wäre, so könnte nicht ein und dasselbe Wesen alles in allen Puncten des ganzen Körpers und Nerven-Systems empfinden, und mit einander vergleichen. Viel-

ren des Hörens, das Gehirne aller Empfindung und Vorstellung. Da nun alle unsere Gedanken von der Empfindung den Anfang nehmen, und alle unsere Neigungen und Begierden auf eine künftige vorausgesehene Empfindung zielen: so dienet der zu jeder Zeit gegenwärtige organische Körper unsrer Seelen zum Spiegel, worin sie alles siehet, und sich aller Dinge bewust ist. Die ganze große Welt bildet sich, nach ihren Theilen, Veränderungen und Eigenschaften, in unsrer kleinen Welt, dem Körper, ab. Wir kennen die körperliche Welt nicht unmittelbar, sondern bloß nach denen Veränderungen, welche wir in den Werkzeugen der Sinne, durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, empfangen; und wenn uns eines dieser Werkzeuge fehlte, so würde ein Theil dieses Spiegels, worin wir alles sehen sollen, blind seyn; wir würden bey dem Mangel der Augen nichts

mehr, weil der erste Ursprung der Nerven und aller Empfindung ausser einander, und verschieden wäre: so würde ein anderes Wesen seyn, das sich im Anfange des Sehenervens, der Bilder, ein anderes, das sich im Anfange des Gehörnervens der Töne, u. s. w. bewust wäre; keines aber, das alle Empfindungen zusammen fassete, und alle in seinem einzelen Wesen alleine vorstellete, und mit einander vergliche. Da nun aber die innere klare Empfindung uns vollkommen überzeuget, daß dieses geschieht, so gibt uns dieselbe ein mehreres Licht von unserer Seelen, als die

nichts von Farben, bey dem Mangel der Ohren nichts vom Schalle wissen.

Was aber von der äusseren körperlichen Welt gesagt ist, gilt auch von unserm eigenen Körper. Denn die Theile unsers Körpers bilden sich in andern Theilen unsers Körpers ab; wir sehen alle unsere Gliedmaßen vermittelst der Augen, wir tasten dieselbe mit den Händen, wir hören unsere Bewegung und Sprechen mit den Ohren, und endlich druckt sich alle übrige Veränderung im ganzen Körper in dem allgemeinen ersten Werkzeuge der Empfindung, dem Gehirne, aus. Wie man also im Spiegel nicht allein die äussere und vom Spiegel verschiedene Dinge, sondern auch zugleich den Spiegel selbst siehet: so stellen wir uns auch in unserm Körper nicht allein die äußere körperliche Welt, sondern auch unsern eigenen Körper vor.

Allein

die äußere Zergliederung des Körpers gewehren kann. Die besten Zergliederer müssen gestehen, daß sie in dem Gehirne fremd sind, und daß sie von aussen den Weg zum Sitze der Seelen nicht finden können. Aber ihr sinnliches Unvermögen kann uns die innere klare Erfahrung eben so wenig verdunkeln, als wenn uns jemand wollte streitig machen, daß wir in einem, dem Ansehen nach, ganz verschlossenen Zimmer die äußere Musik nicht hören könnten; sondern behauptete, daß unser Ohr eine Ausdehnung bis rund um die Wand des Zimmers haben müste.

Allein die Seele, als das Auge, welches alles ausser sich in diesem Spiegel siehet, siehet sich darin auch selbst; so ferne sie sich, als das einzige, alles empfindende, denkende, wollende Wesen, so wohl von denen äusseren empfundenen Dingen, als auch von ihren eigenen Werkzeugen der Empfindung unterscheidet. Denn wir haben schon gesehen, wie die Seele, als das einzige Wesen in uns, welches sich bewust ist, alle verschiedene Theile des Leibes als ausser sich und ausser einander vorstellet; wie sie wohl einsiehet, daß sie, die sich ihrer selbst als eines und desselben fortdaurenden Wesens bewust ist, von keinem einzigen Stäubchen ihres ganzen Körpers wisse, ob es noch eins und dasselbe sey, folglich von allen und jeden Stäubchen ihres ganzen Körpers unterschieden sey; wie sie auch innere scharfe Empfindungen hat, welche sie in keinem räumlichen Theile des ganzen Leibes angeben kann, folglich nichts ausgedehntes, räumliches und zusammengesetztes in sich enthalte.

Endlich wird unserer Seelen auch der Körper, und durch denselben die körperliche Welt, zum Spiegel der Gottheit, weil sie nun mit ihrem Verstande in den sichtbaren leblosen Dingen, die erste lebendige Ursache; in der Mannigfaltigkeit, Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge, den unendlichen Verstand und die Weisheit derselben; in dem Nutzen der leblosen Dinge zur Lust und Glückseligkeit der Lebendigen, die beste

beste und gütigste Absicht dieses höchsten Wesens erblicket. Auf solche Weise dienet auch der Leib unserer Seelen zum Werkzeuge nicht allein der sinnlichen Lust, sondern auch eines vernünftigen höheren Vergnügens, das sein Verlangen auch ins geistliche und unendliche erstrecket. Und dieses ist es, dessen uns der wahrhaftig edle Geist des grossen Brockes mit seinem Irdischen Vergnügen in Gott, nach den Kräften der Vernunft, theilhaftig machen wollen.

§ 12.

Wenn also der Leib ein solches Werkzeug der Seelen ist; was dürfen wir uns denn wundern, daß sie von diesem Werkzeuge wiederum abhänget? daß sie in diesem Spiegel vieles gar nicht siehet, anderes klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich, langsam oder hurtig, ordentlich oder unordentlich, richtig oder verwirret und falsch vorstellet? daß sie nach solcher Vorstellung Lust oder Unlust, Neigung oder Abneigung spühret? Wenn ein Spiegel nicht darnach stehet, daß er die Bilder gewisser Körper, nach den optischen Regeln in unser Auge zurück werfen kann, oder dunkele blinde Flecken hat: so ist auch dem gesundesten Auge nicht möglich, daß es die Dinge darin sehen kann. Wenn der Spiegel mit Hauch oder Schmutz an gewissen Stellen, oder überall, angelaufen ist: so werden wir die Dinge so ferne nur dunkel und unvollkommen darin wahrnehmen. Wenn der Spiegel nicht flach und glat, sondern voller

Höcker,

Höcker, Rillen oder Beulen wäre, oder das Glaß keine reine Klarheit, sondern einen Strich von einer Farbe hätte: so würden sich alle Dinge darin verstellen, und nichts, wie es ist, gesehen werden. Wenn also durch solche Verstellung und Färbung der Dinge, ihre wahre Beschaffenheit, Proportion, Ordnung und Schönheit, in eine triegliche Ungestaltheit verkehret wäre: so könnte auch das Auge an der Beschauung derselben keine Lust, sondern müste lauter Unlust daran empfinden. Das Auge hätte unterdessen, bey aller dieser zufälligen Beschaffenheit des Spiegels nicht allein sein eigen Wesen, und seine innere Kraft und Vollkommenheit, sondern es bliebe auch bey solchen Unvollkommenheiten des Spiegels in sich unverletzt. Ja, wenn der Spiegel auch ganz zerbrochen würde: so folgte nicht daraus, daß auch das Auge zernichtet würde, oder seine Kraft verlöre, oder daß auch die Bilder, welche das Auge ein mal durch den Spiegel empfangen, zugleich in der Vorstellung gänzlich mit ausgelöscht wären. Es folget nicht, wenn die Vorstellung der Bilder ja allewege eines Spiegels benöhtiget wäre, daß dem Auge statt des zerbrochenen Spiegels nicht ein anderer gewehret werden könne.

Ich werde nicht nöhtig haben, obiges nach allen Stücken ausführlich auf unsere Seele und deren Abhängigkeit von ihrem Körper zu deuten. Das Gleichniß ist an sich klar und völlig der

Sachen

Sachen gemäß. Daher wird ein jeder von selbst leicht erkennen, wie sich die angezeigten Fälle auf den Mangel dieses oder jenes Sinnes, oder auf den Mangel der Erfahrung und die daraus entstehende Unwissenheit; wie auf die Schwäche und Blödigkeit des Verstandes; wie auf die Dunkelheit und Undeutlichkeit der Begriffe; wie auf den Schlaaf, die Ohnmacht, den Schlag; wie auf den Irrthum, die Einbildungen und Unsinnigkeit; wie auf die Begierden, Affecten und Laster, so ferne alles dieses mit vom Körper abhängt, ja so gar auf den Tod selbst schicke. Und man verstehet nun bey allen diesen Fällen gar leicht, wie die große Abhängigkeit der Seelen vom Leibe im geringsten nicht hindere, daß die Seele ein vom Leibe unterschiedenes, für sich bestehendes, und bey allen inneren und äusseren Veränderungen fortdaurendes Wesen sey. Da nun dieses sich auf eine sichere Erfahrung und inneres Bewustseyn gründet, und die Abhängigkeit der Seelen vom Leibe damit bestehen kann: so erhellet, daß diese keinen erheblichen Einwurf gegen die klärste Erfahrung gebe; gleichwie es überhaupt eine schlechte Folgerung ist, wenn man von der Abhängigkeit eines Dinges von dem andern auf die besondere Aehnlichkeit ihres Wesens, oder vielmehr auf die Einheit desselben schliesset.

§ 13.

Aber man macht sich eben daher einen neuen Einwurf, daß man auf keine Weise begreifen

können,

könne, wie ein einfaches Wesen von einem zusammengesetzten, und dieses wiederum von jenem, abhängen könne; dagegen leicht zu begreifen sey, daß wenn Dinge einer Natur und Wesens sind, folglich, wenn die Seele auch was körperliches ist, beyde in einander wirken, und von einander abhängen können.

Der Einwurf ist bekannt und alt, und er hat manchen so wichtig gedünkt, daß sie die Verbindung einer einfachen Seele mit einem zusammengesetzten Körper nicht allein für unbegreiflich, sondern auch für wiedersprechend und unmöglich gehalten; dagegen sich andere auf mancherley Weise bemühet, die Sache als möglich und begreiflich vorzustellen.

Ich setze vest: Wenn die Wirklichkeit eines Dinges durch klare Erfahrung bewehret ist, so muß die bloße Unbegreiflichkeit der Art und Weise wie es zugehet oder möglich ist, unsere Gewisheit nicht stöhren. Es ist aber eine klare Erfahrung, erstlich daß der Leib, dessen wir uns als des unsern bewust sind, zusammengesetzet sey; zweytens, daß die Seele, als das einzige Wesen, welches sich allein in dem ganzen Leibe aller Veränderungen in allen Theilen bewust ist, von allen und jeden räumlichen und veränderlichen Theilen ihres Körpers, als eine und dieselbe fortdaurende untheilbare Substanz unterschieden sey; drittens aber, daß sich die Veränderungen in der Seelen, nemlich das Empfinden, Denken, Wollen, nach denen

Ver-

Veränderungen der Bewegung in ihrem organischen Körper, und wiederum diese Bewegungen nach dem Denken und Wollen der Seelen richten. Wenn also gleich die Art und Weise, wie es zugehet oder möglich ist, nicht könnte erforschet und begriffen werden: so bleibet doch das, dessen wir uns äußerlich und innerlich so klar bewust sind, in seiner Gewisheit.

Selbst in den Körpern sind uns die ersten Kräfte, und die Art und Weise wie die Bewegung sich von einem zum andern fortpflanzet, wie eins ins andere wirket, oder von dem andern abhängt, eben so unbegreiflich, als wie Seele und Leib in ihren Veränderungen von einander abhängen. Wer wird aber desfalls die Wirklichkeit dessen, was er so klar siehet und fühlet, nemlich die Bewegung der Körper selbst, oder die Abhängigkeit eines Körpers von dem andern in solcher Bewegung, läugnen oder in Zweifel ziehen? Es ist aber auf beyden Seiten die Erfahrung gleich klar; nur mit dem Unterschiede, daß zur Beobachtung des zusammengesetzten Körpers, und der Wirkungen eines Körpers in den andern, eine äußere sinnliche Erfahrung genug ist; aber zur Beobachtung der Seelen und ihres Unterschiedes vom Körper, eine innere Erfahrung angewandt werden muß. Da uns aber ohne das Bewustseyn unsers einzelen fortdaurenden Wesens gar nichts klar werden kann: so kommt es bloß darauf an, daß wir auf den Unterschied dieses einzelen Wesens,

sens, welches sich alles bewust ist, von den vielen Theilen des Körpers, worin es sich bewust ist, achten; welches keine große Schärfe des Verstandes erfordert, sondern durch lebhafte Empfindungen bald zu erkennen ist. Denn was kann klärers seyn, als daß das einzige Wesen, was sich alles in allen bewust ist, nicht das vielfache sey, worin es sich bewust ist? und daß dieses einzige Wesen, welches sich bewust ist, als eins und dasselbe Wesen fortgedauret zu haben, von allen und jeden Urstoffen unsers ganzen Körpers, von deren keinem uns bewust ist, ob es noch dasselbe sey, unterschieden seyn müsse? Was kann also unsere Unwissenheit von der Art und Weise der Verbindung dieses einfachen sich bewustseyenden und fortdaurenden Wesens mit dem Körper, gegen solche Klarheit für Zweifel erregen?

§ 14.

Wer eine Unmöglichkeit oder einen Widerspruch in solcher Verbindung zu zeigen unternimmt, der scheinet nicht zu wissen, was zu solchem Beweise für Einsicht gehöre. Ein solch deutlich Erkenntniß, woraus dieses herzuleiten wäre, haben wir Menschen weder vom Körper noch von der Seele, weder vom Zusammengesetzten noch von dem Einfachen, und es läuft alles auf eine bloße Unbegreiflichkeit und Unwissenheit hinaus. Vielmehr lässet sich die Möglichkeit eben so gut als die Verbindung der körperlichen Theile mit einander zeigen.

Ich

Ich will itzt nicht so sehr auf die Leibnitzische vorbestimmte Harmonie dringen, weil ich selbst nicht davon überführt bin. Unterdessen ist sie eine der scharfsinnigsten Hypothesen, welche nichts als lauter mögliches anzunehmen scheinet. Ich gestehe es aber, eine wirksame Vereinigung von Leib und Seele scheinet mir, aus vielen Gründen, die ich hier übergehen kann, der Wahrheit gemässer. Dabey nehme ich von jedem Körper an, daß derselbe aus einfachen Theilen zusammen gesetzt sey, darin diejenige Kraft liegen muß, welche in dem zusammengesetzten Körper als eine Bewegung in die Sinne fällt. Denn ohne einfache Theile läst sich von dem Zusammengesetzten eben so wenig zureichender Grund geben, als von der Zahl ohne Einheiten. Wer das Zusammengesetzte nur aus andern kleineren zusammengesetzten Theilen zusammen setzet, der erkläret nicht wie etwas Zusammengesetztes möglich ist, sondern nur, wenn es ist, wie es größer wird. Zudem so läst sich nicht die geringste Kraft des Körpers aus dem Zusammengesetzten verständlich machen; man muß selbige nohtwendig in den einfachen Theilen suchen. Wenn viele unkräftige Dinge räumlich zusammengebracht und vereiniget werden, so verstehet man aus dieser Vereinigung nicht, daß nun das Zusammengesetzte dadurch eine Kraft gewonnen hätte, die keins der Theile vorhin hatte; sondern, wo nicht ein jeglich Theil sein Maaß der Kraft mitbringt, so wird auch

das Ganze unkräftig bleiben. Hundert tausend Nullen die zusammengerechnet werden, geben doch nur eine Nulle zum Facit: und hundert tausend unkräftige Dinge zusammengesetzt, bringen doch alle miteinander Null-Kraft. Wenn man also z. B. die Vestigkeit oder den Zusammenhang der Körper erklären will, so hilft es nichts, daß man die Körper aus lauter kleinen in einander greiffenden Hacken zusammen setzet. Denn da die Hacken auch noch zusammengesetzt sind, so bleibt dieselbe Frage, woher die Theile der Hacken zusammen hängen? Wollte man abermal die großen Hacken aus kleineren Hacken zusammen hängen: so sinds doch immer Häckchen, die aus vielen zusammenhängenden Theilen bestehen. Man findet den zureichenden Grund des Zusammenhangs nicht eher, als in einfachen Theilen.

Dieses nun vorausgesetzt: so folget, daß im Körper selbst, bey dessen Zusammenhang und Veränderungen, die einfachen Theile in einfache, einfache in zusammengesetzte, und wiederum zusammengesetzte in einfache, durch ihre Kraft wirken müssen. Es folget also auch, daß es überhaupt möglich sey, daß einfache Dinge mit zusammengesetzten, das ist, mit mehreren einfachen, in einer wirksamen Verbindung stehen. Wenn also die Seele einfach, der Körper zusammengesetzt ist, so hindert dieses an ihrer wirksamen Verbindung nichts: es kömmt nur ferner auf die wesentlichen Kräfte und Natur

der

der Seelen an, welche sie vom Körper unterscheidet, und dennoch eine Gemeinschaft mit dem Körper verstattet.

Daß sich die Seele allein, durch ihr Leben, Empfinden, Bewußtseyn, Denken, Wollen, von allen einfachen Bestand-Theilen und Urstoffen unsers ganzen Körpers unterscheide, ist schon genugsam gezeiget worden. Wenn sie aber jedoch auch von dem Körper leyden, und wieder in den Körper wirken soll: so muß auch wenigstens eine allgemeine Aehnlichkeit und Gemeinschaft der Natur zwischen der Seelen und den Bestand-Theilen des Körpers seyn, dadurch beyde in eine so genaue Verbindung treten können.

Die Seele hat nemlich dieses mit allen Urstoffen des ganzen Körpers gemein, daß sie eine einfache Substanz ist, daß sie mit andern einfachen Substanzen in gewisser Ordnung zugleich da ist, und einen Raum erfüllen hilft, darin jedes seinen besondern Ort hat, aber auch seinen Ort verändern und bewegt werden oder sich bewegen kann. Denn wer kann nach seinem eigenen Gefühl und Bewußtseyn läugnen, daß die Seele im Körper auch ihren gewissen Ort habe? daß sie nicht in den Füssen oder Händen, nicht im Bauche oder in der Brust, sondern im Kopfe wohne? daß wir nicht in allen diesen, auch selbst nicht in allen Theilen des Kopfes, in der Zungen, Nasen, Augen oder Ohren, sondern im Gehirne denken? Wer

kann läugnen, daß die Seele ihren Ort verändern könne, da sie sich im Leben mit dem Körper bewegt, und nach dem Tode von den Urstoffen des Körpers getrennet werden kann; auch überhaupt kein Ding nohtwendig an einem gewissen Orte ist? Wenn aber dieses ist: so muß sie auch, wie die körperlichen Urstoffen selbst, von anderer benachbarten Elementen ihrer Bewegung leyden, und wiederum in die benachbarte, und durch dieselbe in den ganzen Körper wirken, und denselben in Bewegung setzen können. Folglich muß sie die thätige und leydende Natur der Elemente mit ihnen gemein haben, und sich nach eben denselben Regeln richten, woraus bey den Elementen, im Zusammengesetzten, die Bewegung und der Mechanismus erwachsen.

Die Seele wohnet demnach in der Maschine eines gewissen organischen Körpers, an einem gewissen Orte, und hat ein natürliches Bemühen, gleich anderen Urstoffen, mit den benachbarten Urstoffen zusammen zu hängen, und in solchem Zusammenhange zu verbleiben. Sie empfängt, in dieser Maschine, eben denselben Eindruck von aussen, welcher dem ganzen Leibe wiederfährt, und leydet alle innere Veränderungen mit, welche von der Maschine selbst, als einem Automato, entstehen. Da aber kein einziges Element unsers Körpers sich seiner inneren leydenden oder thätigen Veränderungen bewust ist; so unterscheidet sich die Seele allein

von

von allen körperlichen Urstoffen des ganzen Körpers, durch ihre geistige Kraft, daß sie sich ihre empfangene Veränderungen durch eine ihr gemäße Handelung vorstellet, und sich deren durch die Reflexion bewust wird. Die Seele wirket aber auch gleich andern Elementen mit zu dem Zusammenhange des Körpers, und zu mechanischen Bewegungen und actionibus vitalibus. Wie sie aber solches, nebst allen Urstoffen des Körpers, nur blindlings und unwissend thut, so hat sie ausserdem, wegen ihrer vernünftigen Vorstellung, ein Vermögen, diese natürliche Bewegungs-Kraft, in gewissen Gliedmaßen, nach ihrem Gutdünken willkührlich zu bestimmen; und sie ist in dieser Maschine an einem solchen vortheilhaften Orte gestellet, daß nur wenig mechanische Kraft dazu erfordert wird, die ganze Maschine in Bewegung zu setzen. Kurz zu sagen, sie ist der Steuermann in einem Schiffe, der eines Theils von der Bewegung und Erschütterung des Schiffes mit leydet, aber allein sich dessen was er und das Schif leydet, bewust ist; andern Theils zur Schwer-Kraft des Schiffes unwillkührlich, zur Lenkung desselben aber, durch ein geringes Drehen des Steuers, willkührlich mit beyträgt.

Die siebende Abhandelung.

Vergleichung der Menschen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu sie bestimmt sind.

§ 1.

Wenn wir nun ferner die Art des Lebens, wozu wir Menschen von dem Schöpfer bestimmt sind, in Betrachtung nehmen wollen: so können wir nicht besser thun, als daß wir zwischen uns und den Thieren eine Vergleichung anstellen. Dieser Weg zum Erkenntniß ist bey der Zergliederung der Körper mit Nutzen gebraucht worden, da man die Theile und Gefässe in unserm Körper mit anderen thierischen Körpern, ja mit Pflanzen zusammen gehalten; und daraus vieles, was den Gebrauch und Nutzen der Theile betrift, gelernet hat. Die Art des Lebens ist das erste, so sich von jedem Lebendigen gedenken lässet, die macht ihren wesentlichen Unterschied aus, und so viele verschiedene Lebendigen sind möglich, als Arten des Lebens möglich sind. Eines jeden Lebensart ist auch der Zweck wozu es bestimmet ist, und sie enthält die Regel, wonach alles übrige eingerichtet worden. Wie könnten wir also diejenige Art des Lebens, wozu wir Menschen beschieden sind, besser kennen und unterscheiden lernen, als

aus

aus der Vergleichung mit der Lebensart der Thiere?

Diese Vergleichung wird um so viel nöhtiger seyn, je mehr darin viele Menschen leichtsinnig, und nach einer viehischen Neigung, verfahren. Denn sie schildern bloß das Aehnliche zwischen Menschen und Thieren, oder auch dieser Vorzüge vor den Menschen, lebhaft ab: unsere Vorzüge aber werden übergangen und verkleinert. Die Absicht verhelen sie dabey auch nicht sonderlich: sie suchen sich und andere, gleichsam nach Anleitung der Natur selbst, viehisch zu machen; nicht aber die Menschlichkeit in uns aufzuwecken, und sie zu einem höheren Grad der Vollkommenheit und Glückseligkeit, der unserer Natur so möglich als eigenthümlich ist, zu führen.

Wir wollen uns hüten, daß wir auf keiner Seite zu viel thun. Ich will nicht allein anzeigen, was wir mit den Thieren gemein, sondern auch, worin diese vor uns, und worin wir vor ihnen etwas voraus haben. Wir müssen aber überhaupt voraus setzen, daß wir so wohl, als die Thiere, zu einer gewissen Art der Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit, von dem Schöpfer fähig gemacht, und bestimmet sind. Das Vorzügliche auf beyden Seiten muß uns belehren, zu welcher besonderen Art der Glückseligkeit uns unsere Natur leiten soll.

§ 2.

Dasjenige, was wir Menschen mit den Thieren gemein haben, bestehet hauptsächlich in dem Sinnlichen. Ein Leben in einem organischen Körper, welches wir durch die Zeugung und Geburt empfangen, und durch Nahrung unterhalten, und wiederum durch Zeugung fortpflanzen, ehe wir sterben. Wir haben beyderseits innere Lebens-Kräfte, die das ihrige, ohne unser Denken und Rahtschluß verrichten: eine willkührliche Bewegung einiger Gliedmaßen, um uns selbst von einem Orte zum andern zu bringen, oder äußerliche Dinge zu unserm Gebrauche zu handhaben, Gefahr von uns abzuwenden, oder unserm eignenen Körper Handreichung zu thun. Wir haben beyderseits Sinne und sinnliche Vorstellung des Gegenwärtigen, im Fühlen, Schmecken, Riechen, Sehen, Hören; welche auch mit einer Einbildungs-Kraft und Gedächtniß, oder einer Vorstellung und Erinnerung des Vergangenen vergesellschaftet ist. [1]

Wir

[1] Indem ich den Thieren so wohl, als uns Menschen, Sinne, Einbildungs-Kraft und Gedächtniß zuschreibe, so sehe ich nur auf eine allgemeine Aehnlichkeit oder Analogie, welche den besonderen Unterschied nicht aufhebt. In der That sind wohl alle diese Kräfte nicht allein unter den Thieren selbst noch verschiedener Art, sondern sie sind auch bey den Menschen darin ausnehmend, daß sie sich mit einem deutlichen Bewußtseyn äussern. Es scheinet aber, daß sich die Thiere weder des Gegenwärtigen

Wir empfinden beyderseits, durch die Sinne, Lust und Schmerz, und werden daher zu sinnlichen Begierden oder Abneigungen, das ist, zu gewissen Affecten, gereizet. Daher sind wir einer sinnlichen Glückseligkeit oder Unglückseligkeit fähig, und jene durch unsere Affecten zu befördern, diese abzukehren, geschäftig. Wir haben einen natürlichen Trieb, unser Geschlecht mit einem Gatten unsrer Art fortzupflanzen, und die Jungen zu lieben, zu nähren und zu vertheidigen. Wir sind endlich denen allgemeinen körperlichen Zufällen, welche die Verknüpfung der Dinge, die Gesetze der Bewegung, und die Maschinen unserer Körper mit sich bringen, unterworfen. Wetter, Gewitter, Elemente, haben über unsere Körper Macht; wir können von dem Stosse härterer Körper verletzt werden; es sind, bey allen, Mißgeburten möglich; Schmerz, Krankheiten und Tod, warten unser so wohl wie der Thiere.

Hieraus

tigen noch Vergangenen, weder ihrer selbst noch anderer Dinge auf eine solche Art bewust sind, als wir. Denn unser Bewustseyn entstehet aus allgemeinen und deutlichen Begriffen durch Hülfe der Wörter; die Thiere aber haben zu allen diesen keine Fähigkeit. Jedoch legen wir auch den Fischen ein Gehör, und mehreren Thieren einen Geruch bey, wegen der allgemeinen Aehnlichkeit, ob wohl die Werkzeuge und die Art der Empfindung von den unsrigen sehr verschieden seyn mögen.

Hieraus ist eines Theils zu schliessen, daß dergleichen Handelungen, die wir Menschen, durch Trieb der Natur, mit allen Thieren gemein haben, an und für sich betrachtet, auch der menschlichen Natur, und folglich den göttlichen Absichten mit uns, gemäß sind. Darin bestehet das allgemeine Recht der Natur, welches die alten Rechts-Gelahrten eben dadurch erklärten, daß es die Natur alle Lebendige gelehrt habe: als z. B. sich selbst lieben, alles Böse, alle Gefahr von sich abzuwenden suchen, sein Geschlecht fortpflanzen, die Jungen nähren und schützen ꝛc.

Wir sehen besonders daraus, daß uns Gott alle sinnliche Lust, welcher die Thiere geniessen können, gleichfalls gegönnet habe: weil er diese süsse Empfindung mit dem natürlichen Gebrauche der körperlichen Kräfte und Werkzeuge stets verknüpfet hat. Folglich ist Gottes Absicht auch gemäß, daß wir in der sinnlichen Lust einen Theil unsrer Glückseligkeit suchen und finden sollen. Handeln denn diejenigen nicht wieder die Absicht ihres Schöpfers, und wieder das allgemeine Natur-Recht, welche sich, bey dem natürlichen und nohtwendigen Gebrauche körperlicher Theile und Kräfte, der damit verknüpften sinnlichen Lust, aus eingebildeter Heiligkeit, entschlagen und entäussern; oder sich wohl gar unnöhtig und vorsetzlich allerley sinnlichen Schmerz anthun, und bey aller Gelegenheit darnach ringen? Dennoch finden sich

in

in der alten und neuen Geschichte, bey Heyden und Christen, dergleichen thörichte Selbst-Märtyrer nicht wenig; gleichsam, als wenn es uns an wiedrigen Zufällen in der Welt fehlte, oder als wenn ein gutes Herz des Selbst-Hasses fähig wäre, oder, als wenn ein böses nicht auch darunter Hochmuht und Boßheit verbergen könnte.

§ 3.

Die Thiere haben aber in dieser Art der Glückseligkeit, die aus sinnlicher Lust entstehet, noch manche Vorzüge vor den Menschen. Einer der vornehmsten besteht darin, daß sie weder so viel Kleidung, Waffen, Häusung, Wartung brauchen, als wir, noch die dazu benöhtigte Handelungen selbst erdenken, oder lernen und üben dürfen. Sie bringen Kleidung, Waffen, und andere Nohtwendigkeiten, mit auf die Welt; und so ihnen noch was fehlt, so ist auch einer jeden Gattung ein dienlicher Trieb mit einer Fertigkeit angebohren, dem sie nur blindlings folgen dürfen. Dann verrichten sie gleich alles ohne Fehl, was zu ihrem bestimmten Zwecke erforderlich ist. Brauchen sie Wohnungen: sie wissen sich solche von selbst künstlich zu graben und zu bauen. Haben sie Betten, Kleidung und deren Wechsel nöhtig: so ist ihnen eine unerlernte Kunst zu weben, zu spinnen, und die veraltete Decke abzuwerfen, eingeprägt. Müssen sie ihr Futter etwas weitläuftig suchen, oder zu ihrem Gebrauche bereiten, oder zur

künf-

künftigen Nohtdurft sparen: so wissen sie auch schon von Natur eine Kunst, mit welcher sie ihr Brod verdienen, oder ihre Nahrung erjagen können; wie sie dieselbe sich zu Nutzen machen, oder auf den Winter sammlen, und in verborgenen Kammern aufschütten sollen. Haben sie Feinde auf der Welt, oder sind sie Krankheiten und Verletzungen unterworfen: so haben sie auch Waffen und Genes-Mittel dagegen, welche sie ohne alle Anweisung zu ihrem Besten anzuwenden wissen. Sollen sie sich paaren, und ihren Jungen Bequemlichkeit und Unterhalt verschaffen: so braucht man ihnen nicht die Ehe-Standes Pflichten zu erklären; sie suchen sich zu der bequemsten Zeit einen Gatten, sie bauen ihren Jungen, wenn es nöhtig thut, zum voraus sanfte Nester; sie wärmen, futtern, säugen und vertheidigen dieselbe embsig und herzhaft. Können sie nicht anders, als gesellschaftlich zu Rechte kommen: so sind ihnen schon die Grund-Gesetze der besten Republik ins Herze geschrieben; und ein jeder thut darin seine Pflicht ohne Zwang.

Wie nackt und bloß, wie vieler Dinge bedürftig, wie rohe und unwissend aber kommen wir nicht auf die Welt? Was hat es nicht dem menschlichen Geschlechte für Zeit und Mühe gekostet, die zu ihrer Nohtdurft, Bequemlichkeit und Lust diensame Künste und Wissenschaften zu erfinden, und zu der Vollkommenheit zu bringen, in welcher sie itzo sind? Die Natur hat uns mit keinen Künsten und Fertigkeiten versehen;

hen; sie hat uns bloß das Vermögen der Vernunft zur Erwerbung mancherley Geschicklichkeit verliehen. Und dennoch sind die anfangs dadurch erfundenen Künste und Wissenschaften nicht gleich vollkommen, sondern erst sehr rohe und mangelhaft gewesen; ihr Wachsthum hat tausende von Jahren erfordert, und sie sind noch nicht zu ihrer völligen Reife gekommen. Sie sind und werden aber auch, selbst in den Geschlechtern der Künstler, nimmer erblich; sondern sie müssen durch Unterricht fortgepflanzet, und von einem jeden erlernet werden. Das gedeyet aber nicht sogleich zur Fertigkeit; sondern eine anhaltende Uebung muß uns erst, unter manchen Irrthum, Fehl und Brudeley, den Weg dazu bahnen. So bald die Menschen in einem Welt-Alter aufhören, die Künste und Wissenschaften noch höher zu treiben, oder die Besitzer und Erfinder derselben zu ehren und zu belohnen, so kommen sie schon zurück; sie verderben ihren Geschmack, sie verfallen in eine Barbarey, und manche Erfindung geht gar darüber verloren. Es ist demnach nimmer geschehene Arbeit bey uns Menschen. Das Vermögen der Vernunft, welches wir allein, zur Erwerbung der Glückseligkeit haben, wird immer geschäftig erhalten. Wir Menschen werden selbst durch die sinnlichen Bedürfnisse, und durch den Mangel der angebohrnen Triebe, auf den Gebrauch unserer Vernunft, und auf das Erkenntniß unser selbst und der Welt, ja zum

anhal-

anhaltenden Fleiße in denselben, verwiesen, wenn wir Mangel, Schmerz und Verdruß, vermeiden, und einiger Maaßen Lust genieſſen wollen. Zu geschweigen, daß der Gebrauch der Vernunft zugleich ein nohtwendiges Mittel ist, unsere sonst ausschweifende sinnliche Begierden im Zaume zu halten, und sich der möglichen Lust nicht zu seinem Schaden zu mißbrauchen.

§ 4.

Vielleicht wird mancher Reicher oder Vornehmer gedenken: Mit den Uebungen des Verstandes mögen sich andere placken, denen Armut und Mühe zum Schicksal bestimmet ist; ich darf mir den Kopf nicht zerbrechen, noch mir es so sauer in der Welt werden lassen; für meine Glückseligkeit hat der Himmel, haben meine Aeltern und Vorältern schon überflüßig gesorget; für mein Geld sind mir alle Krämer, Künstler und Gelehrte zu Dienste, wenn ich ihrer brauche. Ich will mir nur gütlich thun, und mir mein Leben durch allerley beliebige Lust vergnügt machen.

Allein, nicht zu sagen, daß es ohne Uebung des Verstandes unmöglich seyn wird, sich in den Ergötzlichkeiten der Sinne, zu mäßigen; so würde auch ein Mensch, der so dächte, sich selbst nicht kennen; und indem er seine Natur nach viehischer Art zufrieden stellen wollte, des Weges zur menschlichen Glückseligkeit gänzlich verfehlen. Die sinnliche Lust ist nicht das einzige, noch äusserste Ziel der menschlichen Natur.

Darin

Darin bestehet der zweyte große Unterschied zwischen uns und den Thieren. Wenn diese die körperliche Nohtdurft gestillet, sich satt gegessen und getrunken, oder auch zu gewisser Zeit ihre Brunst gekühlet haben; wenn sie bey allen diesen nach ihrer angebohrnen Fertigkeit verfahren sind: so sind sie, nach ihrer Art, vollkommen vergnügt; ihre Vorstellung und ihr Verlangen erstreckt sich nicht weiter, ihnen fehlet nichts mehr. In der That, die Zeit wird ihnen nimmer lang, sie wissen von keinem mehreren oder höheren Vergnügen, und haben auch weder Fähigkeit und Kräfte, noch Reiz und Geschmack dazu. Uebertriebene Wollust suchen sie nicht; um überflüßiger Nahrungs-Mittel willen machen sie sich keine vergebliche Mühe oder Sorge; der eitele Ehr-Geitz läst ihnen vollkommen Ruhe. Kurz, sie können, nach ihrer Art, viel eher und wohlfeiler zufrieden und glücklich werden, als wir.

Wenn aber ein Mensch alle die Lust, welche er mit dem Vieh gemein hat, ohne die geringste Mühe und Kunst erhalten, ja auch ohne Verstand mäßig treiben könnte: würde er dabey glückselig seyn, und thäte er seiner Natur damit völlige Genüge? würde er nicht weitere Ergötzungen suchen? läst sich die menschliche Seele mit solchen Trebern sättigen? Mit grober Wollust kann er sich nicht beständig unterhalten. Die Nohtdurft ist mit wenigen zufrieden. Hals und Magen sind bald gefüllt; und der Beyschlaf

giebt

giebt nur kurze Freude. Wenn auch selbst die gemäßigte sinnliche Lust bey uns nicht mit Witz, Geschmack, Verstand, Einsicht, Gespräch, Freundschaft, Vertraulichkeit, gewürzet und erhöhet wird, so ist sie für uns fast unempfindlich und abgeschmackt. Will einer sie weiter dehnen, als die Natur zu ihrer Nohtdurft erfordert: so hört das angenehme gar auf; er überladet und schwächet seine Kräfte; er machet sich selbst zur künftigen Lust unfähig, und erweckt sich, statt dessen, Schmerz und Krankheiten. Meynt er sich auf eine feinere Art, mit unschuldigern Ergötzlichkeiten des Gesichtes und Gehörs, mit Gesellschaften, Gärten, Comödien, Musik, u. d. gl. beständiger zu vergnügen: so verlieret dieser Zucker eben dadurch, daß er zum täglichen Brodte gebraucht wird, seine Süßigkeit; er wird ihm sauer, wiederlich und eckelhaft; und giebt doch der Seelen keine Nahrung. Der Mensch ist nicht zur beständigen sinnlichen Lust gemacht, und kann dabey nicht einmal so vergnügt seyn, als das Vieh ist. Wer sie bloß zur Nohtdurft, oder nach nützlichen Beschäftigungen zur Erquickung brauchet, und sie dann mit Verstand zu würzen, und mit einem guten Herzen anzuwenden weis: der geniesset mehrere, höhere und schärfere sinnliche Lust, als der daraus ein Handwerk machen will, seine Sinne, es sey gröber oder feiner, jedoch beständig, zu kützeln.

Wie

Wie aber? soll der übrige Raum des Lebens eine faule Musse seyn? Dabey würden wir uns selbst zur Last werden. Wir brauchen, wir suchen was mehres zu unserm Vergnügen. Fällt denn unser geschäftiges Bemühen, es sey aus Noht oder Affect, auf Geld- oder Ruhm-Begierde: so beweiset doch eines Theils die Nohtdurft, daß wir nicht so leichte glücklich und zufrieden werden können als die Thiere; andern Theils der Affect, daß unsere Begierden sich über alle leibliche und äußerliche Nohtdurft erstrecken. Werden diese denn mit Geld und Ehre gesättiget? Gewiß nicht, so lange es ein Affect ist: wir kommen in der Zufriedenheit nichts weiter. Ueberflüßige Schätze vermehren nur mit ihrem Anwachse, unsere Mühe, Sorgen und Begierden; und eitele Ehre ist ein flüchtiger Schatten, dem wir ängstlich nachjagen ohne ihn in unsere Gewalt zu bekommen. Die innere Zufriedenheit entstehet bey Menschen nicht von Geld und Ehre an sich; sondern von dem Bewustseyn der Weisheit und Tugend, womit sie beydes erworben haben und gebrauchen.

Es erhellet also auf alle Weise, daß der Mensch, nach seiner Natur, viel mehreres zu seiner Glückseligkeit brauche, als dasjenige was die Thiere, nach ihrer Art, glücklich macht. Es erhellet, daß er, zur Erhaltung menschlicher Glückseligkeit, auch diejenigen Kräfte anwenden müsse, die ihn von den Thieren unterscheiden. Hat er nicht höhere und gleich rege Kräfte des

Verstandes, des Witzes, und der Vernunft? Hat er nicht Empfindung von Ordnung, Proportion, Vollkommenheit, Schönheit, Absicht der Natur und Kunst? Fühlt er nicht einen wißbegierigen Drang, die Beschaffenheit, das Wesen, die Eigenschaften, die Ursachen und Wirkungen der Dinge zu erforschen? Merkt er nicht einen Reiz, sich selbst, seine Natur, sein denkendes Wesen, seine Gemühts-Kräfte und Leydenschaften, seinen Ursprung, und den Grund seiner Zufriedenheit, Zuversicht und Hofnung kennen zu lernen? Findet er nicht Lust an anderer Menschen Weisheit, Klugheit, Vorsicht, Arbeitsamkeit, Dienstfertigkeit, Billigkeit, Liebe, Freundschaft, Treue, Güte, Großmuht und allen Tugenden? Treibt ihn nicht Bewunderung, nicht Eifersucht, nicht Eigenliebe, nicht selbst die Musse, daß er zur Erhaltung einer menschlichen Vollkommenheit und Zufriedenheit, und zu der Beförderung des gemeinen Bestens, Lust hat, sich mit nützlichen Verrichtungen und Uebungen zu beschäftigen? Gewiß, wer sich diese edlere Empfindung versagt, oder deren Geschmack ersticket und verdirbt; wer das rege Bemühen der menschlichen Natur-Kräfte mit blosser Sinnlichkeit übertäuben und unterdrücken will: der muß nohtwendig den Mangel der eigenthümlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit, und das unruhige Verlangen seines beschimpften Adels, in verdrießlicher langer Weile, in Unzufriedenheit mit sich selbst, in Schaam,

Reue,

Reue, und Furcht, über seine Unwissenheit, Ungewißheit, Niederträchtigkeit und Unart, oft und bitter empfinden. Es sind selbst gewisse Beschäftigungen des Geistes für uns nicht männlich genug, sondern als bloße kindische Tändeleyen anzusehen, damit wir uns nur um unsere Zeit bringen, und unser Leben für Nichts verschleissen. Was uns und andern nicht wahren Nutzen schaft, was zur Nohtdurft, zum Wohlstande, und zur Bequemlichkeit nichts hilft, was den Verstand nicht mit Erkenntniß wichtiger Wahrheiten, den Willen nicht mit Tugend, Liebe, Zuversicht und Hofnung erfüllet, das thut alles der menschlichen Natur kein Genüge. Der Mensch kann also nicht so leicht, noch auf dieselbe Weise als die Thiere, zufrieden und glücklich werden.

§ 5.

Ich will nur noch den dritten Vorzug der Thiere, in Absicht auf die ihnen bestimmte Glückseligkeit, hinzufügen, daß sie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert sind; dagegen der Mensch, wenn er gleich gegenwärtig alles hat, was er verlangen kann, durch sein Vorausdenken oft beunruhiget wird, und darüber auch den Genuß des Gegenwärtigen verlieret.

Es scheinet nemlich aus allen Umständen der Thiere, daß sie keine Fähigkeit haben, sich ihren und anderer Dinge zukünftigen Zustand vorzustellen. Eine gegenwärtige Empfindung erinnert sie der Nohtdurft ihrer Natur, und die an-

gebohrne Fertigkeit weiset sie zurechte, was sie dabey zu thun haben. Sie thun das mit Lust, erhalten was sie nöhtig haben, genieſſen es mit Vergnügen, und sind zufrieden. Der morgende Tag kommt nicht in ihre Gedanken, sie wissen von keinem Kummer, Sorgen und Furcht wegen ihres entferneten Schicksahls. Selbst der Tod überrascht sie, ohne daß sie ihn vorher gesehen, und sich über das bevorstehende Ende ihres Lebens jemals betrübt haben.

Der Mensch aber kann seine Vorstellung nicht bloß mit dem Gegenwärtigen beschränken: er muß, er soll vorausdenken. Seine Vernunft weiset ihm in der Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, das Zukünftige, wenigstens als möglich. Er überlegt die Schicksahle, die ihm auf seiner ferneren Lebens-Bahn bevorstehen oder begegnen können: er macht Anschläge auf sein künftiges Glück, sinnet auf Mittel, und wendet alle Vorsicht an, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dennoch kann er den Lauf der Dinge nicht klar übersehen: sein Weg ist ihm in der Ferne mit einem undurchsichtigem Nebel verhüllet. Hofnung und Furcht begleiten ihn zu beyden Seiten: Freude und Leyd scheinen seiner zum voraus zu warten. Wenn er auch seinen vorgesetzten Zweck nach Wunsch erreichet hat, so gehen schon seine Begierden weiter voraus, und erstrecken sich ins Unendliche. Bey allem diesen unersättlichem Bemühen nach einer ungewissen Glückseligkeit, die erst

kommen

kommen soll, eilt er einem unvermeidlichen Tode wissentlich entgegen.

Kurz, es ist eines Theils wieder der Menschen Natur, nicht voraus denken, andern Theils aber, die möglichen Unfälle ohne Sorgen, und den gewissen Tod ohne Gemühtsbewegung zu erwarten. Daraus folget, daß wir, mit aller unsrer weit sehenden Vernunft viel unglücklicher seyn würden als das Vieh, wenn wir nicht Weisheit und Tugend damit erwerben, welche allein unser bleiben, und ein beständiges Vergnügen versprechen können; und wenn wir nicht so weit damit kommen, daß wir einen weisen, gütigen, mächtigen Schöpfer und Regierer der Welt erkennen, in dessen Vorsehung und Obhut wir gut verwahret sind, und der uns eben durch diese natürliche Vorstellung und Begierde des zukünftigen Guten zu der Hofnung und zum Bestreben nach einer dauerhafteren und höheren Glückseligkeit hat ermuntern wollen.

§ 6.

Wir sehen vornemlich aus obigen, daß die Menschen durch den Mangel derjenigen Vorzüge, welche den Thieren zugestanden sind, zum Gebrauche ihrer Vernunft genöhtiget werden. Wenn nun im Gegentheil erweislich ist, daß sie alle ihre Vorzüge vor den Thieren dem Gebrauche der Vernunft zu danken haben; so ist auch offenbar, daß selbst ihr Mangel zu einem Mittel größerer Vorzüge angewandt sey. Da aber

aller Nutzen, der durch die Natur bey den Lebendigen entstehet, oder entstehen kann, als eine göttliche Absicht betrachtet werden muß: so ist es auch göttliche Absicht, daß die Menschen ihre Vernunft gebrauchen, und dadurch zu ihren eigenthümlichen Vorzügen gelangen sollen.

Weil nemlich die Menschen von Natur, nicht allein in gleicher Nohtdurft des Leiblichen, sondern noch in einer weit größeren, als die Thiere, stehen; dabey aber, nicht wie jene, mit angebohrnen Fertigkeiten, sondern ganz rohe und unwissend auf die Welt kommen: so sind sie durch die höchste Bedürfniß gezwungen worden, ihre vorzügliche Kraft der Vernunft zur Abhelfung ihres Mangels anzuwenden. Sie haben sich also aus Bedürfnis, Furcht und Mitleyd zusammen gesellet, und eine willkührliche Zeichen-Kunst der Wörter, oder eine Sprache ersonnen, damit sie einander ihre Gedanken und ihr Anliegen kund thun möchten. Sie haben den Erdboden und die Natur durchforschet, was zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und Werkzeugen dienen konnte. Sie haben eine Handwerks-Kunst nach der andern, zu mehrerer Bequemlichkeit aufgebracht und verbessert. Sie musten auf den Lauf der Sterne achten, um den Landbau nach den Jahres-Zeiten, und ihre Reisen nach der Welt-Gegend einzurichten. Zur Erfindung der Rechen- und Meß-Kunst sind sie durch die Haushaltung, Handelung, und Austheilung der Aecker getrieben worden. Die

Zu-

Zufälle des menschlichen Körpers hiessen sie auf allerley Genes-Mittel denken. Man stiftete zur Sicherheit gegen Raub und Gewalt, und zum genugsamen Vorraht der Mittel eines bequemeren Lebens, eine ordentliche Gesellschaft; man bauete Städte, setzte Regenten, ordnete Gesetze. Je mehr nun die Menschen ihre leibliche Nohtdurft gestillet, und ihre Vernunft dabey geübet hatten, desto mehr fingen sie an, ihre ausnehmende Verstandes-Kraft zu fühlen, und die vorzügliche Glückseligkeit, welche ihnen dadurch offen stand, einzusehen. Wäre ihnen die höchstnöhtige Fertigkeit und Kunst natürlich und erblich gewesen, wie bey den Thieren, so hätten sie zu einer mehreren und höheren Vollkommenheit weder Fähigkeit noch Reiz gehabt. So aber drengt uns unser natürlicher Mangel an niedrigern Vollkommenheiten, daß wir diesem Mangel durch eigenes Vermögen abhelfen müssen; und da dieses nicht anders, als durch Uebung der Vernunft, Erkenntniß, Wissenschaft und Sitlichkeit geschehen kann; so werden wir eben durch unsere Unvollkommenheit auf den Weg einer weit höheren Vollkommenheit geführet. Lasset uns denn auch die hauptsächlichsten Vorzüge vor den Thieren betrachten, welche uns, so ferne wir dem Winke der Natur folgen, und menschlich seyn wollen, angeboten werden.

§ 7.

Erstlich bekommen wir, durch den Gebrauch der Vernunft, selbst in dem Sinlichen, ungemeine

Vorzüge vor den Thieren: indem wir uns theils eine größere Mannigfaltigkeit des sinnlichen Vergnügens schaffen, theils dasselbe in sich, auf eine unschädliche Weise schärfen und erhöhen können. Es ist wahr; die Thiere kennen ihr dienlich Futter von Natur, und zwar die meisten, wie es scheinet, durch den bloßen Geruch. Allein, daraus folget auch, daß ihnen gemeiniglich nur eins gut riecht, gut schmeckt, und angenehm zu sehen ist, alles übrige aber entweder gleichgültig, oder wohl gar zuwieder seyn muß. Sie versuchen auch nichts neues zu kosten, oder es durch eine Bereitung zu verändern. So ist auch ihre übrige Lust sehr eingeschränkt. Ihr Gehör wird nur durch einen Ton oder Melodie, welche sie selbst, oder welihre Gatten machen, ergötzet. Man siehet nicht leicht, daß sie einem fremden Gesange, selten auch daß sie der menschlichen Musik Gehör geben oder nachlaufen. Eine Sprache zu verstehen, sind sie vollend ungeschickt, und ihr natürliches Gespräch mit einander bestehet bloß darin, daß sie sich ein Paar Leydenschaften undeutlich kund machen. Ihr Gesicht hat keine Empfindung von Mannigfaltigkeit, Figur, Aehnlichkeit, Proportion, Mischung der Farben, Ordnung, Uebereinstimmung, Schönheit. Sie sehen ohne Nachdenken, bieser und wild in die Welt hinein. Ihre Bequemlichkeit, welche sie sich zu bereiten wissen, ist auch nur für die höchste Nohtdurft.

Der

Der Mensch hingegen spührt eine mannigfaltige Annehmlichkeit im Geruch, auch von Dingen die seine Nahrung nicht sind; und seine Geschicklichkeit weis die wohlriechenden Kräuter, Bluhmen, Gewürze, Pflanzen, aus Feldern und fernen Landen, in den engen Umkreis seines Gartens, seines Hauses und seiner Stube zu bringen, ja selbst den Winter sich in seinen vier Mauren zum blühenden Frühlinge zu machen. Unser Geschmack ist nicht an eins oder wenige Speisen und Getränke gebunden. Ich brauche fast niemanden zu sagen, welchen ungemeinen Wechsel an Speisen und Getränke aus allen Elementen und Gegenden des Erdbodens unsere Tische darbieten, und wie schmackhaft sie durch witzige Bereitung gemacht werden. Eben so wenig ist es nöhtig zu zeigen, zu welcher Bequemlichkeit endlich unsere Wohnungen, Hausgeräthte, Kleidung und Fuhrwerke, durch Kunst gebracht sind. Ich muß vielmehr erinnern, daß diese mannigfaltige Ergötzung unedler Sinnen nur den geringsten Theil der menschlichen Vorzüge vor den Thieren ausmacht.

Ein gleiches ist auch alsdenn von den vielerley Ergötzungen edlerer Sinnen, des Gehörs, mit allerley Musik und Reden, des Gesichts, mit tausend veränderten Gegenständen der Natur und Kunst zu sagen, wenn diese Dinge ohne Verstand empfunden werden, und nur dienen unsere lange Weile zu vertreiben, oder vielmehr unser Leben zu vertändeln. Ein Unverständiger

empfindet alles nur mit stumpfen und betäubten Sinnen, und geniesset des menschlichen Vorzugs in der Mannigfaltigkeit um so weniger, als er es durch beständigen Genuß bis zur gähnenden Unempfindlichkeit treibt. Die Vernunft muß denselben, nach der Nohtdurft und nach der Erschöpfung unsrer Leibes- und Gemühts-Kräfte, einschränken, wenn er soll ans Herze kommen; und der Geist muß zugleich aus diesen sinnlichen Dingen durch sein Denken Nahrung zu ziehen wissen, wenn die Lust geschärfet und erhöhet werden soll.

Wer beydes kann, der wird ohne den gehäuften und beständigen Ueberfluß sinnlicher Annehmlichkeiten, und des dazu gehörigen Reichthums, nicht allein mehrere, sondern auch weit höhere, zärtere, feinere Lust, auf eine wohlfeile Art geniessen, als ein Wollüstiger bey unverständiger Unmäßigkeit. Ein Armer hat oft an einem einzigen Rosen-Stöckchen, das er nach seinen Geschäften selber pflegt, und jedes Blad und jeden Knospen, mit voller Erwartung, und Achtsamkeit auf Bildung, Farbe, und Geruch, aufbrechen siehet, mehr Freude, als ein Reicher an seinem ganzen Garten, dessen Bluhmen er täglich überhin siehet, und mit Füssen tritt. Ein Paar mäßige Gerichte, mit Hunger und Wohlschmack, unter einem vernünftigen, witzigen und vertraulichem Gespräche weniger guten Freunde, gegessen, schmecken besser, als einem Könige viele kostbare Leckereyen, bey einer ein-

einsamen, oder mit Schmeichlern besetzten Tafel, schmecken können. Ein verständig Ohr hört in der Musik ganz was anders, als ein ungeschliffenes, das die Reinigkeit, Zärtlichkeit, Fertigkeit, Abwechselung und Uebereinstimmung der Töne, die reiche Erfindung des verschiedenen Ganges und der Melodie, den natürlich rührenden Ausdruck des Gedichtes durch den Gesang, nicht unterscheiden und beurtheilen kann. Setzet ein hochgräflich Menschen-Gesicht, mit ledigem Kopfe und vollem Beutel, das nebst einem Hofmeister, von feinem Geschmack und wahrer Menschlichkeit, auf Reisen geht. Sie sehen beyde einerley Gegenden, Städte, Flecken, Flüße, Seen, Berg und Thäler, Thiere und Kräuter; sie beschauen Gärten, Tempel, Palläste, Bild-Säulen, Gemählde; sie besuchen Natur- und Kunst-Cabinette, Bibliotheken, Opern, Comödien, Höfe, Gesellschaften, Bälle, Maskeraden, Jagten. Sie sehen und hören dennoch beyde nicht einerley, noch mit gleicher Lust, Reiz, Zärtlichkeit oder Geschmack: das wahre Schöne ist allein dem vernünftigen Auge sichtbar.

§ 8.

Der zweyte Vorzug der Menschen bestehet in dem Vergnügen des Verstandes an den Schönheiten der Natur und Kunst, an Wahrheit und Wissenschaft, an Einsicht und Ueberführung, an Geschichten und Erfahrungen, an Gespräch und Witz. Wir Menschen sind es alleine, auf

dem

dem Erdboden, welche Fähigkeit und Begierde haben, die Beschaffenheit, und die Ursachen der Dinge zu erforschen, und von uns selbst und der lebendigen und leblosen Natur bis zu der ersten unsichtbaren Ursache, bis zu dem vollkommensten unendlichen Wesen, von welchem alles abhängt, zu dringen, und von diesem Erkenntnisse Lust zu schöpfen. Dieses Vergnügen ist den Thieren völlig unbewust. Der sinnliche Kitzel hat gar keinen Antheil daran. Dennoch hat es viele ungemeine Vorzüge vor aller sinnlichen Lust, und giebt dem menschlichen Geiste theils rechte Nahrung und Stärke, theils edlere unschuldige Wollust. Wir können es aus der Vergleichung sehen.

Der Genuß sinnlicher Dinge hat ein enges Maaß, und weiter begleitet ihn die Lust nicht. Die Süßigkeit und Begierde nimmt ab, hört auf; die Nerven wollen nicht weiter angestrengt seyn; die Natur erfordert nichts weiter; man wird satt und unempfindlich. Erkenntniß aber kann die Seele immer mehr vertragen, und je mehr sie erhalten hat, zu desto mehreren wird sie fähig und begierig; die Lust daran nimmt nicht ab, sondern wächst ohne Aufhören.

Man kann auch der sinnlichen Lust leicht unvermerkt zu viel thun, und sich durch ihren Reiz, zu unserm Schaden, auf mehrerley Weise verleiten lassen, die Gesundheit und Kräfte schwächen, Wohlstand und Ehre kränken, Schmerz, Unlust, Reue und Schaam auf sich laden. Aber

wer

wer kann vom wahren Erkenntniß sagen, es ist zu viel, es ist unmäßig, es schadet? Vielmehr macht es uns immer vollkommener, und gereuet uns nimmer.

Die Sinne und Kräfte des Leibes werden natürlicher Weise mit dem Alter matt und stumpf, die Lust verläßt uns, wenn wir sie gleich nicht verlassen; wir werden alsdenn des Lebens müde, und die ganze körperliche Welt kann uns nicht mehr erfreuen. Wenn aber nur die Werkzeuge des Denkens ungekränkt bleiben, so wird der Geist immer stärker an Erfahrung, Einsicht, Wissenschaft, Weisheit; das Vergnügen an Wahrheiten, und das Verlangen nach Erkenntniß begleitet uns bis an den Tod, ja es erstreckt sich weit über das Ziel unsers Lebens und itzigen Vermögens.

Die sinnliche Lust ist mit dem Augenblicke des Genusses vorüber, die Erinnerung derselben ist ein bloßer Schatten und Traum; die Stärkung, so der Körper davon bekommen hatte, verschwindet wieder. Allein, Erkenntniß und Wissenschaft bleibet so lange wir leben in uns und in unsrer Macht; sie wird zum Eigenthum, und zur dauerhaften Beschaffenheit und Vollkommenheit der Seelen; wir können sie so oft wir wollen überdenken, und das Vergnügen daran ist bey der Erinnerung so lebhaft, als da wirs zuerst empfunden; zumal weil wir nicht leicht unsern Vorraht von Wahrheiten übersehen

hen können, daß er nicht mit neuer Einsicht fruchtbar seyn sollte.

Die sinnliche Lust erfordert viele äußerliche Dinge; Ort, Zeit, Gegenstand, Gelegenheit, Gesellschaft, Geld; und innerlich will sie entweder durch die Bedürfniß einer gesunden Natur, oder durch eine Ermüdung von Geschäften, schmackhaft gemacht seyn. Das Vergnügen des Gemühtes aber, welches von dem Erkenntniß entstehet, kann sich die Seele allezeit selbst, mit Nachdenken und Erfinden, oder mit Betrachtung der Natur, oder mit Lesung eines guten Buches, alleine, und ohne Unkosten, machen; und, wenn nur des Leibes Schwachheit nicht hinderlich ist, so hat sie auch allemal Begierde dazu.

Wenn wir besonders das Erkenntniß von Gott und seinen weisesten und gütigsten Absichten in dem Zusammenhange der Welt, und dessen Einfluß in unsere Zufriedenheit und Beruhigung, mit den sinnlichen Lüsten in Vergleichung stellen wollten: so würden wir dem Vergnügen des menschlichen Verstandes, das aus der Quelle aller Vollkommenheit entspringt, das allergrößte Ueber-Gewichte, gegen alle Empfindung die wir mit den Thieren gemein haben, geben können. Allein, diese Betrachtung ist zu weitläuftig, als daß sie in wenig Worten, nach Würden sollte können erkläret werden. Ich habe etwas davon im Vorberichte erwehnet; und muß mir eine weitere Abhandelung dieser

ser Materie zum Beschluße dieses Buches vorbehalten.

Ich weis übrigens wohl, daß nicht alle Menschen Gelehrte seyn können, noch daß alle Gelehrte zu höheren Wissenschaften oder Erfindungen aufgelegt sind. Aber wir können doch, als Menschen, alle empfinden, beobachten, reflectiren, denken, und was andere erfahren, bemerkt, gethan, gedacht und erfunden haben, lesen. Es giebt nützliche und dabey sehr angenehme Betrachtungen, die sich jedem, ohne Wissenschaft, anbieten; es sey im Umgange mit andern Menschen, oder in der Geschichte aller Zeiten, in Reise-Beschreibungen, in Werken des Witzes, in der Gottes-Gelahrtheit, Sitten-Lehre, Staats-Kunst, Policey, in Beschauung der Handwerker, Fabricken, Künstler, Kabinetter, in Verbesserung des Ackerbaues, der Vieh-Zucht, und Gärtnerey, in Beobachtung von so mancherley Thieren und Pflanzen, ja der ganzen Natur, und der darin hervorleuchtenden Weisheit, Absicht und Güte des Schöpfers. Daher kann es keinem Menschen leicht an Fähigkeit oder Gelegenheit fehlen, daß er sich des Vergnügens theilhaftig mache, womit wir Menschen uns über die viehische und bloß sinnliche Lust erheben können.

Billig sollte unsere Erziehung und Anführung in den Schulen darnach eingerichtet werden, daß jeder, bey seiner erwehlten Lebensart, doch einen Geschmack an irgend einer Beschäftigung

des

des Verstandes bekäme, wodurch er vor den niederträchtigen Ausschweifungen der Wollust, und der eitelen Vertändelung des Lebens, so wie vor der mühseligen Sclaverey des Geld- und Ehrgeitzes, bewahret werden, sich auf eine edlere menschliche Weise vergnügen, und zweifelsohne auch andern, so wie sich selbst, nützlich seyn könnte. Alle Menschen machen ja nach ihrer Art Versuche und Vernunft-Schlüße; sie sind Beobachter und Erfinder; nur daß sie es auf gemeine Dinge anwenden, und nicht wissen, daß ihre Fähigkeit zu was mehrerem aufgelegt sey, und sich gleichsam spielend, ein viel größeres und reineres Vergnügen an betrachtungswürdigen Dingen erwerben könnte. Wir haben sehr viele schöne Beobachtungen und Erfindungen in der Natur und Kunst denen Ungelehrten zu danken; ich kenne unterschiedliche derselben, die ihren Zeitvertreib müßiger Stunden mit der grössesten Lust in einer Sammlung oder Untersuchung einer gewissen Art von Dingen finden. Andere, und selbst das Frauenzimmer, nehmen doch, wieder die lange Weile, ein gutes Buch zur Hand, dadurch sie ihren Verstand und Witz schärfen, und ihr Erkenntniß vermehren können. Nichts aber ist für alle und jede begreiflicher, nützlicher und angenehmer, als was zur Betrachtung der Weisheit und Güte des Schöpfers in seinen Werken, und zu unsrer Sittlichkeit und Glückseligkeit gehöret. Wie viele sind nicht, denen ihr Stand und Reichthum einen so

leeren

leeren Raum des Lebens läst, daß sie ihn unmöglich auf eine angenehme Weise mit lauter gewohnten Kleinigkeiten ausfüllen können, sondern sich selbst zur Last werden, weil sie nichts größeres vorzunehmen, oder etwas zu denken und zu lesen Lust haben? Die fühlen alsdenn, zu ihrem Verdruße, daß sie dem Bemühen ihrer regen Natur-Kräfte entgegen handeln, und sich des wahren menschlichen Vergnügens berauben.

Die Gelehrten haben vor andern an der Belustigung des Verstandes und Witzes Anspruch, und finden darin eine innere eigenthümliche Belohnung ihrer Beschäftigung. Aber man muß von ihnen nicht nach derer Beyspiel urtheilen, die ihre Wissenschaft, ohne Geschmack und Nutzanwendung, handwerksmäßig, und nur um des Brods willen, treiben, oder sich bloß am Rande derselben aufhalten, und nichts als die Hülsen kosten. Ich rede von solchen, die ins innere gedrungen sind, und das wahre Schöne und Nahrhafte derselben schmecken, das den wißbegierigen Verstand nicht minder sättigt als vergnüget, und das Gemüht durch Einsicht der Vollkommenheit der Dinge zu seiner eigenen Vollkommenheit bildet. Diese, sage ich, haben des erwehnten Vorzugs vor den Thieren, und vor deren bloß sinnlichen Lust, vorzüglich zu genieſſen. Gewiß, wenn nicht das Vergnügen an der Einsicht nützlicher Wahrheiten, in sich selbst, stärker und erquickender wäre, als alle

sinnliche Ergötzlichkeiten seyn können: so würden nicht Leute, die beydes geprüft und erfahren, und eins sowohl als das andere zu wählen, Fähigkeit, Mittel und Gelegenheit genug haben, freywillig der Untersuchung von Wahrheiten nachhängen, und alle andere sogenannte Lustbarkeiten des gemeinen Haufens dagegen geringe achten.

§ 9.

Der dritte Vorzug der Menschen entspringt aus dem vorigen. Das vernünftige Erkenntniß Gottes, der Welt, und unserer eigenen Natur, giebt ein vernünftig Vergnügen des Willens, an der äußeren Vollkommenheit sowohl, als unsrer eigenen.

Ein Thier geniesset zwar, nach seiner Art, des Nutzens, der ihm von inneren und äußeren Vollkommenheiten sinnlich angedeyet; aber der Vollkommenheiten selbst geniesset es nicht, weil es gar keine Einsicht oder Empfindung davon hat. Ein jedes ist für sich in seinen körperlichen Theilen, die zum Leben, zur Empfindung, Bewegung und Fortpflanzung gehören, aufs künstlichste gebildet, und dabey mit nöhtigen Trieben und Fertigkeiten versehen; aber keines ist fähig, seine eigene Vollkommenheit, die im Körper oder in der Seelen liegt, zu erkennen, oder daran Lust zu haben. Die Mannigfaltigkeit, Ordnung und Uebereinstimmung der äußeren Dinge ist gleichfalls für die Thiere was unsichtbares, und dringt ihnen daher auch nicht ans Herze. Alle

Schön-

Schönheit, Kunst und Absicht in der Natur rühret sie nicht; geschweige, daß sie sich zu dem Urbilde und zu der Quelle aller Vollkommenheiten erheben könnten, oder von dem Reiz der Tugend etwas wüsten.

Der Mensch allein siehet und empfindet das Geistige in dem Irrdischen. Es ist nicht der Kitzel unsrer sinnlichen Gliedmaaßen von einer leblosen Materie, sondern eine eigenthümliche Fähigkeit der höheren Seelen-Kräfte, durch welche wir die Schönheit, Kunst, Vollkommenheit und Absicht in den Dingen wahrnehmen, bewundern, abbilden, und in dem anschauenden Erkenntniß derselben Lust genieſſen. Unser Verstand alleine ist es, der den Verstand und die gute Meynung in den Buchstaben der Natur einsiehet, der darin die Regeln aller Wissenschaft Weisheit und Glückseligkeit lieset, und in den Ausdrücken der höchsten Vernunft und Liebe den vollkommensten Werkmeister erkennet. Diese Einsicht aber reizet, rühret und ergötzet das Gemüht, auf eine Weise, die allen groben Kitzel der Sinne übersteiget. Diese nähret, stärket, und erquicket den Geist, so ferne er sich von dem Körper unterscheidet. Diese allein beruhiget die menschliche Seele, und thut dem edleren Verlangen unserer Natur Genüge.

Wenn uns auch andere Menschen ein Bild der Vollkommenheit werden, so empfinden wir an ihrer Bekanntschaft und ihrem Umgange ein Vergnügen, davon die Thiere nichts wissen. Ihre

Erfahrung, Wissenschaft, Kunst, ihre Gemühts-Gaben, guter Geschmack und Geschicklichkeit, ihre Klugheit, Vorsicht, Mäßigkeit, ihre Ehrlichkeit, Treue, Liebe, Freundschaft, Dienstfertigkeit, Dankbarkeit, Sanftmuht, Billigkeit, Gerechtigkeit, und übrige Tugenden, nehmen uns das Herze durch einen süssen Zug der Liebe ein; und der lasterhafteste selbst kann sich der Hochachtung und Ehrfurcht gegen solche Gemühts-Vollkommenheiten nicht erwehren.

Nichts aber ist uns näher als wir uns selbst sind. Und wenn wir menschlich handeln, so werden wir unsern Verstand und Willen, nicht allein nach den Vollkommenheiten anderer Menschen, sondern hauptsächlich nach dem göttlichen Urbilde, und nach den Regeln und Absichten, die Gott in der Natur ausgedruckt hat, bilden; damit wir zu einem Besitze wahrer Vollkommenheit gelangen, und mithin gegründete Ursache haben, uns an unserer eigenen Vollkommenheit zu vergnügen. Keine Vorstellung kann uns angenehmer seyn, als die uns selbst in unsern Augen schön abmahlet, und keine Lust ist dauerhafter, als welche nicht aus der Einbildung, sondern aus der unwandelbaren Empfindung wirklicher Vorzüge, insonderheit der Seelen, und die wir uns selbst erworben haben, entstehet.

Zwar sind uns auch unsere Natur- und Glücks-Gaben angenehm. Wir freuen uns,

über

über die gute Bildung, Gesundheit, Stärke, Hurtigkeit des Körpers; über die Fähigkeit und Schärfe der Sinne, der Einbildungs-Kraft, des Gedächtnisses, des Witzes, und der Vernunft; über unser Geschlecht, Stand, Verwandschaft, Mittel, Bequemlichkeit, Ehre. Aber nichts schmeichelt uns auf eine süssere Weise, als was wir zugleich unserm eigenen Bemühen zu danken haben, und was wir dadurch vornemlich unserm Verstande und Willen zu eigen gemacht. Wenn wir uns durch fleißiges Gespräche, Beobachtung, Versuche, Lesen, Nachdenken, Erfinden, eine ausnehmende Einsicht, Kunst, Wissenschaft, und Klugheit erworben; wenn wir unsere Neigung zu liebreichen, reinen, edelen Absichten, gelenket und gewöhnet haben; wenn wir uns der Vollziehung unserer Pflichten, nützlicher Bemühungen, und rühmlicher Verrichtungen bewust sind; wenn wir unser Gemüht durch eine heitere Zufriedenheit, getrosten Muht, und zuversichtliche Hofnung aufgekläret haben: dann geniessen wir einer höheren und überwiegenden Lust, die uns Menschen vorzüglich glücklich macht.

Ich muß aber hiebey noch eine Vergleichung anstellen, welche die tägliche Erfahrung nöhtig macht. Die Geschicklichkeit, welche wir in unserm Verstande wahrnehmen, ist allerdings ein angenehmer Gegenstand unserer Betrachtung: und dennoch wird der schärfste Verstand und das weiteste Erkenntniß dem Menschen oft ein

Fallstrick zum Mißvergnügen, wenn sein Wille nicht in die göttliche Absichten tritt. Er thut sich selbst nimmer genug, und ist mit dem Reichthum der Natur- und Glücks-Gaben noch nicht zufrieden: er erblicket Leibes- Gemühts- und Glückes-Vorzüge bey andern, und das quälet ihn mit Unruhe und Neid: oder er sieht an andern viele Einfalt, Unwissenheit, Irrthümer, Thorheit, Boßheit, und das erfüllet sein Herz mit Verachtung und Haß: er wird nimmer genug geehrt, geachtet, geliebt, erhoben, und das ängstet ihn mit Verdruß, Zorn und Rache. Er bemühet sich wohl gar, mit allem seinen Witze und Erkentnisse, Unvollkommenheiten in der Natur zu entdecken, die Vorsehung zu meistern, Gott aus der Welt hinauszudenken, und sich einem blinden Schicksahle, oder einem wilden Ohngefehr, ohne Zuversicht und Hofnung, zu übergeben. Kurz, alle seine Geschicklichkeit dienet ihm nur, sich mißvergnügt und unglücklich zu machen; wie dem Geizigen sein Geld, nur es desto weniger zu gebrauchen, und desto ärmer zu leben. Die Vollkommenheit des Willens fehlet beyden, als welche unserm Vergnügen den rechten Ausschlag geben, und alle übrige Vortheile ans Herze dringen muß. Der Mensch ist vornemlich zur vernünftigen Zufriedenheit und Liebe gebohren. Je mehr er seine und anderer Dinge Vollkommenheit erkennet, suchet, liebet, geniesset, so wie es die Verknüpfung in der Welt mit sich bringet, desto glücklicher-

licher ist er. Und er kann es in seiner Maaße weit über alle andere Thiere seyn, wenn er nur seinen Willen nach dem Ziele, wozu ihn die Vorsicht des Schöpfers in der Welt bestimmet hat, richtet.

§ 10.

Es ist noch ein wichtiger Vorzug über, der uns Menschen von den Thieren sehr unterscheidet. Alle Thiere erreichen zwar durch ihre Sinne und Triebe, ohne Fehl, eine gewisse Art und einen gewissen Grad der Vollkommenheit, und daraus fliessende Lust und Glückseligkeit; aber sie bleiben auch immerfort in einerley unbeweglichen Schranken bestehen, und können nicht ein Haar breit weiter kommen. Ein Vogel einer Art bauet sein Nest nicht anders, nicht künstlicher, vester, bequemer, wie der andere; und die neue Vogel-Welt ist darin nicht das geringste klüger worden, als ihre Vorältern. Die Spinnen weben noch ihr Netze nach der alten Weise, die vor vielen tausend Jahren in ihrem Geschlechte gegolten. Der Gesang der Nachtigalen bleibt, wie er zu Adams Zeiten gewesen. Die Regierungs- und Haushaltungs-Kunst der Bienen folgt denen Regeln unverändert, welche stets ihr Glück gemacht. Mit einem Worte, kein Thier, und keine Thier-Art kann an Vollkommenheit zunehmen; sie sind gleich, ohne ihr Bemühen, so vollkommen, als sie werden können und sollen; es bestehet aber alles im Sinnlichen. Sie wissen von kei-

ner höheren Vollkommenheit als die ihnen angeerbt ist, sie haben keine Fähigkeit zu einer größeren, und also auch kein Verlangen oder Bemühen, sich und ihren Zustand zu bessern.

Der Mensch hingegen kommt mit keiner bestimmten Fertigkeit und Kunst auf die Welt; er hat aber eine unbeschränkte Fähigkeit des Verstandes, und Begierde des Willens, zu einer immer höheren Vollkommenheit, und eine vernünftige Freyheit des Willens, daß er die besten Mittel zu diesem Zwecke wählen kann. Daher ist der Mensch unter allen Thieren des Erdbodens der einzige, der in seinem Geschlechte vollkommener wird, und werden kann, als seine Vorfahren, und als er selbst anfangs gewesen. Die heutige Art, Mannigfaltigkeit und Menge sinnlicher Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeit, übertrift ohne Zweifel nicht allein die erste rauhe, sondern auch die alte und mittlere gesittete Lebensart. Die Künste, Handelung, Schifahrt, steigen von Tage zu Tage. Die Wissenschaften, und insonderheit das Erkenntniß der Weltweisheit, Meßkunst, Natur-Geschichte, Versuche, Beobachtungen und Natur-Lehre, werden immer höher getrieben. Regiment, Policey, Krieges-Kunst sind weit sicherer, billiger, vortheilhafter, als vor Zeiten.

Nur zweifelt man, ob die Menschen in guten Sitten besser geworden sind. Die Vergleichung ist etwas schweer. Doch dünkt mich, daß wenigstens viele, vormals allgemeine, barbarische

barische Gewohnheiten und unmenschliche Laster, theils durch einen besseren Geschmack der Menschen, theils durch weise Verordnungen und Gesetze, theils durch die gesäuberte Religion, abgeschaffet und durchgehends verabscheuet worden. Es scheinet nur auf einige Verordnungen bey der Erziehung der Jugend, und in der Policey, anzukommen, daß denen noch herrschenden Lastern vorsichtiger gesteuret, hauptsächlich aber mehrere innere Sittlichkeit und wahre Tugend in die jungen Gemühter gepflanzet, und durch Gewohnheit und Vernunft bestättiget werde. [2]

Das

[2] Wenn die Menschen überhaupt, sittlich, noch besser, und in so ferne auch glücklicher und zufriedener werden können, als sie itzo sind, wie ich nicht zweifele: so kann solches nicht füglicher geschehen, als wenn der Grund dazu in zarter Jugend gelegt wird. Wenn ein Gemüht erst durch Nachläßigkeit der Zucht, böse Beyspiele und Gewohnheiten, verwildert und verdorben ist, so kommen hernach alle vernünftige Vorstellungen und Gesetze zu späte. Der Verstand erkennet zwar ihre Wahrheit, und das darin liegende Gute; aber Sinnlichkeit, Affecten und Laster sind schon zu stark eingewurzelt, und siegen ob. Die Tugend ist allerdings der menschlichen Natur gemäßer als die Laster: Arbeitsamkeit und Fleiß reimt sich eher zu den Bemühungen reger Kräfte, als Müßiggang und Faulheit: es ist natürlicher aufrichtig zu sagen was man denkt, wie auch Kinder thun, als gegen seine Meynung sprechen: Ordnung und Uebereinstimmung, Liebe und Ge-

Das menschliche Geschlecht ist überhaupt noch einer weit grösseren Vollkommenheit, nicht allein des Verstandes, sondern auch des Willens, fähig; und die Tugenden sind unserer Natur, und deren Absichten, weit gemäßer als die Laster. Daher kein Zweifel ist, daß die Nachwelt, durch das allgemeine natürliche Bemühen nach größerer Vollkommenheit, uns beydes in Sitten und Erkenntniß noch weit übertreffen wird.

Wenn wir auf einzele Menschen sehen, so äussert sich der Unterschied von den übrigen Thieren,

genliebe sind uns von Natur angenehmer, als Unordnung, Unvollkommenheit, Haß und Feindschaft. Allein, wir sind wie die edleren Pflanzen, in welchen eine schöne Frucht steckt; die jedoch in ihrer eigenen Erde und Luft gepflanzet, gewartet und gezogen seyn wollen, die von allem Unkraute umher das sie ersticken kann, befreyt, und dazu gepfropft oder oculirt werden müssen, damit der rohe und herbe Saft gemildert und zur süssen Reife gebracht werde. Menschen, und gute menschliche Gesellschaft sind das Erdreich, in welchem wir aufwachsen müssen; aber böse Exempel sind das Unkraut in derselben, worunter alles Gute, was in uns ist, erstícket. Die Sinnlichkeit ist der rohe Saft in uns, welcher zur herben Frucht ausschlägt, wenn er nicht durch gute Gewohnheit und Gebrauch der Vernunft gemildert und gekocht wird. Die Erziehung ist die Baumschule, in welcher eines geschickten Aufsehers Hand gesunde und nutzbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ziehet.

Wir

ren, auch bey jedem ins besondere. Ein jedes Thier wird mit der Vollkommenheit gebohren, die es jemals erhalten kann: es kann sich selbst durch Witz, Uebung und Fleiß, nicht vollkommener machen: es denkt und sinnet auch nicht darauf, es weis von keiner Vorstellung eines Besseren, von keinem Hoffen, Wünschen, und Verlangen des Zukünftigen und Möglichen. Aber ein jeder Mensch sucht allezeit vollkommener zu werden; und kein Mensch ist auf der Welt, der in seinem Leben, wirklich so vollkommen wird, als er werden könnte und wollte. Nie-

Wir haben zu dem Ende bisher einige gute Bücher von der Erziehung, für Aeltern. Aber wer lieset sie? wer brauchet sie? Ich weis auch nicht ob ihre Regeln aus der inneren Natur der Menschen hergeholet sind, daß sie eine gründliche Besserung schaffen könnten. Die wenigsten Aeltern haben selbst die Zeit, den Verstand, oder die Lust auf ihrer Kinder Erziehung genaue Acht zu geben: viele aber zeigen ihnen wohl gar schlechte Beyspiele in Handelungen und Reden, zur Nachahmung. Manche Aeltern sind aus Armut nur über ihr Brod aus, und lassen die Kinder verwildern, auf die Gassen laufen, Unarten lernen, betteln, stehlen, und so es viel ist, frühe ein Paar Groschen verdienen. Andere nehmen etwa zur Beyhülfe Hofmeister an, so wohlfeil als sie zu bekommen sind; Gott weis aber wie geschickt an Wissenschaften, Geschmack und Sitten. Die öffentlichen Schulen sind mehr zum Unterrichte im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Gedächtniß-Formeln, in ein Paar alten Sprachen und Geschichten, als

zur

Niemand thut seinem Begriffe, Vermögen oder Verlangen, hierin genug, wenn er auch alle Klugheit und Fleiß anwendet. Er mag so glücklich, groß, mächtig, geliebt, geehrt und reich; so gelehrt, künstlich, witzig, weise und klug, ja so edelmühtig, liebreich, sittsam und tugendhaft seyn, wie er will: so hat er doch noch eine Vorstellung von einer weit größeren Stuffe oder höheren Art der Vollkommenheit, die er nicht besitzet, deren er sich doch fähig hält, die er sich wünscht, darnach er Lust hat, und strebt. Wenigstens sucht er allezeit die mehrere Vollkommenheit

zur Einflössung und Uebung der Tugend-Lehren eingerichtet; können auch kaum darin viel gutes stiften, da es zu Hause durch Verzärtelung, und durch allzugroße Freyheit der Jugend, mehrentheils wieder vernichtet wird. Und, damit ja nicht viele tüchtige Männer an Schulen zu dienen Lust bekommen mögen, so lohnet man sie wohl mit Hunger und Verachtung. Ich will von Universitäten nicht sagen, nach deren itziger Verfassung der rasenden Wildheit noch viele Thüren offen stehen. Diese Erziehung ist es, welche uns die Bürger giebt. Wunder! daß sie noch so viele gute oder leydliche liefert. Sollte es nicht möglich, sollte es nicht der Mühe wehrt seyn, sie zu bessern? Und würde es nicht einem großen Herrn zu besonderer Ehre gereichen, wenn er in seinem Lande, wenigstens zum Versuche, alle Fündlinge, uneheliche, verweiste, und ihren dürftigen Aeltern zur Last fallende Kinder, auf dem Lande, besonders, unter eines vernünftigen Mannes Aufsicht, bis zum gesetzten Alter, erziehen liesse? Dergleis

menheit in der ferneren Erhaltung seines Lebens und guten Zustandes, so lange als er nur voraus denket. Kurz, die Begierden des Menschen gehen immer über das erreichte Ziel hinaus, und laufen ins Unendliche, er mag auf eine wahre oder bloß vermeinte Vollkommenheit fallen: und keine Zufriedenheit der Menschen ist so groß, daß sie sich die Fortsetzung und Vermehrung der Glückseligkeit versagte.

§ II.

Wenn wir alles zusammen nehmen, was aus obiger Vergleichung kann geschlossen werden, so erhellet

gleichen Kinder haben sonst die allerschlechtste Erziehung, lernen nichts, werden Brudler, ungeschickte und untreue Dienstboten, Arme, Bettler, Lasterhafte, Betrüger, Diebe, und setzen wieder eine Menge ihres Gleichen in die Welt, die den Staat überschwemmen. So aber könnten sie nicht allein für sich besser und glücklicher werden, sondern auch dem Staate großen Nutzen schaffen; wenn sie nach ihrer Fähigkeit angewiesen würden, wenn allerley Kunst- und Hand-Arbeit, die der bürgerlichen Nahrung keinen Eingrif thut, damit verknüpft würde. Es würde auch nicht unbillig seyn, wenn die schlechteren Köpfe zu gemeinen Soldaten erzogen würden. Die Kosten dürften auch anfangs geringer seyn, als man glaubt, wenn nur so viel Land dazu eingeräumet würde, als die erforderliche Anzahl, die das Land selbst bearbeitet, mit Land-Kost nähren kann. Mit der Zeit könnte eine solche Stiftung so gar einträglich und nutzbar gemacht werden. Allein hier ist der Raum zu enge, mich darüber umständlicher zu erklären.

erhellet 1) daß wir durch mehrere Bedürfniß leiblicher Dinge, und durch gänzlichen Mangel angebohrner Fertigkeiten, von Natur, wie zur Geselligkeit mit andern Menschen, so zum Gebrauche unserer Vernunft getrieben werden; so wohl das benöhtigte zu erhalten, als es zu unserm wahren Nutzen anzuwenden. 2) daß wir aber, durch die Stillung der leiblichen Begierden, nach unserer Natur, nicht so gänzlich zufrieden und glücklich werden können, als die Thiere; sondern eines Theils die sinnliche Lust durch die Vernunft reinigen, vervielfältigen, würzen, und zum feineren Geschmacke bringen; andern Theils, nach unserm Verstande, Vergnügen am Erkenntniß der Wahrheit, nach dem Willen, Lust an der Vollkommenheit der Dinge finden, und darin durch die Natur bis zur ersten Quelle aller Wahrheit und Vollkommenheit steigen. 3) daß unsere Fähigkeit und Begierde nicht in so engen oder gemessenen Schranken der Vollkommenheit und Glückseligkeit, als der Thiere, eingeschlossen ist; sondern daß sich beydes unsere Vorstellung des möglichen und zukünftigen Guten, und unser Bemühen nach diesem erkannten Guten, über die Schranken des jederzeit gegenwärtigen Zustandes, zu immer mehrerer Vollkommenheit und Glückseligkeit, bis ins Unendliche erstrecke.

In diesen Stücken besteht demnach des Menschen besondere und vorzügliche Natur. Was der Gebrauch der Vernunft zur Erhaltung nicht

allein

allein einer gereinigten sinnlichen, sondern auch einer immer höheren Gemühts-Vollkommenheit und Lust, mit sich bringt, das ist menschlich, das ist natürlich, oder der Absicht des Schöpfers bey unserer Natur gemäß. Denn das Wesen und die Natur der Dinge sind Mittel göttlicher Absichten, und alle Absichten Gottes sind auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Daher auch umgekehrt, alles Gute, was aus der Natur oder den Kräften der Dinge, nach ihren Regeln, entspringen kann, göttliche Absicht ist. Also ist das Bemühen unserer vorzüglichen Kraft der Vernunft nach einer immer höheren Vollkommenheit, deren wir dadurch fähig sind, ein göttlicher Wink, Reiz und Trieb zu demjenigen Ziele, wozu wir bestimmet sind.

Daraus folget auch, daß alle diejenigen ganz unnatürlich denken und handeln, die einen blinden viehischen Trieb zur Richtschnur menschlicher Handelungen machen. Denn der Mensch hat keine solche Triebe, das ist, solche angebohrne Bemühungen die mit einer Kunst und Fertigkeit verknüpft sind, als die Thiere haben. Daher ist es auch nicht möglich, daß uns ein blinder Trieb zu irgend einer Vollkommenheit und zu unserm wahren Wohl führen könne. Wir haben freylich eine Begierde zur sinnlichen Lust mit den Thieren gemein; aber diese Begierde ist in unserer Natur nicht durch regelmäßige Triebe, Künste und Fertigkeiten, zu unserem Wohl bestimmet und beschränket. Ein Thier

braucht,

braucht, bey seiner sinnlichen Begierde, keiner Vernunft zum Wegweiser und Führer; der Trieb reizet seine Begierde nimmer zur Unzeit, oder unmäßig, und führet es allemal sicher und richtig zu ihrem, obgleich niedrig gesteckten, Ziele. Aber wenn der Mensch bloß dem Reize sinnlicher Lüste nachgehen will, ohne einen solchen getreuen Führer zu haben, und ohne die eigenthümliche Kraft der Vernunft, die ihm statt der Triebe gegeben ist, zu gebrauchen: so rennt er allemal in sein Verderben.

Ich kann demnach auch nicht unerinnert lassen, daß sich dasjenige, was uns natürlich, oder unserer Natur gemäß ist, auf eine ganz andere Art äussert, wie bey den Thieren. Bey diesen braucht es keiner Erfahrung, Beyspiele, Anweisung, Uebung, Ueberlegung und Wahl; ihre Kraft ist mit der Geburt selbst gänzlich und genugsam zu ihren Verrichtungen bestimmt, und erreichet ihren Endzweck, ohne weitere eigene Bemühung einer mehreren Vollkommenheit. Aber die menschliche Natur und Kräfte bringen uns zwar anfänglich, auch ohne unsere Ueberlegung und Wahl, durch eingepflanzte Regeln, auf den ersten Weg der Wahrheit und Vollkommenheit; daß wir schon als zarte Kinder über alle Dinge in unserer Vorstellung reflectiren, und ohne und wieder die Regeln der Einstimmung und des Wiederspruchs wissentlich nichts gedenken können, und nichts wollen können, als unter der Gestalt des Guten, nichts verabscheuen kön-

können, als unter der Gestalt des Bösen. Ja es liegt auch in eben denselben eingepflanzten Regeln unsers Verstandes und Willens, der Grundriß zu ihrem richtigen Gebrauche, und so zu reden zu einer natürlichen Vernunft-Kunst und Sittlichkeit. Allein die wirkliche Anwendung dieser natürlichen Regeln auf jeden vorkommenden Fall, das ist, die Kunst und Fertigkeit unserer Natur gemäß richtig zu denken und zu wollen, ist uns nicht zugleich durch einen blinden Trieb mitgegeben; (denn ein blinder Trieb, oder eine blinde Fertigkeit, konnte ja auch keine vernünftige Einsicht und Tugend zu Wege bringen:) sondern sie erfodert unsere Ueberlegung und freye Wahl, und in beyden eine anhaltende Uebung und Vorsatz. Und eben diese eigene Ueberlegung und Wahl bringt die menschliche Natur nicht allein überhaupt mit sich, sondern sie ist auch dann besonders natürlich, oder unserer Natur gemäß, wenn sie den eingepflanzten Regeln, die den Weg zur Wahrheit und Vollkommenheit weisen, gemäß ist; aber unnatürlich, wenn sie auf das Gegentheil führet.

Es erhellet daraus, daß diejenigen einen gar verkehrten Begrif von der menschlichen Natur haben, die keine Handelung durch unsere Natur bestimmt halten, weil wir nicht wie die Thiere durch einen blinden unwiedersetzlichen Drang zu unseren Handelungen getrieben, und so zu reden mit Gewalt, bey den Haaren, zu unserem Ziele gestossen und gerissen werden; weil

wir nicht alle einerley und auf eine Art, sondern einige Menschen so, andere anders denken und handeln. Das ist offenbar falsch geschlossen: unsere Natur bestimmet unsere Handelungen nicht blindlings und gleichsam zwangsweise; also bestimmt sie dieselben gar nicht. Hat denn nicht, ausser der blinden Bestimmung, auch eine vernünftige statt? und ist diese nicht der menschlichen Natur gemäß? Ist es darum nicht durch unsere vernünftige Natur bestimmt, daß wir die Füße, die den ganzen Leib tragen sollen, in ihrer ordentlichen Größe wachsen lassen; weil es dem Sineser einfällt, dem Frauenzimmer die Füße zu einer unnatürlichen Kleinigkeit zu zwängen? Ist es darum nicht vernünftig-natürlich, auf den Füßen zu stehen, und mit denselben vorwerts zu gehen; weil es möglich ist, daß auch einer rückwerts gehen, und das ein Positurmacher auf dem Kopfe stehen und auf den Händen gehen kann? Gleichwie wir aber diesen Zwang und diese Bewegung billig unnatürlich heissen, ungeachtet sie nicht übernatürlich, und also natürlicher Weise möglich ist: so ist auch aller Mißbrauch der Vernunft im Denken und Handeln unnatürlich, das ist, denen uns eingepflanzten Regeln unsrer Kräfte entgegen, weil er uns nicht zur Wahrheit und Vollkommenheit führet; als wohin die Regeln des Verstandes und Willens gerichtet sind. Dagegen ist natürlich, oder unserer Natur und angebohrnen Kräften gemäß, und sodann auch göttlicher Zweck, was

mit

mit dem Bemühen unserer Kräfte und mit den Regeln unserer Vernunft übereinstimmet.

§ 12.

Allein, wenn nun ein Mensch seiner Natur folgt, das ist, wenn er ausser dem vernünftigen Bemühen nach Wohlstand, Freundschaft, Ehre und sinnlicher Lust, hauptsächlich an der inneren Vollkommenheit des Verstandes und Willens sein Vergnügen sucht: kann er denn seiner Natur in der Welt Genüge thun, das ist, völlig zufrieden und glücklich werden?

Man siehet leicht, daß bey dieser Frage die Hindernisse unserer Zufriedenheit, und die Hülfsmittel welche uns die Natur dagegen gegeben hat, mit in Erwegung zu ziehen sind. Auf das erste kann ich kurz antworten, weil es Dinge betrift, die ein jeder aus eigener Erfahrung weis.

Unser natürliches Bemühen hat von aussen, hat von innen viele Hindernisse, die es uns an sich unmöglich machen, dasselbe in diesem Leben so vollkommen zu vergnügen, daß wir nichts mehres und besseres wünschten. Die Verknüpfung der körperlichen Dinge in der Welt unterwirft uns manchen wiedrigen Zufällen, die wir nicht voraus sehen noch verhüten können, und die wir uns doch, schon ehe sie kommen, vermöge unserer Natur, aus anderer Beyspiel und Geschichte, als möglich vorstellen. Die Menschen, mit welchen ein jeder vornemlich umgehet, die Verfassung der Gesellschaft, und der Lauf der Zeiten, in welchen wir leben, sind un-

sern Absichten vielfältig entgegen. Wir empfinden öfteren Verdruß, wenn durch diese Ursachen unsere Lust, Ehre, und Wohlstand gekränket, oder wenigstens gehindert wird so hoch zu steigen als wir wünschten. Unser Körper ist vielen Schmerzen und Krankheiten bloß gestellet, und erwartet einen gewissen Tod, zur ungewissen Zeit, und auf unbekannte Art. Unser Gemüht wird durch Erziehung und Umgang bald gut, bald schlecht gebildet, und hängt von des Körpers Beschaffenheit, in seinen Verrichtungen, und in seinem Vergnügen, großen theils ab. Und wenn wir uns auch alle Mühe nach wahrem, gründlichen und nützlichen Erkenntniß, und nach Pflicht, Tugend, Freundschaft und Menschen-Liebe geben; so können wir doch weder allen Irrthum verhüten, noch den Grad und die Größe des Erkenntnisses erlangen, welche wir suchen, noch auch allemal unsere Leydenschaften und sinnliche Begierden in den Schranken der Vernunft erhalten, oder durch die weiseste Aufführung, aller Menschen Liebe, Freundschaft und Achtung gewinnen.

Es ist wohl gewiß, daß wir viele Unvollkommenheit und Wiederwärtigkeiten durch Fleiß, Weisheit und Tugend vermeiden, oder wenigstens mildern und versüssen, und dagegen uns manch großes Gute erwerben, manch überwiegendes Vergnügen schaffen können. Allein, eine Vollkommenheit und Glückseligkeit, die unserm Verlangen gleich wäre, ist doch nicht zu

hoffen;

hoffen; und die gröste Weisheit und Tugend reicht nicht zu, alle Unlust abzukehren. Wir sind so ferne weit schlimmer daran, als die Thiere, daß ein Quentlein gegenwärtigen Schmerzens und Verdrusses, wegen unserer Vorstellung, viele Pfunde vergangener Lust und Vergnügens überwieget, und daß wir das zukünftige mögliche oder gewisse Böse voraussehen und vorher empfinden; wenigstens, daß unser Verlangen, Wunsch und Bemühen, sich allemal weit über das allergrößte Glück, und über die gröste Vollkommenheit, welche sich in diesem Leben erhalten lassen, erstrecket. Wenn auch das Leben noch so glücklich und vergnügt geführet wäre: so wird es doch, je näher es dem Tode rückt, durch die Vorstellung eines gewissen Endes, natürlicher Weise, mit Furcht und Angst vergället.

Ich rede noch von dem Menschen, ohne Religion betrachtet, um zu zeigen, daß wir unserer Natur mit aller Vernunft und Tugend noch lange nicht Genüge thun, wenn wir nicht bis zum Erkenntniß des höchsten Wesens und seiner Absichten steigen. Denn so wenig der Verstand ohne dieses Erkenntniß den zureichenden Grund, und Zusammenhang aller Dinge, und die Vollkommenheit welche in der Welt herrschet, finden kann: so wenig wird auch unser Wille, ohne Hochachtung, Liebe und Verehrung unsers Schöpfers, und besonders ohne Zuversicht auf dessen weise und gütige Vorse-

hung, und ohne die Hofnung eines vollkommenern unvergänglichen Lebens, wozu er uns bestimmet hat, beruhiget. Ich weis aus dem Umgange mit Menschen, daß Atheisten selbst, in Ermangelung dieses Erkenntnisses, ihre Gemühts-Unruhe und Verwirrung ängstlich empfinden, zumal wenn sie an den Tod gedenken, und daß sie nicht ohne Bewegung wünschen davon überzeugt zu seyn. Es wird also meinem Zwecke gemäß seyn, daß ich diese beyde große Wahrheiten, als Haupt-Stützen unserer Zufriedenheit, veste setze, und letzlich überhaupt den Einfluß, welchen die Religion in unsere Glückseligkeit hat, klärlich darthue.

Die achte Abhandelung.

Von der göttlichen Vorsehung.

§ 1.

Die Vorsehung Gottes ist eine Folge des Rahts der Schöpfung. Eben die inneren Vollkommenheiten der Weisheit, Güte und Macht, welche ihn vermogt haben, die Welt in gewisser Absicht zur ersten Wirklichkeit zu bringen, die erstrecken sich auch über die ganze Daure der Welt in allem Zustande, nach allen

len und jeden, selbst den allerkleinsten Theilen und Begebenheiten. Denn man würde diesen unendlichen Vollkommenheiten zu nahe treten, wenn man sagen wollte, daß entweder seine Weisheit, bey der ersten Anlage, nicht den ganzen Zusammenhang der zukünftigen Welt, nach der Uebereinstimmung mit seiner Absicht, aufs deutlichste durchschauet hätte; oder daß sein Rahtschluß, bey solcher Einsicht in alles Zukünftige, die Begebenheiten, welche seinem Zwecke gemäß seyn würden, nicht auf einmal und unveränderlich gut geheissen; oder daß etwas ausser Gott, ohne ihn und seine Kraft, bestehen könnte. Demnach kann auch in der ganzen Welt, in allen Zeiten, nicht das geringste seyn und geschehen, das Gott nicht von Ewigkeit vorher gesehen hätte, oder das nicht in seiner Absicht und Rahtschlusse mit befasset wäre, oder dessen Wirklichkeit nicht von seiner Wirkung abhinge.

Man kann also die göttliche Vorsehung nicht läugnen, ohne das Daseyn Gottes, und seiner Vollkommenheiten, nebst der Schöpfung, aufzuheben. Setzte man etwas in der Welt, das der Schöpfer nicht vorher gesehen, oder das er anders vermuhtet hätte: so würde man zugleich seinem Verstande Schranken setzen, und ihm, statt der Allwissenheit und vollkommensten Weisheit, Unwissenheit, Dunkelheit, Undeutlichkeit, Uebereilung, Wiederspruch und Irrthum beylegen. Wollte man sagen, daß er sich um

die Welt, oder um alle Kleinigkeiten in derselben, nicht weiter bekümmere: so würde man sich so wohl das göttliche Erkenntniß, als seinen Willen, nach menschlicher Schwachheit vorstellen. Denn das setzte voraus, daß bey Gott, so wie bey uns Menschen, das Erkenntniß der Dinge erst nach ihrer Wirklichkeit erfolgen könnte, daß er, um das wirkliche zu erkennen, eine mühsame Achtsamkeit auf dieselbe nöhtig hätte, und daß er doch die Dinge nicht von solchem Wehrt hielte, sich die Mühe anzuthun. Allein Gottes Wissen hängt nicht von der Wirklichkeit der Dinge, sondern umgekehrt, die Wirklichkeit der Dinge hängt von Gottes Wissen und Rahtschluß ab. Es kann nichts zufälliges wirklich seyn oder werden, was nicht völlige Möglichkeit hat; und nichts dergleichen kann möglich seyn, was nicht vorher gedacht, und in dem unendlichen Verstande befasset wäre, der sich alle Möglichkeit vor aller Wirklichkeit aufs deutlichste und auf einmal vorstellet. Dieser ist also die wesentliche Quelle alles Möglichen, und stellet sich darunter auch, ohne alles zeitliche Forschen, Bemühen und Bekümmern, dasjenige was zureichenden Grund der Wirklichkeit in der Verknüpfung der Dinge hat, vor. Und hierin ist ihm nichts zu gering oder zu klein zu betrachten, weil er darin seine großen Absichten im Ganzen, und in aller Folge der Zeit, durch die Uebereinstimmung in den allerkleinsten Theilen aufs vollkommenste erfüllet siehet.

Diese

Diese Einsicht ist zugleich ein stetter Bewegungs-Grund für den göttlichen Willen, die Welt in ihrer ganzen Wirklichkeit und Daure unverändert zu erhalten. Denn wenn sich Gottes Rahtschluß von den wirklichen Begebenheiten und deren Mitteln änderte: so müste er auch andere Bewegungs-Gründe dazu haben, als er anfänglich gehabt. Folglich würde er dadurch selbst seine vorigen Einsichten und Rahtschlüsse für nicht gut und weise erklären, und würde also entweder zuerst, oder zulezt, geirret und übel gewehlet haben; welches der unendlichen Vollkommenheit Gottes wiederspricht.

Wie könnte aber die Welt nach Gottes Willen unverändert wirklich bleiben, wenn nicht auch der wirksame Einfluß göttlicher Macht sie in der Wirklichkeit erhielte? Sie hatte ja einmal den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in sich selbst und ihrem Wesen: denn sie muste von Gott erschaffen werden, wenn sie da seyn sollte, und ihre erste Wirklichkeit hing demnach unmittelbar von Gottes wirksamer Macht ab. Dadurch aber, daß sie geschaffen ist, hat sie kein ander Wesen bekommen: sie ist bloß eine solche wirkliche Welt geworden, als vorher nur möglich war. Demnach kann ihr Wesen oder ihre innere Möglichkeit, auch noch itzt, und in aller ihrer Daure, nicht den Grund ihrer Wirklichkeit in sich halten. Sie kann dadurch, daß sie als Welt geschaffen ist, nicht unabhängig und selbständig, mit einem Worte, kein Gott

geworden seyn. Der andere, dritte, vierte Augenblick ihrer Wirklichkeit, ist und bleibt, eben sowohl als der erste, ausser ihrem Wesen, in der Macht des allein selbständigen Schöpfers gegründet; dessen fortdaurende Wirkung ihre fortdaurende abhängige Wirklichkeit unterhalten muste. Wollte also Gott, daß eine Welt wirklich bleiben sollte, welche, vermöge ihres Wesens, für sich nicht bestehen konnte: so war auch in solchem Willen der Vorsatz enthalten, daß Gott die Welt durch seine kräftige Wirkung in allen Stücken erhalten, und nach den gesetzten Absichten regieren wollte.

Mancher denkt vielleicht hiebey: Es kann ja wohl ein Mensch, als Werkmeister, eine Maschine machen, die hernach von sich selbst nach seiner Absicht richtig gehet, ob er gleich weiter keine Hand daran setzet; und man würde denjenigen für einen sehr unvollkommenen Künstler halten, der sein gemachtes Werk alle Augenblick herumdrehen und fortstossen müste. So, meynen sie, wäre man der Vollkommenheit des göttlichen Werks der Schöpfung auch dieses schuldig, zu sagen, daß die Welt nun für sich bestehe, und ohne seinen fortdaurenden Einfluß dennoch alle seine Absichten erfülle.

Allein, dieser Einwurf beruhet auf eine ganz falsche Vorstellung. Denn der Mensch thut gar nichts zum Bestehen einer Maschine. Beydes, Materie und Kraft, ist schon vor seiner Kunst da: er entlehnet sie bloß aus der Natur,

und

und thut weiter nichts dazu, als daß er der Materie eine gewisse Figur, Eintheilung und Zusammenfügung giebt, damit die natürliche Kraft die verlangte Wirkung darin hervorbringen möge. Er macht es auch nicht, daß die Materie hernach bleibet, oder daß sie ihre innere Kraft und Vestigkeit behält. Er kann also wohl davon gehen: das, was ohne sein Zuthun da gewesen ist, kann auch ohne ihn bestehen. Aber daraus folget nicht, daß es auch ohne ein höheres Wesen sey und bestehe, und keines Erhalters brauche. Der Gärtner pflanzt den Baum, säet den Saamen, und begiesst ihn etwa: das ist alles was er thut. Aber darf er sich und seiner Handlung das nachmalige Wachsen des Baums und Saamens zuschreiben, da er doch nur Gelegenheit gegeben, daß die Natur so wirken kann? Es ist also falsch, daß ein Mensch etwas für sich bestehendes hervorbringe. Die gute Absicht, daß man durch solche Unabhängigkeit der Welt, Gott und sein Werk desto vollkommener vorstellen will, triegt auch gar sehr. Denn das Werk wird dadurch dergestalt über seinen Werkmeister erhoben, daß dieser gar als unnöthig angesehen werden dürfte. Ein Atheist wird wenigstens das angenommene nach seiner Absicht so drehen und sagen: Kann die Welt itzo für sich ohne Gott seyn und bestehen: warum hat sie es nicht von Ewigkeit thun können? Man lernet zugleich daraus, daß bloße gute Absichten einen sehr mißlichen und gefährlichen Grund zur Wahrheit legen.

§. 2.

§ 2.

Gleich wie nun bisher die Vorsehung Gottes über die fortdaurende Welt, aus eben den wirksamen Eigenschaften erwiesen ist, welche in das Werk der Schöpfung einen näheren Einfluß gehabt haben: so kann man sich davon ferner auch aus der Betrachtung der Welt selbst lebhaft überführen.

Wir setzen hiebey die Absicht der Schöpfung voraus; die oben weitläuftig bestättiget ist, daß nemlich die Welt zum Wohl aller möglichen Lebendigen hervorgebracht sey. Dann zeiget sich in solcher Betrachtung der Welt erstlich ein Verstand, der alle Wirkungen der Natur-Kräfte in dem ganzen Zusammenhange, auf alle Zeiten, ganz genau voraus gesehen, und alles nach seiner Absicht so zu reden abgezehlt, abgewogen und abgemessen hat; so daß die Welt nach ihrer ersten Einrichtung, ohne alle weitere Aenderung der Natur-Gesetze, oder der Zusammenfügung, wenn es Gott will, in Ewigkeit in einerley Ordnung bestehen und dem Zwecke Genüge thun kann.

In menschlichen Maschinen entsteht das Gegentheil aus Mangel einer genauen Vorhersehung. Die beste Maschine des klügsten Künstlers fängt bald an ein wenig von dem verlangten Zwecke abzuweichen, und dieser Fehler vergrössert sich immer mit der Zeit. Diese Unrichtigkeit und Unordnung hatte ohne Zweifel schon in der ersten Einrichtung ihren völligen Grund,

und

und vielleicht in einer sehr geringen Kleinigkeit. Allein das war dem Künstler verborgen. Kein Künstler ist so scharfsichtig, daß er sich in dem gegenwärtigen Zustande seiner Maschine alle darin gegründete zukünftige aufs genaueste vorstellen könne.

Die körperliche Welt ist zwar auch nichts anders als eine Maschine, aber von einer unermeßlich größeren Vielheit und Mannigfaltigkeit der Theile, und der besonderen Absichten. Sie ist zur Bewohnung aller möglichen Lebendigen verschiedener Gattung in gar viele lichte und finstere Kugeln vertheilt, davon diese sich um jene, in gemessener Zeit und Bahn, herum welzen, um Licht und Wärme, Tag und Nacht, Jahres-Zeiten und Witterung, Nahrung und Wachsthum, nach jeder Einwohner Beschaffenheit zu empfangen. Die Stellung der Planeten, und ihr wirkender Druck gegen einander, ist in dem Laufe der Natur und Zeiten so mannigfaltig, daß es fast unmöglich scheinet eine künftige Zeit oder Cyclum zu setzen, da ihrer aller Stellung der ersten wieder ähnlich werden, und ihr großer Kreißlauf wieder von neuem auf gleiche Weise anfangen wird. Mithin ist auch jedes Jahr von dem andern, in aller Folge der Zeit, an Witterung und an Fruchtbarkeit bald dieses bald jenes Gewächses oder Thieres, verschieden. Zudem, so wird der Planeten Bahn, durch einen ausserordentlichen Lauf der Cometen aus einer ganz andern Himmels-Gegend zum öfteren durchschnitten.

Es

Es ist aber kein beständiger Weg durch unser Sonnen-System, der immer für die Cometen offen und frey wäre: sie kommen von so verschiedenen Strichen, und haben so verschiedene Richtung, laufen auch, bald der Sonnen, bald diesem und jenem Planeten, so nahe, daß schon den Menschen bange geworden ist, es mögte eine dergleichen Himmels-Bombe uns treffen, oder uns einen unserer Nachbaren entführen, oder unsere Sonne verrücken. Kein Sternseher kann uns auch davor Bürge seyn: er nimmt sie nur wahr wenn sie da sind, weis es aber nicht vorher, wenn und woher ein Comete kommen, und welchen Lauf er nehmen wird; wenigstens, wenn ja ein voriger zu gewisser Zeit wieder käme, so würden doch unsere Planeten alsdenn nicht so stehen als vorhin.

Bey aller dieser beständig fortwehrenden Verschiedenheit der großen Erscheinungen in der Welt, hat noch kein Welt-Körper den andern in so viel tausend Jahren, als wir Nachrichten haben, an seinem gebührenden Laufe, Wirkung oder Zustande gehindert. Es sind ungegründete Hypotheſen, daß jemals ein Comet auf unsere Erde, oder an die Sonne gestoßen sey. Alle Planeten halten ihre Bahn und Zeit aufs richtigste: sie sind weder näher zur Sonne, noch gegen einander gezogen: ihre Kräfte sind in demselben Verhältnisse und Gleichgewichte geblieben: alle Erscheinungen, des Pol-Sterns, der Sonnen-Höhe, der Mittags-Linie, Tag und Nacht,

Jahre

Jahre und Jahres-Zeiten, sind allewege aufs genauste dieselben, welche sie gewesen. Ein offenbarer Beweis, daß der Urheber der Natur in der ersten Stellung der Himmels-Körper, in dem Maaße, in Regeln und Verhältnissen der Kräfte, welche er ihnen gleich anfangs bestimmt, in der Richtung und Geschwindigkeit ihres Laufs, allen zukünftigen Zustand der Welt und ihrer Theile auf alle unzehlige Tausenden von Jahren voraus gesehen, in so ferne darin kein künftiger Fall entstehen wird, welcher seinen großen Zweck stöhren und aufheben mögte. Und diese göttliche Vorsehung ist uns in Zukunft Bürge, wovor uns kein Naturkündiger oder Meßkünstler Bürge seyn kann.

§ 3.

Ein gleiches muß man bey den Begebenheiten unsers Erdbodens sagen, so ferne derselbe jährlich verschiedener Witterung und Zustande unterworfen ist. Denn ob es gleich anfangs scheinen mögte, als wenn heiteres Wetter, Wärme, Kälte, Thau, Regen, Schnee und Hagel, Donner, Blitz und allerley Winde, nach einem bloßen Ohngefehr wechselten, und bald hie bald da blindlings ausgestreuet würden; als wenn das Wasser auf dem Erdboden nach einem unversehenen Zufall wühlte, und die Oberfläche änderte, aus Land See, aus See Land machte, Berge aufwürfe, oder verschlünge, und den Lauf der Ströhme versetzte; so ist doch nichts gewisser, als daß ein jeder Zustand unsers

sers Erdbodens, nach allen seinen Umständen, in dem vorigen, und dieser wieder in seinem vorhergehenden, und endlich im ersten zureichenden natürlichen Grund hat.

Nichts aber kann uns Menschen mehr von unserer Unwissenheit in den besonderen Ursachen natürlicher Dinge, und von dem Zusammenhange mit dem Zukünftigen überführen, als dieser verschiedene Zustand der Witterung und Erdfläche, wie auch der davon abhängenden Fruchtbarkeit. Wir mögen so viel Wetter-Beobachtungen anstellen als wir wollen: so werden wir doch in Ewigkeit kein Jahr dem andern vollkommen ähnlich finden, und aufs Zukünftige nichts schliessen können.

Unterdessen erfahren wir überhaupt so viel, daß dieses unsern Augen so verworrene Wimmeln, Wühlen und Toben aller Elemente den Erdboden nicht in ein unwohnbares Chaos verwandelt, noch seine Figur und Gleichgewichte verkehrt; sondern daß es vielmehr das natürliche Mittel ist, die Ordnung, Fruchtbarkeit und Wohnbarkeit des ganzen Erdbodens ein Jahr und Jahrhundert nach dem andern zu erhalten. Da nun aller folgende stets veränderliche Zustand im ersten Grund hat: so erkennen wir daraus, daß hier nicht die Elemente nach einem wilden Ohngefehr zusammen geflossen sind, sondern daß die ewige Weisheit des Schöpfers das erste Maaß und die erste Mischung aller Elemente und ihrer Kräfte mit genauer Vorsehung

sehung auf alle zukünftige Zeiten eingerichtet habe.

§ 4.

Ich muß noch ein drittes Beyspiel der göttlichen Vorsehung anführen, welches uns gerade zu dem Haupt-Zwecke der Schöpfung leitet, vermöge dessen alle mögliche Lebendige in der Welt ein beständiges Wohnhaus haben sollten. Wir finden also auf unserm Erdboden so viel tausend Arten lebendiger Thiere, als nur seyn konnten, die alle ihr Geschlecht in einem gewissen Verhältniß fortpflanzen. Dazu sind jeder Art ihre besondere Werkzeuge des Lebens, der Bewegung, Empfindung, Zeugung, und mancherley innere Triebe und Fertigkeiten, nebst äußerer Nahrung, als natürliche Mittel, verliehen. Die Wirkung davon ist uns klar vor Augen, daß nemlich alle und jede Thiere auf dem Erdboden nicht allein bleiben, sondern auch in ihrem Gleich-Maaße und Verhältnisse gegen einander bleiben.

Nun hat jedes in seiner Fortpflanzung eine beständige Proportion, so wohl der Fruchtbarkeit überhaupt, als auch des männlichen und weiblichen Geschlechts bekommen, welche von der Natur des ersten Paares abhängt. Jede Vögel, Insecten, Fische, Schlangen, Schildkröten u. s. w. legen ihre beynahe gewisse Anzahl Eyer: und darin ist bey verschiedenen Arten so großer Unterschied, daß die Zahl der Eyer von eins zu vielen hundert tausenden steigt. Andere

Thiere, die lebendige Jungen werfen, haben ebenfalls ihre gesetzte Schranken der Fruchtbarkeit; die aber bey weiten nicht an die Fruchtbarkeit der Insecten und Fische reichet. In jeder Art ist eine beständige Proportion des männlichen und weiblichen Geschlechts. Denn wie z. B. bey Menschen die weibliche Geburten sich gegen die männlichen, wie 13 zu 14, oder nach genauerer Berechnung wie 20 zu 21 verhalten: so legen die Tauben, welche allemal paarweise eine unzertrennliche Ehe führen, jedes mal auch nur zwey Eyer, davon das erste allemal einen Taubert, das andere eine Täubin enthält. Ueberhaupt ist in allen Arten eine solche Austheilung des zwiefachen Geschlechts, daß jedes seinen Gatten findet.

Nun sind aber die Thiere, und ihre Eyer und Jungen, auch der Nachstellung und Gewalt anderer unterworfen, gleichwie sie auch von der Witterung und Fruchtbarkeit abhängen. Wäre nun keine Vorsehung gewesen: so würde in aller der Zeit bald diese bald jene Thier-Art in sich vergangen und ausgerottet, oder verdrungen, und auf wenige gebracht seyn, wenn entweder ihre Fortpflanzung nicht so fruchtbar gewesen, oder die Erzeugung des männlichen und weiblichen Geschlechts einem bloßen Ohngefähr wäre überlassen worden. Es würde bald diese bald jene Thier-Art an ihrem Orte nicht genugsames Futter gefunden haben, wenn kein Verhältniß zwischen ihrer Vermehrung und dem

dem Futter gewesen wäre, oder sie würden die Luft und Witterung an dem Orte, wo ihr Futter zu finden war, nicht haben vertragen können. Es würde eine oder andere Thier-Art durch die gefräßigen aufgerieben und ausgerottet seyn, wenn die schädlichen fruchtbarer gewesen, oder mehr Waffen, Stärke, Geschwindigkeit und List bekommen hätten, und die unschädlichen hierin nicht so gut, als sie itzo sind, bedacht wären.

Der Schöpfer zeiget also seine Vorsehung offenbar in dergleichen Erhaltung aller Thier-Arten auf dem Erdboden, so ferne er aller Natur, Werkzeuge, Fruchtbarkeit, Geschlecht, Größe, Waffen, Stärke, Geschwindigkeit, List, und übrige Triebe, nach ihrem bestimmten Futter, nach der Witterung eines jeden Landes, und überhaupt nach allem, was ihnen auf alle künftige Zeiten schaden oder nutzen konnte, aufs genaueste abgemessen hat; so daß jede Art gegen alle wiedrige Fälle, die sich in der Folge der Zeit äußern werden, zulänglich versehen ist, und doch davon in gebührenden Schranken gehalten wird.

§ 5.

Es ist demnach soferne aus der Erfahrung klar, daß Gott bey dem Rahtschluße der Schöpfung, zugleich die ganze künftige Folge der natürlichen Begebenheiten, nach seinem Zweck, vorsichtig überdacht habe. Darin liegt denn zugleich ein Beweiß, daß er sie auch weislich bestimmet und gewollt haben müsse. Allein, was den

fortdaurenden Einfluß seiner Macht, oder seine Wirkung in die Erhaltung der Welt betrift; so wird dieselbe aus den Beobachtungen der Natur etwas schwerer werden zu erkennen. Denn wo durch wollen wir sie von den natürlichen Wirkungen unterscheiden, ohne übernatürliche, oder Wunder, daraus zu machen?

Last uns also erst die Begriffe durch besondere Merkmaale bestimmen, damit wir ohne Verwirrung sagen können, was wir nach der Erfahrung beobachten.

Wenn wir uns Wunder, oder übernatürliche Wirkungen Gottes gedenken, so setzen wir zwar, daß sie in der Welt oder in der Natur geschehen, aber daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht allein gar nichts dazu thun, und bloß leiden, sondern auch, daß die Wirkungen Gottes denen Bemühungen und Regeln der leidenden Natur-Kräfte entgegen laufen. Eine solche Wirkung göttlicher Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht seyn; denn sie würde derselben vielmehr entgegen laufen. Wenn ein Regent seine Gesetze und die Sprüche seiner Unterrichter alle Augenblick ändern, und diesen und jenen davon frey sprechen wollte, so würde es nicht anders seyn, als ob er gar keine Gesetze gegeben, gar keine Unter-Richter gesetzt hätte: er würde dadurch die Verfassung des Staats nicht erhalten, sondern umkehren: und man würde von seinen Einsichten und Rahtschlüssen nicht das beste denken, wenn man

gleich

gleich seine Obermacht erkennen müste. Wenn denn auch Gott alles unmittelbar und durch Wunder thäte, so würde er alles alleine thun: und wozu hätte er denn eine Schöpfung endlicher Dinge vorgenommen? Wenn er das Bemühen der geschaffenen Substanzen, und die Gesetze ihrer Natur, alle Augenblick hemmete: wozu hätte er sie ihnen gegeben? Je mehr er nach der Schöpfung Wunder thäte, desto mehr würde er die Natur wieder vernichten, und umsonst geschaffen haben, nicht aber erhalten; und für sich würde er entweder die möglichen Natur-Mittel zu seinem Zweck nicht eingesehen haben, oder auch seinen Zweck oft ändern, und seinem eigenen Einflusse in die Erhaltung der Natur entgegen arbeiten.

Da nun solche wunderthätige Wirkungen Gottes in der Natur hier in keine vernünftige Betrachtung kommen können, wo von der ordentlichen und beständigen Erhaltung die Rede ist: so frägt sich, welcher Einfluß seiner Macht sonst für die Erhaltung übrig bleibt, der sich von der Natur-Wirkung unterscheiden liesse? Ich antworte: Da wo die Schranken der Natur, das ist, der Substanzen in der Welt und ihrer Kräfte, eine Abhängigkeit von einem unendlichen Wesen erfordern, gedenket man sich nicht allein vernünftig einen wirksamen Einfluß einer unendlichen Macht in die Erhaltung der Substanzen und ihrer Kräfte, welcher ihrer Natur und der Absicht der Schöpfung gemäß ist; son-

dern derselbe Einfluß läst sich auch so ferne aus der Erfahrung wahrnehmen, als diese uns in dem Eingeschränkten auf das Unendliche verweiset.

Wir können uns einen Begrif solcher Erhaltung machen, wenn wir eine Vergleichung von dem sittlichen Einflusse nehmen, den eines Regenten Ober-Macht, in das Daseyn der Unter-Richter, und in ihre abhängende Macht bey der Handhabung der Gesetze hat. Die untere Obrigkeiten, und ihre Macht, nebst den Gesetzen wonach sie dieselbe brauchen, haben nicht allein ihr erstes Daseyn und ihren ersten Ursprung von des Ober-Regenten Macht, sondern auch ihre Daure von dem fortfahrenden Einfluß dieser Macht. Wenn dieser Einfluß aufhörte, wenn der Regente nicht allezeit die Richter, Gesetze, Sprüche bestättigte, für die seinen erkennete, und ihnen den Nachdruck seines unveränderten Willens und seiner Ober-Macht verliehe: so würden auch Richter, und richterliche Macht, Gesetze und Sprüche nichts mehr seyn. Die Ursache dessen liegt in der Abhängigkeit dieser Dinge von der Ober-Macht des Regenten, und in ihrem eingeschränkten Wesen. Und eben diese Ursache muß auch in der Natur, bey der Daure eingeschränkter Substanzen, ihrer Kräfte, und deren Gesetze gelten, daß alles seine Wirklichkeit von der unendlichen Obermacht des Schöpfers behält. Gleichwie aber der Einfluß der Ober-Macht

des

des Regenten in die Bestättigung der Richter, Gesetze und Sprüche, der Verfassung des Staats nicht entgegen, sondern gemäß ist: so ist auch der göttliche Einfluß in die Erhaltung der Welt und ihrer Kräfte der Natur und dem Zwecke der Schöpfung nicht entgegen, sondern gemäß.

Wenn man nun die Erfahrung hat, daß ein Vermögen abhängig sey, und dabey in beständiger Wirkung bleibe; so sage ich nicht unrecht, daß man auch darin von dem Einflusse der unabhängigen Macht eine Erfahrung habe. In der beständigen Handhabung der Unter-Gerichte erkennen wir die Wirksamkeit der Ober-Macht; in dem beständigen Gehen des Zeigers an der Uhr, sehen wir daß die Feder auch beständig wirksam sey. Von dergleichen Erfahrungen will ich nun auch einige in der Natur namhaft machen, welche derselben Abhängigkeit von einer unendlichen Kraft, und also den Einfluß einer unendlichen Kraft in die Erhaltung der Natur zu erkennen geben.

§ 6.

Es ist der Erfahrung gemäß, daß jedes Dinges Ort, und dessen Veränderung, von seinen Nachbaren, und deren wirkenden Kräften abhängt. Warum ruhet dieses Stücke Holz, jenes schwimmt, das dritte fällt? Man gebe jedem andere Nachbaren: so wird das, so senkrecht fiel, horizontal schwimmen, das, was ruhete, wird fallen, das, was schwomm, wird

ruhen. Selbst des ganzen Erdbodens Ort, und täglicher und jährliger Lauf in der Welt, hängt von den Kräften und Wirkungen seiner Nachbaren, insonderheit der Sonnen, mit ab: und es verhält sich mit den Fix-Sternen und Cometen nicht anders. Jedes Ort und natürliche Bewegung entstehet mit von den benachbarten. Eins hält das andere entweder im Gleichgewichte, oder stöst und schiebt es so lange fort, bis es an Nachbaren geräht, deren Kräfte denen seinigen gleich sind.

Aus dieser Erfahrung habe ich oben schon geschlossen, daß die Natur nicht das erste Wesen seyn könne: weil vor der Natur, das ist, vor allen Kräften und deren gewisser Wirkung in einander, eine gewisse Stellung und Ordnung der Dinge gedacht werden muß, ehe die Kräfte in einander wirken, und diesen Lauf der Natur haben hervor bringen können. Ich habe also daraus bewiesen, daß ein Schöpfer oder Werkmeister seyn müsse, welcher diese Ordnung und Stellung der Dinge gemacht, die eine äusserliche Abhängigkeit von einander haben. Mich dünkt aber, daß eben diese allgemeine Beobachtung auch des Schöpfers erhaltenden Einfluß in die Natur beweise. Denn die Abhängigkeit des Orts und der Bewegung geht von Nachbaren zu Nachbaren. Warum ist a hier? weil bbb mit solchen Kräften um dasselbe sind. Warum sind aber bbb auf dieser Stelle? weil ccc dieselbe umgeben. Frage ich aber nach

dem

dem Grunde des Ortes von ccc, so muß ich mich weiter auf ddd beziehen. Was folgt daraus? Entweder müßte die Abhängigkeit der natürlichen Ursachen von a ins Unendliche geschoben werden; welches in der That so viel hieße, als gar keine natürliche Grund-Ursache geben; oder es muß eine erste unendliche Kraft seyn, von welcher alle natürliche Kräfte und deren Wirkungen abhängen.

Es wird vergeblich seyn, daß man sich die Welt selbst, als einen wirklich unendlichen vollen Raum, und die Natur, als eine unendliche Kraft darin vorstellen wollte. Es ist unläugbar, daß die Theile der Welt, als Fix-Sterne, Planeten, und alle leblose und lebendige Körper, die wir vor Augen haben, eingeschränkte, endliche Dinge und zehlbar sind. Eine Zahl aber von endlichen Dingen, die wirklich sind, kann nicht unendlich seyn, und folglich kein unendliches Ganzes ausmachen: weil noch immer eine grössere Zahl als die wirkliche gedacht werden kann. Gesetzt, daß auch die Zahl der wirklichen Dinge alles Mögliche befaßete: so muß doch die Zahl endlicher möglichen Dinge erschöpflich, eingeschränkt, und endlich seyn. Wir können uns davon bald überführen, wenn wir die verschiedene Möglichkeit der Dinge, deren Bestimmung und Eigenschaft wir kennen, von der obersten Stuffe bis zur untersten durchgehen. Wenn also in der Welt auch alle mögliche Dinge wirklich wären, so würde doch ihre Anzahl bestimmt

und endlich seyn. Wie kann also die Welt, als eine bestimmte Anzahl von lauter endlichen möglichen Dingen und Natur-Kräften, ein unendliches Ganzes ausmachen? Und wovon sollen die von einander abhängigen Kräfte der Natur endlich zuerst abhängen, wenn nicht eine unendliche Kraft außer der Welt wäre, wodurch sie ihr Daseyn haben und behalten?

§ 7.

Es ist ferner der Erfahrung gemäß, daß die Kräfte der Dinge in einem unaufhörlich anhaltenden Bemühen zu einer gewissen Veränderung bestehen; welches zwar durch Hindernisse an seiner Wirkung kann gehemmet werden, aber dennoch auch mitten unter den Hindernissen beständig anhält, und daher den Augenblick, so bald nur der Wiederstand weg ist, in gleicher Maaße seine Wirkung leistet. Dieses ist an der Schwere klar zu erkennen. Denn wenn ein Körper auch tausend Jahre ruhet, so hat er doch in aller der Zeit nicht einen Augenblick aufgehöret, sich nach seiner senkrechten Bewegung zu bemühen, und den unter ihm liegenden Körper nach Maaße seiner Schwere zu drücken. Wenn man daher die unter ihm stehende Stütze wegschlägt, so bewegt er sich den Augenblick senkrecht, mit gleicher Stärke und Geschwindigkeit als vormals.

Nun wird wohl ein jeder zustehen, daß alle fortdaurende Kräfte der Natur ihren beständigen wesentlichen Sitz in den allerkleinsten un-

theil-

theilbaren Urstoffen haben, und nicht erst durch die Zusammensetzung entstehen, noch mit derselben aufhören, oder sich verändern. Denn wenn jedes dieser Urstoffen nicht sein Maaß der Kräfte zur Zusammensetzung mitbrächte, sondern in sich unkräftig wäre: so würde durch die Zusammensetzung vieler unkräftigen Urstoffen eben so wenig eine Kraft entstehen, als aus der Zusammensetzung vieler Nullen eine Zahl werden kann. [1] Wie aber an sich klar ist, daß die Kräfte der kleinsten untheilbaren Urstoffen eingeschränkt sind; so erhellet nun auch, daß ihre Schranken nicht Schranken der Ausdehnung sind, sondern bloß intensive nach Graden oder Stuffen gedacht werden können. Wenn sie also, als eingeschränkte Kräfte, in einem stetten Bemühen zur Veränderung bestehen: so müste auch diese Veränderung ihre Grade oder Stuffen betreffen, das ist, die Kräfte müsten bey jeder wirklichen Veränderung stärker oder schwächer, vollkommener oder unvollkommener werden, wie wir an unserer Seelen wahrnehmen. Woher kommt es denn, daß dieses Bemühen unverändert und in gleicher Maaße fortdauret? daß es weder aufhöret, noch zu oder abnimmt? In der Natur selbst ist dieses nicht gegründet. Eine endliche eingeschränkte Kraft kann ermüden und erschöpft werden; sie kann aber auch durch ungehinderte Ausübung stuffenweise zunehmen.

Ich

[1] Dieses ist bereits ausführlicher in der VI. Abhandelung § 14. p. 433. sq. dargethan.

Ich glaube also nicht, daß man vernünftige Ursache geben kann, warum die eingeschränkten Natur-Kräfte der kleinsten Urstoffen, welche sich so viel tausend Jahre gegen mancherley Hindernisse bemühet haben, inzwischen nicht abgenommen haben und schwächer geworden sind, oder warum andere in ihrem ungehinderten Bemühen nicht zugenommen und stärker geworden sind; als weil eine unendliche Kraft sie stets nach dem bestimmten Maaße ihrer Schranken erhält und unterstützet.

§ 8.

Ich werde mich, zum weiteren Beweise des göttlichen Einflusses in die Natur, nicht unbillig auf die künstliche Bildungen so vieler Millionen Saamen in Thieren und Pflanzen berufen, welche jährlich geschehen, und in keiner bloßen Naturkraft zureichenden Grund haben können. Ich will nur einen Fisch-Rögen zur Betrachtung vorstellen. Ein gewisser Freund, der sich mit vieler Einsicht um die Natur-Geschichte bekümmert, erforschte die Anzahl Eyer in einem Kleiß, [2] folgender gestalt. Er wog den ganzen Rögen, und fand ihn 11 Loht schweer. Nun zehlte er in einem Klümpchen Eyer, das einen Gran am Gewichte ausmachte, mehr als 200 Eyer. Wenn folglich 240 Gran auf 1 Loht, und also 2640

[2] Kleiß ist eine Art Fische in der Nord-See, die einer Stein-Butte an Figur, Größe und Geschmack nahe kommt, nur daß ihm die harten Schuppen fehlen.

2640 Gran auf 11 Loht gehen: so folgte, daß in dem ganzen Rögen mehr als 528000 Eyer enthalten waren. Wir wollen aber die übrigen, und selbst noch die 28000 Eyer für das Gewichte der Haut abrechnen, welche den Bündel bekleidet: so sind doch gewiß fünf mal hundert tausend Eyer in dem Rögen eines einzigen solchen Fisches beschlossen. Ein jedes Eychen enthält schon seinen ganz zart gebildeten Fisch, der in der Ey-Haut ganz sorgfältig eingepackt liegt. Alle Eyer sind ordentlich an die Zwischen-Wände des Rögens zu beyden Seiten angeheftet: und sie werden überhaupt von der gemeinschaftlichen äußeren Haut beschlossen, durch welche eine große Ader läuft, die ihre Aeste nach jeder Zwischen-Wand, und von da wieder 500000 kleinere Aeste nach allen den Eyern schicket; wodurch ein jedes Ey seine Nahrung und Wachsthum empfängt.

Diese Bemerkung zeiget uns, daß die Saamen-Eyer nicht außer den Thieren schon zerstreuet in der Welt da gewesen, und etwa durch den Nahrungs-Saft einzeln zu ihrem Behältniß geführet sind, sondern daß sie alle mit einander, nebst ihren Häuten und Gefäßen, als ein zusammenhangend Gewebe, auf einmal, und aus einer Materie, in dem Thiere selbst entworfen und gebildet worden. Es läst sich aber auch keine innere Praeformation gedenken; als ob alle Saamen der künftigen Geburten schon in den Saamen der ersten Thiere eingepackt gewesen

wesen wären. Denn so müsten wir, wieder alle Vernunft, unendlich kleine wirkliche Theile annehmen: weil ein jedes Ey wenigstens eine Million mal kleiner ist, als seine Mutter; und die zweyte Ordnung der Eyer, welche schon in diesem Ey stecken sollten, wieder eine Million mal kleiner seyn müste als das erste Ey, und eine Billion kleiner als die erste Mutter. Was wird denn aus der dritten, vierten, tausendsten Ordnung, ja aus allen künftigen in alle Ewigkeit werden, welche schon, als die Nürnberger Schachteln, in einander, und alle in dem ersten Ey, oder in der ersten Mutter, eingepackt seyn sollten? zu geschweigen, daß auch die Erfahrung solcher Praeformation wiederspricht, da bey denen Krebsen die verlohrnen Scheren wieder aufs neue gebildet werden. Da wir also in jedem Jahre eine neue Bildung der Saamen anzunehmen genöhtiget sind: so frägt sich, welche mechanische oder elementarische Kraft und Regel bringt dieses zu Wege? Wir können in dem organischen Bau der thierischen Körper und Pflanzen nichts weiter finden, als daß er die zum Saamen dienliche Materie, so zu reden sichte, presse, koche, und wie andere Säfte, die aus der Nahrung gezogen, und durch die Gefässe getrieben werden, zusammen nach einem Behältnisse führe. Was giebt ihr denn die Bildung eines organischen Körpers? Wollten wir in den Gefässen, wodurch die Saamen-Materie gepreßt wird, ein Model annehmen, welches

welches der Materie eine gewisse Bildung gäbe, so würde dadurch höchstens nur eine äußere Gestalt und Figur des Saamens entstehen. Woher aber würden alle innere Theile des Saamen-Eyes so ordentlich gebildet? Der Herr Büffon, welcher dazu ein inneres mechanisches Model ersonnen, das auch den inneren Theilen der Saamen-Materie eine ordentliche Bildung eindrücken könne, saget nichts, das sich mit Verstand gedenken lässet, sondern vielmehr was wiedersprechendes. Denn ein Model eines zu bildenden Körpers, kann ihm nur auf einer Fläche, sie sey äußerlich oder innerlich, eine Form oder Figur geben, nicht aber den ganzen Körper in allen inneren kleinsten Theilen durchdringen, ohne daß es den ganzen Raum selbst erfülle. Und wo bliebe denn der Körper der durch das Model soll gebildet werden? Es ist dazu eine Hypothese, welcher die Erfahrung ganz entgegen ist; weil eine vielfältige Unähnlichkeit zwischen den Mutter-Thieren und Mutter-Pflanzen, und zwischen der Frucht, so wohl äußerlich als innerlich, zu bemerken ist. So sind sie ja denn nicht in ihre Modelle gegossen, oder über ihren Leisten geschlagen. [3]

Noch

[3] Es verdienet hievon, ausser den Lettres a un Americain, des Herrn von Hallers Vorrede zu dem II. Bande der deutschen Uebersetzung von des Hrn. Büffon Natur-Historie gelesen zu werden; welche

Noch andere haben in der Materie, woraus die Saamen der Thiere und Pflanzen gebildet werden, eine Kraft angenommen, dadurch ein jedes Theilchen bemühet wäre sich zu seines Gleichen zu gesellen, und sich in gewisser Ordnung daran zu hängen, oder anzuschliessen. Allein, wer siehet nicht, daß nach solcher Bildungs-Regel entweder ein einförmig gemischter Körper heraus kommen würde, wie bey den Salzen und Metallen geschieht; oder daß auch die Knochen, und alles übrige was eine Verschiedenheit hat, jedes sich in einen besonderen Klumpen sammlen, und nimmer ein ordentlicher Bau eines organischen Körpers aus verschiedenen durch einander geflochtenen Theilen herauskommen würde. Was gäbe auch dem einen Knochen diese, dem andern jene Figur? was bildete die Fleisch-Muskeln bald so bald anders? was fügte sie durch Knorbel und Sehnen zusammen? was durchflöchte sie mit Nerven, Drüsen, Schlag- und Blut-Adern? Alles dieses würde ohne und wieder die gesetzte Bildungs-Regel geschehen.

Kurz, was bisher zur Erklärung der Saamen-Bildungen angenommen worden, ist alles bloß willkührlich, unzureichend, falsch, und zum Theil kindisch und lächerlich. Es wird auch

che auch ins Französische übersetzt zu Genf (Paris) 1751. 12. ans Licht getreten, und den Titel führt, Reflexions sur le Systeme de la generation de Mr. Buffon, traduites d'une Preface allemande de Mr. de Haller. G. G. Z. 1752. p. 181. sq.

auch nimmer, weder in dem organischen Bau der Mutter-Thiere und Pflanzen, ein mechanischer Grund solcher Bildung zu finden seyn; noch auch ein elementarischer in den kleineren Urstoffen der Saamen-Theilchen, daß sie sich von selbst, nach so viel tausend Modellen zusammenfügen. Man kann einem jeden alle Natur-Kräfte, die er nur brauchen will, Anziehung, Ausdehnung, Zittern, Oscillation, Gährung, Schwere, Schwung, und was er sonst verlangt, einräumen. Es wird doch allemal eine blinde unverständige Kraft seyn, in welcher für sich alleine kein genugsamer Grund enthalten seyn kann, daß sich so viele verschiedene Theilchen, so zu reden, unter einander verstehen, und ohne alles äußerliche oder innere materielle Model, und wieder die Aehnlichkeit ihrer Natur, bloß nach Absicht, Gebrauch und Nutzen eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze, ordentlich zusammen fügen. Gewiß, nichts kann künstlicher, verständiger, göttlicher seyn, als diese immer fortwehrende neue Bildung so vieler Millionen Thiere und Pflanzen; und wir werden durch den klaren Augenschein genöhtiget eine höhere Kraft eines verständigen Wesens zu erkennen, durch deren Einfluß die blinden Kräfte der Urstoffen, gleichsam als die Strahlen durch den Spiegel, eine Richtung zur Entwerfung so vieler künstlichen Bildungen empfangen. Was oben wieder das Entstehen der Thiere durch ein blindes Ohngefehr

gesagt worden, gilt auch bey ihrer Fortpflanzung durch blinde Natur-Kräfte. Man kann sich ja endlich wohl vorstellen, wenn erst die Urstoffen in ihrer rechten Zusammenfügung sind, daß denn alles für sich seinen ordentlichen Gang nimmt, und sich so zu reden von der Nohtwendigkeit eines höheren Einflusses immer mehr entfernet. Aber, weil die Kräfte der kleinsten Urstoffen, welche die ersten in der Natur sind, auch die erste Zusammenfügung geben sollen, und doch für sich als blinde Kräfte keinen Grund oder Regel zur ersten Bildung der Saamen in sich halten: so liegt uns darin die nohtwendige Abhängigkeit von einem göttlichen Einfluße klärlich vor Augen.

§ 9.

Es ist demnach auch sinnlich offenbar, daß Gottes allmächtige Wirkung in die Welt nicht mit der Schöpfung ganz aufgehöret habe, sondern sich, wie sein Wissen und Wollen, über die ganze Daure der Welt erstrecke, und seine Absicht in der Welt auf das Wohl der Lebendigen auch thätig hinausführe. Und dieses ist es, was wir eine göttliche Vorsehung nennen. Wir haben sie auch nicht nur als eine allgemeine, sondern auch als eine besondere, in Absicht auf uns, zu betrachten. Nicht zwar in dem Verstande, als ob Gott andere Dinge nur überhaupt und Geschlechter-weise überdacht und bestimmet; aber bey den Menschen alleine jeden besonders in seine Erwegung und Vorsorge genom-

nommen habe. Nein: in solchem Verstande würde alle Vorsehung, so wohl über lebendige als leblose Geschöpfe, eine besondere Vorsehung zu nennen seyn, weil seine Weisheit alle und jede, auch die allerkleinsten Theile und Begebenheiten in der Welt, in aller Folge der Zeit, aufs deutlichste betrachtet hat. Wir Menschen aber nennen die göttliche Vorsehung für uns eine besondere Vorsehung, soferne sie eine ausnehmende Güte für unser Wohl enthält.

Der Begrif hat seinen guten Grund. Denn wenn es wahr ist, daß wir ausnehmende Vorzüge in unserm Wesen und Natur-Kräften zu einer höheren Glückseligkeit von Gott bekommen haben; und daß wir allein auf diesem Erdboden, durch die Fähigkeit unsern Schöpfer zu erkennen und zu verehren, in eine Gemeinschaft und Verbindung mit ihm gesetzt sind, wie ich oben ausführlich gezeigt habe: so muß auch die Absicht auf unser Wohl, und folglich seine Güte für uns, bey dieser Vorsehung ausnehmend, und in solchem Verstande besonders seyn: und ein jeder einzeler Mensch kann und muß sich diese besondere Vorsehung Gottes zu seiner Beruhigung zueignen.

Er wird nun die allgemeine Einrichtung der Welt, die Natur-Kräfte und deren Regeln, den Erdboden und dessen Bequemlichkeiten, als Dinge ansehen, die nach göttlicher Absicht auch ihm besonders zu Gute kommen sollen: da die ewige Vorsehung auch auf ihn gedacht, und

ihm in diesem prächtigen Gebäude für die Lebendigen auch sein Daseyn und Leben zu seinem Wohl bestimmet hat; da auch für ihn die ganze Natur geschäftig seyn muß, und wo nicht in allen Stücken körperlich hilft, dennoch allenthalben zu einem Lehr-Buche dienet, seinen Schöpfer und dessen Vollkommenheiten zu erkennen, und daran ein vernünftiges Vergnügen zu haben. Er wird das Gute, was er am Leibe und Gemühte, an Gesundheit, Bildung, Kräften, Sinnen, Verstand, Witz, Gedächtniß besitzet, nicht unempfindlich gemessen, als Dinge, die er etwa bloß einer blinden Natur-Kraft zuschreiben dürfte, sondern er wird sie als Gaben ansehen, die ihm von dem weisen Schöpfer und Geber alles Guten zu einer vorzüglichen Glückseligkeit beschieden sind; und wird um so viel mehr von dankbarer Empfindung, und von Eifer zur Erfüllung göttlicher Absichten, gerühret werden. Wenn er sich durch sein eigen Betragen eine Vollkommenheit oder äußerlichen Wohlstand erworben: so vergist er nicht, daß ihm Gott dazu nicht allein die Kräfte und Gelegenheit gegeben, sondern auch die Regeln des Verstandes und Willens eingeprägt, welche ihn auf den Weg der Wahrheit und Glückseligkeit gebracht; und wird durch die innere Süssigkeit, welche in dem Erkenntniß und der Tugend gelegt ist, und durch die äußeren Belohnungen die der Urheber der Natur mit solchen Handelungen verknüpft hat, desto williger, denen

nen weisen Vorschriften und Absichten seines Schöpfers zu folgen. Wiederfährt ihm ohne sein Zuthun etwas Gutes: so erfreut es ihn desto mehr, weil er es nicht einem ohngefehrlichen Zufalle und blinden Glücke beymisset, sondern versichert ist, daß es ihm von dem großen Regenten der Welt, als ein außerordentlich Gnaden-Geschenke, wissentlich, durch die weise Verknüpfung der Dinge beschieden sey. Er bedenket oft, mit wie vielem Bösen er von Gott verschonet sey, dem er theils nach seinem Wesen in der Welt unterworfen war, theils auch sich selbst bloß gestellet hatte, so daß es ihm schon über dem Kopfe schwebte. Er achtet fleißig auf die göttliche Führung, wie ihm dieses und jenes vermeynte Glück nur würde geschadet haben, und wie ihm hingegen mancher Mangel und manches Böse zum Mittel seiner Wohlfahrt gedeyen müssen. Er überläst demnach alle seine Begierden und Leydenschaften in Gelassenheit einer so gütigen Vorsorge, nach welcher ihm nichts ohne den weisesten Raht wiederfahren kann, sondern alles zum Besten dienen muß. Er genieset des Maaßes vom zeitlichen Glücke, das ihm bestimmet ist, in Zufriedenheit und dankbarer Freude. Das Zukünftige, was er weder voraussehen noch ändern kann, überläst er dem großen Regierer der Welt unbesorgt: hoffet unterdessen das Beste, ist aber auch bereit, die Unfälle, welche die Schwachheit seiner Natur und sein Stand in der Welt, nach der all-

gemeinen Verknüpfung der Dinge, mit sich bringen mögte, getrost und standhaft zu übernehmen. Er ist versichert, daß ihm alles, nach dem Rahte der Vorsehung, zum Besten gedeyen müsse; und er betrachtet selbst die Wiederwärtigkeiten, Krankheiten, und Schwachheiten des Alters, als Wohlthaten, welche ihm die Lust dieses sinnlichen Lebens nach und nach benehmen, und sein Verlangen nach einer reinern und dauerhafteren Glückseligkeit erwecken sollen; ist auch gänzlich überführt, daß Gott ihm keine solche Natur gegeben haben würde, nach deren Regeln er eine Vorstellung und Verlangen nach einer zukünftigen besseren Glückseligkeit haben muß, wenn er ihn nicht nach seiner gütigen Vorsehung dazu bestimmet hätte.

§ 10.

Diese Verfassung des Gemühts ist ohne Zweifel die einzige, welche unsere Begierden in Ordnung bringen, und uns bey allen Begebenheiten in der Welt getrost, zufrieden und vergnügt machen kann: sie ist auch die einzige, welche in unserer Natur, in der Verknüpfung der Dinge, und in den göttlichen Vollkommenheiten und Absichten Grund hat. Da sie nun besonders aus der Ueberführung von Gottes gnädigen Vorsehung entspringt: so müssen diejenigen eine sehr verkehrte Vorstellung davon haben, denen die göttliche Vorsehung zum Anstoß und Fallstricke gedeyet, daß sie darüber in

Ver-

Verwirrung, Unruhe, Mißvergnügen und Verzweifelung gerahten. Sie machen sich nemlich, nach ihrem Unverstande und Lüsten, ein Bild und eine Regel, wie die göttliche Vorsehung beschaffen seyn und verfahren müste, wie die Welt aussehen und wie sie regiert werden sollte. Und da es nicht allewege so ist und gehet, wie sie es wollten: so können sie nun gar keine Vorsehung, keine Weisheit, Absicht oder Güte mehr in der Welt sehen. Alles ist ihnen verkehrt, unordentlich, wiedrig. Sie berauschen sich zwar zum Theil in den gegenwärtigen Lüsten, daß sie ihren Verdruß und ihre Verzweifelung übertäuben mögen. Dennoch dünkt ihnen das Leben mit überwiegender Unlust, und die Welt mit lauter Bösem angefüllt zu seyn. Sie sind nach ihren Gedanken durch ein bloßes Ohngefehr, oder durch eine blinde Nohtwendigkeit, durch eine lebloſe Natur, die sich selbst nicht kennet, in solche Welt hinein geworfen; und täglich gleichsam allen Fluhten, Klippen und Stürmen einer wilden See, ohne einen Steuermann zu haben, bloß gestellet; und in dieser trost- und hofnungsloſen Ungewißheit ihres Schicksahls, eilen sie dem Tode, als dem gänzlichen Ende ihres Seyns, mit Furcht und Zittern entgegen.

Der Grund dieser unglückseligen Gemühts-Verfassung liegt in verschiedenen Irrthümern von der Vorsehung; ob wohl auch ein verkehrter Wille daran Theil zu haben scheinet.

1. Sie meynen, wenn eine Vorsehung wäre, so müste gar keine Unvollkommenheit und kein Böses in der Welt seyn: gleich als ob eingeschränkte Dinge, woraus die Welt bestehet, gänzlich vollkommen, und von Mangel und Bösem frey seyn könnten.

2. Sie unterwinden sich, über die Unvollkommenheiten und das Böse in der Welt Richter zu seyn: gleich als ob ein Mensch die Verbindung und Uebereinstimmung aller Dinge übersehen könnte, und nicht oft, nach seinem engen Erkenntniß, tadelte, was zur Vollkommenheit des Ganzen gehöret.

3. Sie setzen sich zum Mittelpunct der ganzen Natur, und wollen, daß alles allein für sie, und nach ihrem Wunsch, geschaffen seyn sollte: gleich als ob die Welt nicht eben darum vollkommener wäre, da sie für alle mögliche Lebendige eingerichtet ist; und als ob eine solche Welt ihnen selbst nicht vortheilhafter wäre, als diejenige, welche sie etwa für sich allein, nach ihrem Sinn, bauen mögten.

4. Sie fordern von der göttlichen Vorsehung lauter gute und heitere Tage in der Welt; da doch diese trüben und gemischten ihnen schon zu gut sind, daß sie dieselbe nicht ertragen können.

5. Sie wollen das Böse, gegen alle Natur und Verknüpfung der Dinge von sich abgewandt wissen; und fordern eine Vorsehung die

stets

stets Wunder für sie thun soll, und die über die Tugendhaften nichts als Gutes, über die Lasterhaften nichts als Böses verhängete: da doch durch stette Wunder, statt eines Bösen, tausendfältiges würde eingeführet werden; nun hergegen selbst das Böse zum Mittel des Guten angewandt ist.

6. Sie schränken die Vorsehung auf dieses Leben ein, und schneiden sich selbst alle Hofnung zu einem künftigen ab: da doch dieses die vornehmste Absicht der göttlichen Vorsehung über die Menschen, und der kräftigste Trost aus derselben ist, daß sie unsere Gedanken und Begierden auf eine dauerhaftere und höhere Glückseligkeit richtet.

Allein die genauere Beantwortung dieser Zweifel erfordert eine besondere Abhandelung, worin ich sie nach einander durchgehen und beantworten werde. [4]

[4] Der erste Irrthum ist in der folgenden IX. Abhandelung erörtert § 1. 2. 3. der zweyte § 4. 5. 6. der dritte § 7 - 10. der vierte § 11. 12. der fünfte § 13 - 19. der sechste § 20. und in der X. Abhandelung.

Die neunte Abhandelung.

Worin die Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung gezeigt wird.

§ 1.

Lasset uns diese irrige Vorstellungen, welche gegen die göttliche Vorsehung Zweifel erregen, nach einander durchgehen. Der erste Einwurf ist sehr alt: Wenn ein Gott, wenn eine Vorsehung ist, woher kommt denn die Unvollkommenheit und das Böse in der Welt? Er setzet eines Theils ganz recht zum Grunde, daß aus Gottes Wesen und Eigenschaften an sich nichts unvollkommenes oder böses, sondern lauter gutes, herzuleiten sey; und das ist genug zu seiner Rechtfertigung. Aber andern Theils fehlt er darin sehr, daß er das Wesen und die Natur des Geschöpfes gar nicht in Betrachtung ziehet, was dieselben leiden oder in sich schliessen. Beydes muß gegen einander gehalten werden, wenn man urtheilen will, wie viel Vollkommenheit der unendliche Schöpfer den endlichen Dingen ausser sich hat mittheilen können.

Wir würden ja eben so verfahren, wenn wir des verständigsten und besten Künstlers Werk in Thon und Erde untersuchen wollten: daß wir nicht allein aus der Vollkommenheit des Verstan-

standes und der Wissenschaft des Künstlers, wie auch aus seinem guten Willen und Absicht immer fortschlössen, wie das Werk beschaffen seyn müste; sondern auch die Natur des Thons mit in Erwegung zögen, was vermöge derselben möglich sey. Wenn wir den vollkommensten Regenten, als den Stifter einer gewissen Republik betrachten: so werden wir uns ja nicht, aus dem einzigen Begriffe des Regenten selbst, eine Platonische Republik in elysischen Feldern vorstellen; sondern auch die Lage und Natur des Landes, die Fähigkeit, Eigenschaft und Neigung des Volkes, mit in Betrachtung nehmen; um zu sehen, was der vollkommensten Weisheit eines Regenten, bey einem solchen Volke, in einem solchen Lande, anzuordnen gemäß wäre. Warum betrachtet man denn Gott nicht auch als den herrlichsten Werkmeister, aber in zerbrechlichen Gefässen? als den weisesten Regenten, aber über endliche Geschöpfe? So bliebe dem höchsten Wesen seine Ehre bey aller Unvollkommenheit der Natur.

Es ist der Vernunft entgegen, daß man das Verhältniß zweyer Dinge gegen einander nicht nach beyder Natur und Wesen betrachtet; und man muß auf solche Art nohtwendig in mancherley Wiederspruch verwickelt werden. So sind einige Menschen dahin verfallen, daß sie wegen der Unvollkommenheit und des Bösen in der Welt, keine Vorsehung, keine Schöpfung, keinen Gott erkennen wollen, sondern die Welt

und

und Natur für das erste selbständige Wesen gehalten haben. Welche Thorheit! Sie konnten nicht begreiffen, daß ein Werk des ersten selbständigen Wesens irgend eine Unvollkommenheit oder Böses an sich haben könnte; und nun können sie begreiffen, daß das erste selbständige Wesen selbst alle diese Unvollkommenheiten und dieses Böse unter seinen wesentlichen Eigenschaften in sich fasset?

Andere haben aus der Welt ein Werk gemacht, das von zweyen selbständigen, nohtwendigen, ewigen, aber ganz wiedrigen Wesen, einem guten und einem bösen, entstanden; so daß daher Gutes und Böses in der Welt unter einander gemischt wäre. Aber auch dadurch wird die Unvollkommenheit und das Böse, von der Welt, in den Werkmeister selbst versetzt, und noch dazu die Vollkommenheit des besten Wesens eingeschränkt und abhängig gemacht. Wie kann denn ein nohtwendiges, unendliches Wesen zwiefach und verschieden seyn? wie können sie beyde einen unendlichen Verstand, Willen und Macht haben, da doch das eine nicht denket, will, und kann, wie das andere? Ihre Einsicht und Zweck laufen wieder einander: das eine will das Gute, das andere das Böse: das eine hat so wenig Macht als das andere, seinen Willen gänzlich zu Stande zu bringen. Sie werden dennoch bey dem streitenden Willen entweder eins, ein jedes das seine zu dem Werke beyzutragen; oder das eine

kann

kann doch nicht hindern, daß dasjenige, was er gemacht hat, von dem andern wieder verdorben wird. Welche Begriffe! wie haben die Menschen so blind seyn können, dergleichen Gemenge in ihren Gedanken zu beherbergen? oder wie hat ein gescheuter Mann neuerer Zeit seinen Witz verschwenden mögen, dieser Meynung eine Farbe zu geben?

§ 2.

Es gereichet dem Herrn von Leibnitz zum unsterblichen Ruhme, daß er diesen Nebel, der die Menschen so lange auf die gefährlichsten Irrwege verleitet hatte, durch ein neues Licht vertrieben, und einen richtigen Mittelweg gewiesen hat, der uns bey aller unsrer Unvollkommenheit dennoch zu dem vollkommensten Wesen führet.

Ein unendlicher Verstand eines selbständigen Wesens konnte sich nichts außer sich als möglich vorstellen, ohne nur eingeschränkte, veränderliche, abhängige Dinge. Denn wenn ihnen nichts an Vollkommenheit mangeln sollte; wenn sie ohne wesentliche Schranken, unveränderlich, unabhängig, nohtwendig, selbständig, ewig seyn sollten; wie könnten sie denn als solche gedacht werden, die bloß durch Gott, als das erste Wesen, ihre Wirklichkeit erhalten müsten? Wenn also nichts ausser Gott als eingeschränkte Dinge zu denken waren: so konnte auch bloß die verschiedene Möglichkeit der Schranken jedes Dinges besonderes Wesen bestim-

bestimmen; nicht anders als es sich in den Figuren verhält, davon so viele verschiedener Art und Wesens möglich sind, als die Einschränkung eines Raums Verschiedenheit leydet.

Aber eben darum, weil ein jedes ausser Gott mögliches Ding seine eigene wesentliche Schranken der Vollkommenheit haben muste, und ohne dieselben eben so wenig das seyn konnte was es ist, als ein Dreyeck ein Dreyeck seyn, und doch die Eigenschaften eines Cirkels haben kann: so folget auch, daß etwas ausser jedes Dinges Schranken der Vollkommenheit war, das ihm nach seinem Wesen unmöglich zukommen konnte. Wenn Fleisch die Härte und Vestigkeit hätte, welche Stahl und Eisen hat, so würde es nicht biegsam, und kein Fleisch mehr seyn können. Wenn ein Baum, ein leblos Ding, Empfindung hätte, so würden sie zu den Thieren gehören. Wenn der Hund Vernunft besässe und sprechen könnte, so müsten wir ihn für ein Mittelding zwischen Menschen und Thieren halten. Und wenn wir Engel-Verstand hätten, so würden wir aufhören Menschen zu seyn. Jedem sind seine Schranken so wesentlich als den Figuren. Ein Dreyeck kann nicht ohne Mangel der vierten Seite und des vierten Winkels, und also nicht als Viereck gedacht werden. Und ein Viereck ist nicht ohne Mangel der Ründe eines Cirkels möglich. Demnach konnte Gottes Verstand jedes ausser ihm mögliche eingeschränkte Ding, nicht ohne Mangel einer

ner andern oder mehreren Vollkommenheit gedenken.

Eben dieser wesentliche Mangel einer anderen oder mehreren Vollkommenheit, welcher von allen eingeschränkten Dingen gedacht werden muß, enthält auch die Möglichkeit des Bösen, sowohl des natürlichen, als des sittlichen. Denn wenn Dinge mit eingeschränkten Kräften von einander abhängen, so muß auch möglich seyn, daß das schwächere von dem stärkeren überwältiget, verdorben und zernichtet wird; oder daß es sich in sich selbst durch seine wiedrigen Kräfte aufreibt. Bluhmen und Pflanzen waren nicht möglich, ohne daß zugleich ihre Vernichtung durch äußere und innere Kräfte möglich wäre. Das Fleisch der Thiere konnte nicht unbiegsam hart seyn, und ohne Nahrung bestehen, aber eben daher auch von Quetschung, Wunden, Krankheit und Tod nicht gänzlich frey seyn. Sollten solche Seelen seyn, als der Thiere und Menschen sind: so musten auch ihre Vorstellungen von einem organischen Körper abhängen; folglich muste auch ein Mangel dieses oder jenes Sinnes oder ein Wahnwitz bey ihnen möglich seyn. Ein eingeschränkter Verstand, der vieles gar nicht, anderes dunkel, das meiste undeutlich vorstellet, ist nach dem Maaße seiner Schranken, mehr oder weniger, der Unwissenheit, Verwirrung, und dem Irrthum unterworfen. Daher können sich diese Mängel auch in der Vorstellung des Guten und Bösen

äus-

äußern, und das Böse statt des Guten gewehlet, das Gute als ein Böses verworfen werden. Es ist also offenbar, daß eine Welt von lauter eingeschränkten Dingen ohne Möglichkeit des natürlichen und sittlichen Bösen nicht zu gedenken sey; und daß besonders die Glückseligkeit der Lebendigen, nicht höher, dauerhafter und reiner seyn konnte, als jedes eingeschränkte Wesen litte.

§ 3.

Was sollte nun die vollkommenste Weisheit und Vorsehung thun? Sollte Gott nach derselben lieber gar keine Welt schaffen, damit nicht auch etwas Böses zur Wirklichkeit käme? Das hiesse ja, wegen des Mangels einer Vollkommenheit die unmöglich war, alle mögliche Vollkommenheit weglassen; wegen des zufälligen Bösen, auch das wesentliche Gute aufheben; wegen der Endlichkeit und Schranken des Lebens und der Lust, gar niemanden Leben und Lust gönnen.

Würde man den Fürsten für weise, gütig und mächtig halten, oder ihm eine diesen Vollkommenheiten gemäße Vorsehung zuschreiben, der deswegen sein Land nicht bevölkerte, und keine Städte, Flecken und Dörfer anlegte, weil nicht alle darin gleich vornehm, reich und bequem seyn, oder gleich lange gesund und vergnügt leben könnten? weil einer hie und da verwundet werden oder ersauffen mögte; ja alle endlich doch sterben müsten? weil Betrug,

Dieb-

Diebstahl, Mord, Ehebruch, bey diesen Einwohnern nicht gänzlich ausbleiben würden? Nein, ein weiser, gütiger und mächtiger Regente stiftet so viel Gutes als möglich ist, und macht gegen den Mangel und das Böse alle mögliche Vorkehrung. Er bekommt dadurch die edele Freude, sein Land mit Leben, Nahrung, Ueberfluß, mit Künsten, Wissenschaften und guten Sitten, mit Lust, Vergnügen und Glückseligkeit dergestalt zu erfüllen, daß aller Mangel und Kummer dabey verschwinden, und daß einiger faulen und boshaften muhtwilliges Verderben gegen der übrigen Bürger und des ganzen Staats Wohlfahrt für Nichts zu achten ist.

Wie wäre es denn der göttlichen Weisheit und Güte gemäß gewesen, die Schöpfung so vieler möglichen Vollkommenheiten, wegen der ihrem Wesen anklebenden Unvollkommenheit, zu unterlassen? Eine Welt, die alle mögliche Lebendige in sich fasset, begreift alle innere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit, die möglich ist, und alle damit übereinstimmende äussere Vollkommenheit und Schönheit; so daß darin stets alle Stuffen des Vergnügens, nach allen möglichen Arten des Lebens, durch Sinne, Triebe, Bewegung, Nahrung, Fortpflanzung, Verstand, Witz, Einsicht, Liebe, und alle höhere Kräfte genossen werden. Diese also wirklich zu machen, und allem, was einer Lust fähig war, Leben und Glückseligkeit nach seiner

Art zu gönnen, ist der große Zweck des Schöpfers gewesen.

Danach ist der ganze Bau der Welt aufs weiseste eingerichtet; und die Natur der leblosen Dinge ist stets für das Wohl der Lebendigen, ohne unser Denken und Zuthun, arbeitsam. Die mechanischen Regeln, wonach so wohl in den großen Welt-Körpern, als auf unserm Erdboden, alle sichtbare Begebenheiten erzeugt werden, stimmen an sich mit dieser Absicht unverbesserlich überein. Die körperlichen Werkzeuge der Lebendigen, zum sehen, hören, riechen, schmecken, fühlen, zum bewegen, nähren, zeugen, sprechen, sind mit wunderbarer Kunst zum Genuß der Lust gebildet. Die inneren Kräfte der Seelen, die anerschaffene Fertigkeiten und Künste der Thiere, die eingepflanzten Regeln, wonach sich unsere Vorstellung, Einbildungs-Kraft, Erinnerung, Bewustseyn, unser Verstand und Wille richtet, zielen alle gerades Weges auf die Erlangung einer jedes Natur gemäßen Glückseligkeit. Was also von diesem Ziele in der Welt abweichet, das kommt nicht von dem, was Gott zur Wirklichkeit gebracht hat und erhält, (denn das ist alles untadelich, gut und vollkommen) sondern von den wesentlichen Schranken der Dinge, das ist, von dem Mangel solcher Vollkommenheit die das Wesen der Dinge nicht litte. Es ist nicht die ordentliche Wirkung der Kräfte und ihrer Regeln, noch die gerade Absicht Gottes, sondern eine zufällige

Bege-

Begebenheit, welche ein Zusammenlauf der natürlichen Kräfte und Regeln, wegen der wesentlichen Schwäche endlicher Dinge, veranlasset.

In einer solchen Welt muß dennoch das Gute überschwenglich herschen, weil es in der ganzen Einrichtung und Natur, so ferne sie in einer Wirklichkeit bestehet, gegründet ist. Das Böse muß also weit überwogen werden, weil es nicht weiteren Grund hat, als in denen Fällen, welche die Schranken der Dinge, oder eine Abwesenheit mehrerer wirklichen Vollkommenheit veranlassen. Ja selbst das Böse muß sich zum Guten lenken, und ein Mittel der Vollkommenheit des Ganzen, oder auch einzeler Dinge und ihrer Arten und Geschlechter, werden: weil es nur zufälliger Weise, selbst aus den Regeln des Guten, entspringt, und demnach seine Richtung zum Guten allezeit behält. So war es denn auch den Regeln der höchsten Weisheit und Güte gemäß, solche Abweichungen zuzulassen, da sie in der Vollkommenheit des Ganzen verschwinden, und ohne Aufhebung des Guten nicht wegbleiben konnten, sondern vielmehr zu dessen Beförderung das Ihrige beytragen.

§ 4.

Es ist aber zweytens offenbar, daß solche Menschen, welche die Schöpfung und Vorsehung meistern, oft nach ihrem engen Erkenntniß, und nach ihrer kurzen Einsicht von der Verbindung der Dinge, für unvollkommen und

böse erklären, was in der That gut ist, und was zur Vollkommenheit sowohl des Ganzen, als der Geschlechter, Arten, und einzeler Dinge, gereichet. Daher es denn auch geschieht, daß sie das Böse in der Welt nach ihren irrigen Gedanken vermehren und vergrössern, und den Ueberschwung des Guten desto weniger einsehen.

Eines Theils sind sehr viele Dinge in der Welt, deren Absicht, Nohtwendigkeit, Nutzen und Uebereinstimmung mit den andern, keines Menschen Verstand übersehen kann. Es gehöret ein unendlicher Verstand dazu, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der ganzen Welt, im Großen, im Kleinen, dem Raum und der Zeit nach, zu beurtheilen. So sehr wir nun von solcher Einsicht entfernet sind, so vermessen ist es auch, etwas für unnütze, unvollkommen oder böse erklären, bloß weil man nicht weis wozu es gut seyn sollte. Es kann in einem niedrigen Gesichts-Punkte lauter Unordnung zu seyn scheinen, was ein erhabenes Auge billiger für Schönheiten hält. Wie? wenn ein Hund, mit seinem an der Erde schwebenden Kopfe, des besten Gartens Schönheit sich getraute zu übersehen: würde er nicht allenthalben Mängel und verkehrtes Wesen darin zu finden vermeynen; zumal wenn er sich einbildete, daß der Garten bloß für ihn angelegt seyn müste? Würden ihm nicht die Beten, Stauden, Töpfe, Bild-Säulen, Hecken und Lauben, ja selbst die Blumen und Frucht-Bäume, allerwerts

werts im Wege seyn, wenn er mit seinem Gatten wild herum schwermen wollte? Unterdessen, da des Herrn scharfes Auge aus seinem Altane alle Schönheit dieser künstlichen und nutzbaren Einrichtung mit dem grösten Vergnügen auf einmal übersieht. Wie wollten wir Menschen, die wir an der Erde kleben, von dem wahren Verhältniß der Dinge in der ganzen Welt richtiger urtheilen?

Aus dem, was wir von der Vollkommenheit so vieler Dinge klärlich wissen, schliessen wir weit vernünftiger und billiger auf das, so wir nicht wissen, daß es gleichfalls nutzbar und gut seyn werde; als daß wir, wieder die erkannte Beschaffenheit so vieler Dinge, von andern, lediglich wegen unserer Unwissenheit, gedenken wollten, als ob sie unnütze, unordentlich, unvollkommen und böse seyn sollten. Demnach hat das Tadeln der Schöpfung und Vorsehung, auch in denen besondern Fällen, wo kein Mensch die Güte der Dinge beweisen kann, den gerechten Vorwurf des Unverstandes gegen sich.

Wie viele aber haben nicht schon ihre thörichte Uebereilung im Tadel der Natur verrahten, da sie manches aus bloßer Unwissenheit für unnütz und böse erklärt, davon man itzt klärlich zeigen kann, daß es allerdings nützlich, und wie zur Erhaltung der Menschen oder Thiere, so auch zur Vollkommenheit des Erdbodens überaus nöhtig sey? Wenn Lucretius,

nach Epicuri Anweisung, darthun will, daß die Natur der Dinge nicht von Gott seyn könne, weil sie so viele Fehler hat: so beruft er sich gleich anfangs darauf, daß Berge, Felsen, Wälder, Seen und Meere so vielen Platz unnützer Weise einnähmen, ja daß zwey Theile des Erdbodens vor gar zu großer Kälte und Hitze ganz unwohnbar wären. [1] Sehet theils eine große Unwissenheit, theils einen verwegenen Schluß aus derselben! Er wuste nicht, daß die warmen und kalten Länder bewohnt und wohnbar wären, welches jedoch schon zu seiner Zeit vielen bekannt war. Unterdessen war er doch nicht befugt so zu folgern: ich weis nicht daß die Länder bewohnt sind; also sind sie es auch nicht: ich kann nicht begreifen wie es möglich seyn sollte, daß Menschen die strenge Kälte und Hitze aushielten; also kann das auch nicht geschehen; also ist der Erdboden nicht nach weisem Raht und Vorsehung eingerichtet. So müssen sich die Menschen vergehen, und selbst lächerlich machen, die sich erkühnen den Mangel ihrer Einsicht zum Grunde eines Tadels der Werke Gottes zu legen. Wir wissen heutiges Ta-

[1] Lucretius V. 196.

Quod si jam rerum ignorem primordia quæ sint,
Hoc tamen ex ipsis cœli rationibus ausim
Confirmare, aliisque ex rebus reddere multis,
Nequaquam nobis divinitus esse paratam
Naturam rerum, tanta stat prædita culpa.

Prin-

Tages noch genauer und gewisser, als die Alten, daß der Erdboden, von den wärmsten Gegenden an, bis auf einen sehr hohen Grad der Kälte, seine Einwohner habe, und haben könne. Wir geniessen die Vortheile mit, von so vielen nutzbaren und angenehmen Dingen, die uns aus Ost- und West-Indien, aus Norwegen, Isßland, Grönland und Siberien zugeführet werden. Wir bewundern demnach vielmehr die weise Vorsorge Gottes für uns Menschen, daß er uns eben dadurch zu Herren des ganzen Erdbodens machen wollen, da unsere Natur sich zu aller Kost und Luft in allen Gegenden gewöhnen kann; wenn hingegen die unvernünftigen Thiere in einem kleinen Erd-Striche eingeschränkt sind, weil sie nicht allerwerts ihr Futter finden, noch alle Luft vertragen können.

Der grosse Nutzen, welchen die Berge leisten, kann auch nunmehro genugsam bekannt seyn. [2] Denn ausser daß es dem Auge so angenehm als prächtig läst, den stetten Wechsel von Bergen, Hügeln, Thälern, Wiesen und Feldern zu schauen, so sind die Berge mehrentheils ein bequemer Aufenthalt für so viele Menschen

Principio, quantum cœli tegit impetus ingens,
Inde avidam partem montes, sylvæque ferarum
Possedere, tenent rupes, vastæque paludes,
Et mare, quod late terrarum distinet oras.
Inde duas porro prope parteis fervidus ardor,
Assiduusque geli casus mortalibus aufert.

[2] Derham Physicotheologie, III. B. 4. Cap.

und Vieh, die daselbst sichere Wohnung, reine und gesunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächse und Bäume, könnnten gar nicht auf dem Erdboden seyn, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachsen verstattet. In dem inneren der Berge werden uns allerley nutzbare und köstliche Metalle, Edel-Gesteine, Werk-Stücke, und Erdgewächse erzeuget. Sie geben an sich der äußeren Erd-Rinde eine Vestigkeit, zumal wo sie in einer zusammenhangenden Kette fortgehen: sie sind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuht des Wassers oder der Winde: und, was das vornehmste ist, so saugen sie aus dem Dunstkreise die Feuchtigkeit an sich, daß hernach von solchem durchgesickerten Wasser, so aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströhme ihren Ursprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu dessen Befruchtung, und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Genes-Mitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbst die rauhen Eiß-Berge, deren Gipfel von stetten Schnee und Eise starren, sind Schatzkammern dieser nöhtigen Feuchtigkeit, welche sie in haushälterische Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, so viel nöhtig ist, geschmolzen zufließen lassen.

Ein Poete kann ja wohl, aber ein Weltweiser müste nicht an den Gebürgen einen

Ab-

Abscheu finden, und sich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichsam als ein Paradies vorstellen. Denn es ist aus denen itzt angeführten Gründen leicht zu begreifen, daß alle die angeregten Vortheile wegfallen, und dagegen der Erdboden in einen Sumpf und Morast stehender Wasser verwandelt seyn würde, darauf wegen der stinkenden und schädlichen Ausdünstungen kein Mensch oder Thier dauren, noch von einem Ort zum andern kommen könnte. [3] Wenn man aber auch unserer Erden, wegen beständiger Abnahme der Berge, eine vollkommene Ebene, auf künftige Zeiten verkündiget: so bin ich desfalls unbesorgt. Die weise Vorsehung, welche die itzigen Berge und Felsen, durch natürliche Mittel, aus der Tieffe der See, mit allen darinn beschlossenen Muscheln, zu der itzigen Höhe erhoben, hat das Spülen des Regens und das Wühlen des Meeres so abgemessen, daß es nicht zur Verschlämmung des Erdbodens ausschlagen kann, sondern daß durch eben die natürlichen Mittel sich noch itzo, obwol unvermerkt, die Berge wieder so viel erheben, als nöhtig seyn wird.

Auf die Klage von dem vielen Wasser der Seen und Meere, welches unsere Erd-Fläche unnützer Weise bedecken soll, will ich nur kürz-

[3] Der Herr Popowitsch hat in seiner Untersuchung vom Meere p. 187-194. diese Materie gründlich ausgeführt.

lich dieses zur überführenden Antwort sagen, daß das Maaß des Regens, Schnees und Thaues genugsam beweiset, es sey des Wassers auf der Erd-Fläche nicht zu viel. Denn es ist unleugbar, daß der Regen, Schnee und Thau von den Ausdünstungen der Flüsse, Seen und Meere, nach dem Verhältnis ihrer Oberfläche entstehen. Da wir nun des Regens, Schnees und Thaues, in Absicht auf die Befruchtung des Erdbodens, nicht zu viel haben: so folget auch unwiedertreiblich, daß die Flüsse, Seen, und Meere nicht unnöhtiger Weise und zu viel Platz auf der Erd-Fläche einnehmen; sondern daß sich auch darinn die weiseste Vorsehung des Schöpfers offenbaret, da er das Maaß der natürlichen Ursachen so genau nach den abgezielten Nutzen, auf alle künftige Zeiten, abgewogen. Wenn also das Wasser in eine engere Oberfläche eingeschränkt wäre: so würde zu wenig ausdunsten, folglich auch zu wenig Regen, Schnee oder Thau fallen; mithin würde der Erdboden an sehr vielen Orten dürre und unfruchtbar werden, so wie er gegentheils bey dem Mangel der Berge, einer schlammigten Ueberschwemmung bloß gestellt gewesen wäre. Er würde also in beyden Fällen unwohnbar seyn; und die Menschen verrahten ihren Unverstand, welche eben das, was ihnen selbst und anderen Thieren gut und höchst nöhtig war, für böse und überflüßig erklären. Zu geschweigen, daß der Schöpfer in den Meeren selbst,

nach

nach seinem großen Zwecke, desto mehr Lebendige, und mehr als auf dem Lande syn könnten, unterhält. Gewiß haben wir Menschen noch nicht zu klagen, daß nicht Raum genug für uns auf der Erd-Fläche geblieben sey. Denn es könnten noch weit mehr Menschen darauf wohnen und Nahrung finden.

§ 5.

Es ist ferner eine ungegründete Klage des Lucretius wieder die Natur, oder vielmehr wieder die Vorsehung, daß die übergebliebene Erd-Fläche uns nicht von selbst Früchte darreichte, sondern mit Dornen und Büschen überzogen sey, so daß sie erst mit schwerer Arbeit bereitet werden müste; dabey dennoch oft die hofnungsvolle Saat entweder von Hitze, oder Regen, oder Kälte, oder Sturm-Winden verdürbe. [4]

Wie schlecht kennet doch Lucretius der Menschen Natur! Wie wenig weis er den Wehrt der

[4] Lucretius V. 207.

Quod supereſt arvi, tamen id natura ſua vi
Sentibus obducat, ni vis humana reſiſtat,
Vitaï cauſa valido conſueta bidenti
Ingemere, & terram preſſis proſcindere aratris,
Si non fœcundas vertentes vomere glebas,
Terraïque ſolum ſubigentes, cimus ad ortus:
Sponte ſua nequeant liquidas exiſtere in auras.
Et tamen interdum magno quæſita labore,
Quom jam per terras frondent, atque omnia florent;
Aut nimiis torret fervoribus ætherius ſol,
Aut ſubiti perimunt imbres, gelidæque pruinæ,
Flabraque ventorum violento turbine vexant.

der Arbeit zu schätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemühung in den Mund wüchsen: so würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müßiggang entstanden seyn, weil niemand für seine Nohtdurft zu sorgen gehabt hätte. Eine solche Lebensart würde alle edlere Kräfte der Menschen einschläfern und ersticken, daß sie auf keine Künste und Wissenschaften dächten, weil sie dazu nicht einmal den ersten Trieb von der Nohtdurft empfingen. Das Band menschlicher Gesellschaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden, weil selbst die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiß ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menschen nöhtig hätten, sondern ein jeder für sich leben könnte, ohne dem andern gehorsam, gefällig und dienstfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menschliche Geschlecht in eine rohe, wilde und viehische Lebensart verfallen seyn, und ein jeder, wie bey den Thieren geschieht, wenn sie der Mutter-Milch entwachsen sind, und der Fütterung ihrer Aeltern nicht mehr bedürfen, für sich in die Welt dahin laufen, ja von den Aeltern selbst weggewiesen werden.

Wir haben es der Nohtdurft alleine zu danken, daß sich die menschlichen Vorzüge in uns hervorgethan, daß unser Witz zur Erfindung erweckt worden, und daß wir nun theils im Aeußerlichen bequemer leben, und mehr sinnliches

ches Vergnügen genieſſen als das Vieh; theils auch geſellig, vernünftig, ſittſam geworden ſind, und daß Künſte, und Wiſſenſchaften unter uns blühen. Die Arbeitſamkeit iſt überhaupt dem Menſchen gut, heilſam und nöhtig. Wenn ſeine regen Kräfte ſich mit nichts beſchäftigen, ſo iſt er ſich ſelbſt eine Laſt, ſo wird ihm die Zeit lang, ſo verfällt er in eine dumme Unwiſſenheit, in eine faule und niederträchtige Wolluſt, und allerley andere Laſter. Eine Arbeit hingegen iſt ſeinem natürlichen Bemühen gemäß, und vergnüget ihn, wenn ſie geräht und Nutzen ſchaffet; ja deſto mehr, je mehr Schwierigkeiten dabey zu überwinden ſind, und je mehr Kunſt, Witz, Nachdenken, Vorſicht, Wiſſenſchaft dabey angewandt worden.

Was inſonderheit die Land-Arbeit beym Acker- Garten- und Wein-Bau, oder bey der Vieh-Zucht betrift: ſo dürfen ſich die wenigſten Menſchen damit bemühen. Es iſt durch Witz und Ordnung dahin gebracht worden, daß die Arbeit eines kleinen Theils der Menſchen zureicht für das ganze Geſchlecht genugſame Lebens-Mittel zu ſchaffen; und die übrigen ſich mit andern guten Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigen können. Unterdeſſen haben ſich die edelſten Gemühter aus der Landwirthſchaft eine Luſt gemacht: der Bauer ſelbſt hat auch ſeine Freude, und ſieht ſeinen Fleiß mit Vergnügen gedeyen. Die jugendliche Gewohnheit macht ihm die grobe Arbeit leichte, und wir, die wir

der-

dergleichen nimmer angreifen, legen demselben die Empfindung, welche wir davon haben würden, fälschlich bey. Wenn nicht manche Bauren faul und dumm wären, und zu sehr an der alten Gewohnheit hingen, als daß sie allerley Versuche zur Verbesserung machen sollten; so würden sie auch die Früchte ihres Fleisses reichlicher sammlen. Die Witterung und andere Zufälle, welche dem Landmann oft zuwieder sind, haben sonst in der Verbindung der Dinge ihren großen Nutzen, und wenn sie den Wachsthum auf der einen Erd-Art hindern, so fördern sie dagegen denselben auf andern. Dadurch wird die Fruchtbarkeit überhaupt durch alle Länder und Land-Arten, und für das ganze menschliche Geschlecht, zur Gleichheit gebracht: der Mißwachs hält auch in jedem Striche seinen Kreiß-Lauf, da man ein Jahr ins andere rechnen muß. Und überhaupt wäre es nicht gut, wenn nicht etwas von der Arbeit verlohren ginge, und wenn die Natur das Bemühen des Landmanns, nach seinem Wunsche, so gar ergiebig vergölte. Wie würde er denn nicht selbst klagen, daß das Korn und die Früchte zu wohlfeil wären!

§ 6.

Lucretius beschwert sich weiter über die Vorsehung, daß so viele dem Menschen schädliche Thiere in der Welt sind; daß wir nackend, weinend, ohne Waffen, und ohne Vermögen uns selbst zu erhalten, auf die Welt kommen;

und

und noch vieles Unglück im Leben auszustehen haben; dagegen die Thiere ihre beständigen Kleider und Waffen mitbringen, keines Spielzeuges, keines liebkosenden Lallens der Ammen, keines Wechsels der Kleidung, keiner Mauren und Städte bedürfen, und ihr Futter bereitet vor sich finden. [5]

Aber darum sind sie auch unvernünftig Vieh, und bleiben in den engen Schranken einer niedrigen Glückseligkeit bestehen. Uns hergegen war die natürliche Bedürfniß nöhtig, daß wir gesprächig, vernünftig, künstlich, weise, gesellig, umgänglich, liebreich, tugendhaft und vorzüglich glücklich würden, und in aller Vollkommenheit

[5] Lucretius V. 219.

Præterea genus horriferum natura ferarum,
Humanæ genti infestum, terraque marique,
Cur alit atque auget? cur anni tempora morbos
Adportant? quare mors immatura vagatur?
Tum porro puer, ut sævis projectus ab undis
Navita, nudus humi jacet, infans, indigus omni
Vitaï auxilio, quom primum in luminis oras
Nixibus ex alvo matris natura profudit;
Vagituque locum lugubri complet, ut æquum est,
Quoi tantum in vita restet transire malorum.
At variæ crescunt pecudes, armenta, feræque:
Nec crepitacula eis opus est, nec quoiquam adhibenda est
Almæ nutricis blanda atque infracta loquela:
Nec varias quærunt vestheis pro tempore cœli.
Denique non armis opus est, non mœnibus altis,
Queis sua tutentur, quando omnibus omnia large
Tellus ipsa parit naturaque dædala rerum.

menheit immer höher steigen mögten. Hätten wir nach der Mutter-Milch keiner weiteren Handreichung und Hülfe nöhtig: so würden wir, wie die Thiere, für uns leben, keine Sprache lernen, und ohne dieselbe keinen Gebrauch unserer Vernunft machen, noch Unterricht genieſſen können; folglich auch kein deutliches Bewuſtseyn, kein Erkenntniß von uns und andern Dingen, keine Kunst oder Wissenschaft, keine Bequemlichkeit des Lebens, kein höheres Vergnügen des Gemühts erhalten; vielweniger zu irgend einer Sittlichkeit erzogen werden. So aber macht der hülfsbedürftige Zustand der Kinder, daß sich die Alten aus Liebe und Mitleyd ihrer annehmen, und daß sich die Kinder, aus Empfindung ihres Mangels, und aus Furcht für Gefahr, zu denen Aeltern halten, und sich nach ihrem Beyspiel und nach ihrer Vorschrift zur Sprache, zum Gebrauche der Vernunft, und zur Sittlichkeit gewöhnen, daß sie in allem guten Erkenntniß Unterricht empfangen, tüchtige Menschen und Bürger werden, und in einer anständigen Lebens-Art ihr eigen Glück bauen, und auf ihre Kinder fortpflanzen.

Sie können dabey alles dessen, was die Thiere voraus zu haben scheinen, gerne entbehren. Sie brauchen weder angebohrne Haare, noch Federn zur Kleidung, weder Zahn, noch Klaue, oder Schnabel zur Wehre und Waffen, weder schärfere Sinne, noch eine gewisse angeerbte Kunst zu ihrer Nahrung und Erhaltung. Sie würden

viel-

vielmehr durch solche Natur-Gaben nur in einen niedrigen Grad sinnlicher Vollkommenheit eingeschränkt seyn. Ihre Sinnen, Verstand, und Hände, sind allein genug, Kleider, Waffen, Häuser, Nahrung, Werkzeuge, nicht nur zur Nohtdurft und Sicherheit, sondern auch zur Gemächlichkeit und Ergötzung, zum Wohlstand und zum Ueberfluß zu verschaffen; alle mögliche Geschicklichkeit und Wissenschaft zu erhalten; alles, was in den Reichen der Natur ist, sich zu Nutze zu machen; und unter einander Geselligkeit, Umgang, Gespräch, Freundschaft und Vergnügen zu stiften.

Demnach ist eben der Mangel, worüber Lucretius die Vorsehung anklagt, der wahre Grund unsrer vorzüglichen Glückseligkeit, und das beste Mittel, was die göttliche Weisheit und Güte erwehlen konnte, die menschliche Fähigkeiten zu ihrem eigenen Wohl zu treiben. Wenn sich alle Menschen ihrer Fähigkeit nach dieser Absicht gebrauchten: so würde unter hundert elenden kaum ein Paar überbleiben, welche die Schuld ihres Unglücks mit Recht von sich abwelzen, und auf ihr Schicksal schieben könnten; oder deren übrige Wiederwärtigkeiten nicht durch weit mehr Gutes versüsset, und dadurch das Leben erträglich und angenehm gemacht würde.

Ich muß hiebey überhaupt anmerken: daß, wenn auch eine mehrere Vollkommenheit, als jedem Dinge nach seinen wesentlichen Schran-

ken, jedem Thiere nach seiner Art des Lebens zukommt, möglich wäre: dieselbe ihm dennoch vielmehr schaden würde; und also der Mangel einer mehreren Vollkommenheit so ferne nichts Böses, sondern was Gutes sey.

Ein Hund ist itzt, bey seinem Hundes-Verstande, vergnügt mit den Brocken, die von des Herren Tische fallen: er sucht sie wohl gar aus dem Sande und Staube begierig heraus. Es hindert nicht, daß er draussen liegen muß, daß er durch Schläge gewöhnt wird dem Befehle zu gehorchen: er ist gleich munter, und freuet sich ungemein zu seinem Herrn, und zu einer guten Mine die er bekommt. Gebt ihm aber Menschen-Verstand, und sehet, wie alle seine Glückseligkeit verschwinden wird. Was? denkt er: ich soll die ganze Nacht über wachsam seyn, und muß dabey frieren? alles im Hause schläft auf weichen Betten, ich alleine muß mich auf harten Holze und Steinen behelfen? ich diene, ohne Lohn und Kleidung zu bekommen, für die bloße Kost, und kaum giebt man mir so viel als zur Sättigung; oder wenn ich ja was bekomme, so muß ich als Gnaden-Bissen annehmen, was andere nicht mögen, und was sie im Sande und Unflaht herumgekehrt haben? ich thue mein bestes, jedem zu liebkosen, und doch muß ich mich unverschuldet nach dem Eigensinn der Kinder und des Gesindes rupfen oder prügeln lassen? das ist nicht länger auszuhalten. Kurz, er läuft davon; er kehrt

in

in zehn Häuser ein, und wird aus zehn Häusern wieder weggejagt; wo man ihn aber noch aus Barmherzigkeit aufnimmt, da findet ers allenthalben noch schlechter. Er läuft nunmehr ohne Herren allenthalben herum, und stielet sein Brod, so gut er kann, wird aber darüber halb lahm geprügelt. Ja, daß ich doch Hände, daß ich doch Sprache hätte! denkt er, ich wollte mich so nicht placken lassen. Er flucht auf sein Schicksal, daß ihn so lassen gebohren werden, er stirbt für Hunger und Verdruß mit seinem Menschen-Verstande.

Sehet hieran, was wir machen, wenn wir die Welt, und jedes Ding darinn, wollen besser haben als wie es seyn kann, und wie es die göttliche Vorsehung geordnet hat. Es ist bloß ein irriger Wahn, und eine Schwachheit des Verstandes. Das, was wir besser heissen, würde gerade dasjenige seyn, welches den Zustand der Dinge verdürbe: und was uns eine Unvollkommenheit oder etwas Böses zu seyn dünkt, ist eben dasjenige, was zur Vollkommenheit der Dinge gehöret, und nach reiferer Einsicht gut zu nennen ist.

§ 7.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Vergehen namhaft machen, da man dieses und jenes in der Welt mit bösen Augen ansieht, das doch in der That untadelich, und nach den Regeln der höchsten Weisheit und Güte bestimmt ist. Allein, wer sich die Dinge nicht

willkührlich verkehrt vorstellen will, der kann nach obiger Anleitung entweder leicht einsehen, was zur wesentlichen Vollkommenheit der Dinge gehöre, und was für Gutes darinn liege, oder so es ihm an solcher Einsicht mangelt, so wird er sich auch bescheiden, daß er aus seiner Unwissenheit keinen wiedrigen Schluß ziehen könne, der so vielen klar erkannten Wahrheiten widerspricht.

Itzt will ich einen sehr gemeinen Irrthum bemerken, welcher denen Menschen noch bis auf den heutigen Tag die Werke der Schöpfung und Vorsehung ganz verstellt. Sie setzen ihr Geschlecht, ja jeder sich allein, zum allgemeinen Mittelpunct und äußersten Ziel aller übrigen Dinge. Was ihnen denn nicht offenbar und unmittelbar vortheilhaft ist, das dünkt ihnen überflüßig und unnütze zu seyn: und was nicht mit ihren Wünschen übereinstimmet, das erklären sie für unordentlich und böse.

Daher kömmt es dann insonderheit, daß sie sich nicht darinn finden können, warum so viele verächtliche Würmer, Insecten und Geschmeiß, ja so viele unbequeme, giftige und schädliche Thiere in der Welt sind; warum sie nicht allein sich einander fressen, stechen, saugen, und ihr Leben auf Unkosten anderer erhalten müssen; sondern auch den Menschen zur Last fallen, ihre Arbeit und Mühe vernichten, ihnen Unlust und Schmerzen verursachen, oder wohl gar gefährlich werden. Anderer Dinge

und

und Begebenheiten in der Welt, die ihren Absichten entgegen sind, zu geschweigen.

Wenn wir Menschen aber alleine die unermeßliche Größe der göttlichen Absichten erfüllen könnten, alleine verdienten, daß um unsernt willen eine Welt erbauet würde, allein verlangen könnten, daß sich alles Mögliche nach uns richten sollte: so mögten wir mit einigem Schein des Rechtens viele Dinge aus der Natur verbannen, und eine andere Einrichtung nach unserm Eigensinne machen. Aber das ist nicht der rechte Gesichts-Punct, worinn wir uns zur Betrachtung der Welt stellen, darinn muß uns nohtwendig vieles unordentlich und verkehrt vorkommen. Das Daseyn anderer möglichen Lebendigen hat einerley Grund mit dem unsrigen in der großen Absicht des Schöpfers, es trägt das seinige gleichfalls bey zur Vollkommenheit des Ganzen, und macht, daß der Erdboden, daß die Welt allenthalben mit reger Kraft und Empfindung erfüllet wird. Die Kette der möglichen Lebendigen, der Zusammenhang der Dinge, kann keine Lucken leyden, kann nicht zerrüttet und zerrissen werden: und wenn wir es recht betrachten, so ist in dem Welt-Gebäude kein Stein umsonst, nichts so geringe oder wiedrig, das nicht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörte, und sodann nicht auch, wenigstens mittelbar, mit jeder Dinge Daseyn und Wohl übereinstimmete.

Wie? wenn ein vornehmer und bemittelter Mann sich in einer großen Stadt niederliesse, um da recht bequem und vergnügt zu leben: würde er vernünftig, billig und bey sich selbst wohl handeln, wenn er sich einbildete, daß um seinentwillen alles in der ganzen Stadt da seyn oder nicht da seyn müste? Auf die Weise mögte er etwa von den Gelehrten denken: was sollen die unnützen Grillenfänger in einem Staat? sie zanken sich nur unter einander um nichts, setzen den Leuten allerley neue Meynungen in den Kopf, und wollen dabey allen vorgezogen seyn. Bey den Kaufleuten und Krämern, mögte ihm das Gedränge, da einer dem andern den Gewinn vor dem Maule wegzunehmen, und ihn zu übervortheilen suchet, zuwieder seyn. Das ewige Getöse und Geklapper so vieler Handwerker und Arbeiter, das grobe Geschrey so vieler Bauren, und anderer die ihre Waaren öffentlich feil bieten, würde er vielleicht aus seiner Nachbarschaft und aus der Stadt wünschen. Schmierige und schmutzige Handthierungen, oder die Dampf und Gestank machen, wären ihm vollend verhaft und abscheulich: Lumpensammler, Scherenschleiffer, Tablitten-Krämer, Obst-Weiber, Matrosen, und dergleichen, mögte er für unnütz und verächtlich Bettel-Volk ansehen. Sagt mir, würde ein solcher Mann die Vollkommenheit dieser Stadt aus dem rechten Gesichts-Puncte betrachten, und sich seinen Aufenthalt darin selbst vergnügt machen?

machen? Vernünftiger dächte er so: hier ist alles fein lebendig, munter, und voller Menschen: sie müssen doch leben können. Wie finden so viel tausend und tausend Leute von allerley Stand und Lebens-Art an einem Orte ihr Auskommen! Es ist ein Vergnügen zu sehen, wie emsig ein jeder ist sein Brod zu verdienen, und wie er sich befleisset es dem andern zuvor zu thun. Da kann ja wol nichts auf der Welt erdacht werden, was hier nicht zu haben wäre. Das muß ein weiser Regente seyn, der alle mögliche Waaren, Handthierungen, Künste, und Wissenschaften in einen Staat zu verbinden gewust; darinn ein jeder denen andern dienet, und von denen andern seinen Unterhalt und seine Bequemlichkeit erhält.

Dieses ist auch der rechte Gesichts-Punct, in welchem wir die Vollkommenheit der Welt einsehen können. Wir wohnen in einer großen Stadt Gottes, die um so viel blühender zu achten, je volkreicher sie ist, und je weniger darinn ein Stand, Lebens-Art und Handthierung mangelt. Die gütigste Vorsehung des weisesten Regenten erstreckt sich über alle: er hat sie alle herein gesetzt, und ihnen das Bürger-Recht gegeben. Die Anlage der Wohnungen, die Gesetze und Verordnungen, die Nahrung und Zufuhr, soll allen zu Statten kommen, und eines dem andern nützlich seyn. Wir Menschen sind in dieser Stadt mitleren Standes, ja in unserm Sprengel die Vornehmsten. Wir

müßten aber schlechte Bürger seyn, und an dem allgemeinen Wohl keinen Theil nehmen, folglich uns auch von den edelsten Absichten unsers gemeinschaftlichen Regenten sehr entfernen, wenn wir nicht leyden könnten, daß so viele geringere Mitbürger neben uns wohnen, sich nähren, fortflanzen, und nach ihrer Art fröhlig sind. Wenn man bedenket, wie viele und große Wohn-Plätze Gott für die Lebendige in den Welt-Kugeln angelegt; wie viele und mancherley Einwohner er in dieser großen Stadt erhalte und regiere; wie er allen und jeden Liebe und Lust zum Leben eingepflanzet; wie er allen, bis auf die niedrigsten, rege Leibes-Kräfte, allerley Kitzel der Sinne, Nahrung mit Wohlschmack, Neigung zum Gatten, Vergnügen an ihren Jungen, manchen auch noch höhere Ergötzungen gegeben: so wird man nicht zweifeln, daß in allen möglichen Arten des Lebens auch alle mögliche Lust genossen werde. Wenn gleich nicht ein jedes Geschöpfe aller Arten und Stuffen der Lust fähig ist, so weis es auch von keiner besseren, es ist mit derjenigen, die seiner Natur gemäß ist, zufrieden, und erfüllet seine Triebe in süsser Beschäftigung.

Ich habe oft meine Betrachtung über die geringsten Thiere, so ferne sie auch Leben und Empfindung haben, und nach ihrer Art einer Lust und Glückseligkeit fähig sind. Wenn ein Schwarm Mücken unter einander spielet; wenn die Bienen durch Blumen und Heide emsig her-

herumflattern, um Honig und Wachs zum gemeinen Besten des Stocks zu sammlen; wenn die Vögel durch Büsche und Bäume rauschen, zwitschern, oder eine Gattin locken; wenn der Hund über seines Herren Ankunft, oder im grünen Felde, von tausend Freuden ausser sich, zehnmal hin und wieder lauft, wenn ein Kätzlein mit dem andern in hunderterley artigen Stellungen, Springen und Haschen, scherzend die Zeit vertreibt; wenn eine Sau sich so willig hinlegt, und sich von ihren saugenden Ferkeln zerwühlen läst: so ergötze ich mich an der unschuldigen Lust der Thiere, und stelle mir die Vielheit und Mannigfaltigkeit derselben, wie sie von der unzehlbaren Menge und Verschiedenheit der Lebendigen auf dem ganzen Erdboden, ja allenthalben in den großen Welt-Körpern empfunden wird, mit Entzücken vor. Ich denke an den großen Schöpfer, der aller seiner Geschöpfe Lust mit anschauendem Erkenntniß gegenwärtig vor sich hat, und in derselben den erhabenen Zweck seiner Schöpfung nicht ohne eigene Lust bewirket sieht. Ich schwinge mich in diese göttliche Vorstellung, als den wahren und einzigen Gesichts-Punct, aus welchem sich die Welt in ihrem ganzen Zusammenhange und in ihrer rechten Vollkommenheit zeiget. Ich gönne nun allen auch den niedrigsten Geschöpfen das Leben; und sehe, daß, wie wir Menschen in dem Zusammenhange des Möglichen auf einer mittleren Stuffe der Voll-

kommenheit stehen, jedoch selbst noch einer höheren fähig sind, und von Natur darnach streben; so Millionen andere Geschöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Lust in der Welt seyn müssen, die nichts in der göttlichen Absicht leer lassen, und aller noch über unsern itzigen Zustand möglichen Glückseligkeit, ausser der unendlichen, geniessen.

§ 8.

Wir würden aber auch unser eigen Bestes in der Verknüpfung der Dinge nicht einsehen, wenn wir nur mit den wenigen Thieren, die uns unmittelbar Nutzen schaffen und zu Dienste sind, alleine in der Welt seyn wollten. Denn wie, in einer Stadt, ein Handwerk ohne das andere, und das andere ohne ein drittes, und das dritte ohne ein viertes, und endlich keins ohne alle, zu seiner Vollkommenheit gelangen kann; so daß jedes der geringsten, bis auf den Gassen-Feger, Gerber und Schinder, dennoch seinen Einfluß in das gemeine und besondere Beste giebt: so trägt auch eines jeden Thieres Daseyn, in der Verknüpfung der Dinge, nicht nur zur Vollkommenheit des Ganzen, sondern auch zur Erhaltung und Bequemlichkeit anderer, theils unmittelbar, theils mittelbar, am meisten aber für uns Menschen bey, die wir über alle herrschen, und uns alle wissen zu Nutze zu machen.

Wie schlecht würde der die Verbindung unter uns Menschen selbst übersehen, der da mey-

meynete, er hätte nur seiner Nachbaren alleine nöhtig, die andern könnten seinenthalben aus der Welt seyn. Nein: dort in America pflanzet, wartet und presset itzt ein Mohr das Zucker-Rohr für dich: dort gräbt ein Sclave in Brasilien das Gold und Silber, welches du brauchen wirst: dort bereitet ein Russe die Juchten zu deinen Stühlen: dort fährt ein Bergmann in Schweden nach seiner Gruben, Eisen und Kupfer zu deinem Hause und Geräthe zu holen. Der Sineser ist emsig, dir den feinsten Thee und Porcellan zu schaffen. Der Indianer nimmt mit Reis vorlieb, damit er deine Speisen mit allerhand Gewürz schmackhaft mache. Der Grönlander, der Matrose, schlägt die Robben, fängt die Wallfische, mit seiner Mühe und Gefahr, zu deinem Gebrauche, ohne daß du es bedenkest und weist. Und ehe du nur dein Schälchen Thee und Caffee mit einer Pfeifen Toback trinken kannst, so hat die Hälfte des menschlichen Geschlechts, nicht nur der itzt, sondern auch der vormals lebenden, müssen da und beschäftiget seyn.

Last uns denn auch vernünftig bedenken, daß der Schöpfer, welcher eine so genaue Verbindung unter dem ganzen menschlichen Geschlechte, ohne ihr Denken, zu aller Vortheil gestiftet hat, auch unsere Neben-Geschöpfe nicht umsonst mit uns auf einem Erd-Boden beschlossen habe. Auch dir sammlet die Biene, und spinnet der Seiden-Wurm, für dich nähret sich

die

die Cochenille, die Ameise, die spanische Fliege, und jenes Insect, das die Feigen zur Reiffe bringt. Wenn du gleich andere Mücken, Würmer und Insecten nicht selber issest oder braucheſt, so speiset sie doch der Vogel, der dir singt oder auf deinen Tisch kommt, und der Fisch, der deine Mahlzeiten angenehmer macht, ja manches Schwein, das zu deiner Tafel in die Mast getrieben wird, oder der Wallfisch, der dir sein Fett und seine Baren hergiebt. Du beherrscheſt und bestreiteſt sie alle, und dein Verstand kann aus allen Vortheil ziehen. Wenn du aber auch sonst keinen Nutzen von ihnen zu erzwingen weist, so laß sie dich, durch Betrachtung ihrer wunderbaren Bildung, Bewegung, Triebe, Nahrung, Fortpflanzung, des großen Schöpfers unendliche Weisheit und Güte lehren. Gönne denen das Leben, die es aus einer Hand haben, woraus du das deine empfangen, die die Welt, durch ihre Lust und Freude, mit mehreren Vollkommenheit erfüllen, ja die dich selbst weiser und klüger machen, wenn sie dir ein Spiegel der Gottheit werden.

§ 9.

Ja, denkt wohl mancher: die andern Thiere mögten immerhin in der Welt seyn, wenn sie dem Menschen nur nicht zum Theil Verdruß und Schaden thäten. Wozu aber so viel Geschmeiß, das Saat, Gewächse, Eß-Waaren, Kleider und Häuser verdirbt? das uns sticht und das Blut aussauget? wozu so viele giftige

Schlan-

Schlangen, Kröten, Scorpionen? wozu die wilden, reissenden Wölfe, Bären, Löwen, Tieger und dergleichen, die uns entweder selbst, oder dem uns nützlichen Vieh gefährlich und schädlich sind?

So vernünftig auch die Frage, und die darunter steckende Beschwerde über die Einrichtung und Verknüpfung der Dinge, scheinet: so beruhet sie dennoch auf eben dieselben Fehler der Unbilligkeit, und des Mangels der Einsicht, welche vorhin bemerkt sind. Beydes äußert sich darinn, daß wir in der Welt, das ist, in einem Wohnplatze aller möglichen Lebendigen, seyn, und doch die Welt für uns alleine haben, und nicht das geringste Ungemach von unsern Nachbaren erdulden wollen; und daß wir wegen des Ungemachs, das uns etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nohtwendigkeit der Dinge leugnen, weil dieselbe uns so offenbar nicht sind. Dieses gleichet der Beschwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben ist, und alle mögliche Handthierungen sind; aber da keiner von den Einwohnern seine Ruhe und Bequemlichkeit stöhren soll. Er will eiserne und kupferne Gefässe haben, aber das Getöse der Schmiede kann er nicht vertragen: er will allerley Eß-Waaren vor der Thüre kaufen, aber das Geschrey der Bauren, welche sie feil bieten, kann er nicht leyden: der Fleisch-Schrangen soll in der Nähe seyn; Butter,

ter, Hering, Stockfisch, Klipfisch, Zucker läst er zwar von seinen Nachbaren holen; aber den Gestank, Dampf und Schmauch, der damit verknüpft ist, verabscheuet er: die Gassen sollen rein seyn, aber der schmutzige Dreck-Feger soll vor seinen Augen den Koht und Staub nicht auskehren: die Kaufleute und Krämer sollen ihn mit allerhand Waaren versorgen, aber sie müssen keinen Vortheil von ihm nehmen. Die Betrieger und Diebe müsten gar ausgerottet seyn, in Feuers-Gefahr müste ihn niemand setzen, die Dach-Ziegel müsten nirgend herunter wehen, u. s. w.

Es ist schon ausführlich gezeiget worden, daß die Welt um der Lebendigen willen ihr Daseyn hat, und daß in dieser Natur-Kette keine Lucke seyn kann, sondern, wenn eins und anderes seyn soll, daß auch alles Mögliche in dem Zusammenhange der Dinge seyn müsse, und daß dieses denen Vollkommenheiten des Schöpfers sowohl als der Welt gemäß sey. Wer also in der Welt seyn will, der muß auch wollen, daß alle andere möglichen Dinge, welche einerley Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm selbst haben, neben ihm sind. Daß wir also mit einigen wenigen Thieren, die uns anstehen, allein eine Welt ausmachen wollten, ist so unverständig als unbillig. Alle die uns verachteten und verhasten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; denn wir sehen daß sie wirklich sind. Sie gehören also mit zur Welt,

als

als einem System aller möglichen Lebendigen, und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derselben will auch leben, und hat Lust von seinem Leben, sowol als wir. Wenn nun ihre Verbindung mit uns in einem Wohn-Hause, oder einer großen Stadt, vermöge unsrer wesentlichen Schranken, einiges Ungemach mit sich bringt: wie wollen wir uns mit Recht beschweren, daß wir durch das Daseyn so vieler andern und ganz verschiedenen Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen?

Wir Menschen haben bey dieser göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigsten zu klagen, indem wir alle übrigen Thiere leicht abwehren, übermeistern, fangen, zähmen, und zu beliebigen Nutzen anwenden. Wenn wir also nicht unverständig und undankbar sind, so müssen wir eine besondere und gütige Vorsehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bey der wehr- und waffen-losen Bildung unsers Leibes, genugsamen Verstand und Witz gegeben, alle Mittel zur Beherrschung anderer Thiere zu erfinden, und Hände, womit wir die nöhtigen Werkzeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns demnach so mancher Thiere zum pflügen, ziehen, tragen, reiten, jagen, mahlen, dreschen, streiten; wir halten, fangen, fischen und schiessen sie zu unserer Nahrung; wir bedienen uns ihrer Haare, Federn, Wolle, Felle, und Seide, zu unserer Kleidung; wir unterhalten sie zu unserm Zeitvertreib

und

und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswendiges und Innwendiges zu unserer Belehrung im Erkenntniß der Natur und unser selbst, ja unsers gemeinschaftlichen Schöpfers.

Was besonders die schädlichen Thiere betrift: so haben die Menschen den Vortheil, daß sie sich zu aller Luft und Speise gewöhnen, und folglich den ganzen Erdboden besetzen können; da denn die großen reissenden Thiere weichen und verjagt werden. Die allermeisten derselben haben einen natürlichen Scheu für einen Menschen, man kann sie mit Gewehr erlegen, oder ihrer auch mit List und leichten Mitteln los oder habhaft werden, und es ist ein sehr seltener Fall, daß ein Mensch das Unglück hat, denen reissenden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es ist ein großer Beweis der göttlichen Vorsehung in diesem Stücke, daß sich solche Thiere nicht stark vermehren, daß sie lange hungern können, daß sie einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird mehr Geschreyes gemacht, als es in der That ist; und ich werde nicht wieder die Wahrheit reden, wenn ich sage, daß sich solche Leute am meisten darüber beschweren, die wohl ihr Lebtage keine giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig gesehen haben, und höchstens von einem Floh, einer Mücke oder Wespe gestochen seyn mögen.

Die Insecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden.

Aber

Aber wenn sie nicht wären, so würde manches anderes Thier nicht leben können, welches denen Menschen zu Nutze kommt. Wenn alle Saat unbeschädigt aufwüchse, und unverzehndet in die Scheure, und zum Verkauf käme, so würde der Bauer über die allzureiche Ernte und den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blühte an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe, so würde sie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das überflüßige ist, nach göttlicher Vorsehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer, und Raupen gewachsen: es bleibt für die Menschen ein zureichender Vorraht nach; der Preis bleibt mäßig, und lohnet seinen Arbeiter; die Frucht wird nun größer und schmackhafter. Wenn Menschen voraus sehen könnten, und ihr Bestes verstünden, so würden sie selbst auf manchen Baum Raupen hinauftragen, und zuweilen Mäuse und Vögel ins Land einladen, daß sie ihnen den Ueberfluß der Natur verzehren hülfen. Es ist ihnen gut und heilsam, daß sie in beständiger Emsigkeit und Vorsicht erhalten werden, und daß sie nicht mit allzuweniger Arbeit zu viel schaffen und gewinnen. So schädlich es für uns seyn würde, wenn des Goldes und Silbers zu viel in der Welt wäre: so viel Unordnung würde auch entstehen, wenn aller Reichthum der Natur den Menschen zu Nutzen käme, und wenn der Landmann mit eines Jahres Arbeit zweyer

Jahre Vorraht gewönne. Die weiseste Vorsehung hat dieses allein zum Gleichmaaße bringen können, und gute und schlechte Jahre so unter einander zu mischen gewust, daß die Menschen in stetter Arbeit unterhalten werden, aber daß es auch den Fleißigen an Belohnung, und überhaupt allen an Nahrung nicht gebricht. Darinn müssen wir auch die milde Fügung mit der Witterung bewundern, daß wenn einmal das Ungeziefer von Heuschrecken, Mäusen und dergleichen, einem ganzen Lande die äusserste Verheerung zu drohen scheinet, dabey alle menschliche Vorsicht unzulänglich seyn würde die künftige Brut aufs folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine solche Witterung kommt, welche alles Geschmeiß verjaget, alle Brut erstücket, und so zu reden ausfeget. So sehen wir jährlich bey allen Insecten in Gärten und Feldern, daß bald diese, bald jene Art überhand nimmt, die hergegen im nächsten Jahre durch eine andere Witterung unterdrücket und in engere Schranken gebracht wird.

§ 10.

So sehr wir Menschen aber wieder den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorsehung verwahret sind: so sehr mögte man sich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren selbst die natürliche Ordnung zu stiften, daß eins von dem andern seine Nahrung suchen und also das andere verzehren muß. Warum sind nicht

alle

alle Thiere unschädlich? Warum ist ihre Natur nicht so beschaffen, daß sie ihre Nahrung von leblosen Dingen suchen? Warum muß ein beständiger Krieg, lauter Mord und Blutvergiessen unter ihnen seyn? Es kann seyn, daß dieses einigen Menschen gar keinen Anstoß giebt, die gegen ihre Neben-Geschöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl gar grausam sind; aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, so ferne sie sich dieselbe als empfindende Wesen vorstellen, und sich ihren Schmerz und Tod in Gedanken anmaaßen. Wir müssen aber nicht das Herz und dessen angenommene Neigung, sondern die Vernunft hievon urtheilen lassen.

Wenn man sich eine solche Ordnung vorstellete, daß alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lauter leblosen Dingen ihre Nahrung haben sollten: so ist offenbar, daß nicht der zehnte Theil von Lebendigen bey uns seyn könnte, und daß sie doch alle, eben so wohl, wie itzt, endlich sterben müsten. Das erstere erhellet aus der Menge der Raub-Thiere, unter den Insecten, Vögeln, Vierfüßigen, und insonderheit unter den Fischen. Denn entweder müsten diese alle fehlen; oder wenn an deren Statt andere Arten seyn sollten, die sich bloß mit Kräutern und Wurzeln behülfen, so würde folgen, daß sie den ganzen Erdboden verwüsteten und kahl machten. Gewiß, was itzt auf Wiesen, Aeckern, Bäumen und Stauden

wächst, dienet alles, theils Menschen, zahme und wilde Thiere, Vögel, und Insecten zu nähren, theils die Pflanzen und deren Früchte zu bedecken. Sollten nun auch die Raub- und reissende Thiere an gleiches Futter gewiesen seyn: sollten die großen Raub-Vögel, bey Tage und bey Nacht auf unsere Saat-Aecker, Küchen- und Frucht-Gärten fallen: so würde keine Ernte für uns überbleiben, so würden alle Pflanzen verzehret, oder wenigstens ihrer Blätter, Blühten und Früchte beraubt werden, und in einigen Jahren ganz vergehen, mithin auch eine allgemeine Hungers-Noht und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menschen würden auch für sich die gröste Noht haben sich zu erhalten, wenn sie nicht nebst den Erdgewächsen auch andere Thiere essen sollten, und wenn die, welche sie essen, sich nicht zuvor von andern Thieren genähret hätten. Und wie würden vollend die zahlreichen Schaaren der Fische und Insecten von dem wenigen Mose und Kraute das im Wasser wächst, unterhalten werden können?

Es ist also offenbar, daß der Erdboden in allen seinen Elementen viel öder, und des grösten Theils seiner Einwohner beraubt seyn würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen ist. Und dennoch würde für die überbleibende Thiere nichts bey solcher Ordnung gewonnen. Denn sie müßten doch natürlicher Weise alle

sterben,

sterben, weil nach den ordentlichen Gesetzen der Bewegung, eine solche Maschine eines organischen Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig bestehen kann; und sie würden eines natürlichen Todes nun viel langsamer und schmerzhafter sterben, als wenn sie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältigt werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die nachbleibende entstehen, wenn die hin und wieder umgefallene Aeser der Land-Thiere, und die herumtreibende todten Fische, Luft und Wasser mit ihrem Gestanke und mit ihrer Fäulung ansteckten, indem sie von keinem fleischfressenden Thiere verzehret würden: woraus denn nohtwendig, unter den Lebendigen, Eckel, Krankheit und Pest entstehen müste.

Es ist also eine weise und gute Ordnung in der Natur, daß sich manche Thiere von andern nähren. Die Welt wird dadurch mit einer weit größeren Mannigfaltigkeit und Menge von Lebendigen, und sodann mit allerhand Art von Lust und Vergnügen erfüllt; welches sie desto vollkommener macht. Die Nahrung ist nunmehro für alle zureichender, da sie nicht bloß in dem Pflanzen-Reiche gesucht werden darf. Eine jede Thier-Art wird vermittelst dieser Ordnung in gemäßigten Schranken gehalten, daß bloß ihr Ueberfluß beschnitten wird, und sie weder zu sehr zunehmen, noch auch vertilget werden kann. Den leydenden Thieren geschieht da-

durch nicht mehr Böses, als daß sie sterben; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur hätte begegnen müssen, und welches ihnen auf die Art noch weit schmerzhafter gewesen wäre. Sie geniessen unterdessen ihres Lebens, so lange sie es haben, ohne alle Besorgniß und Furcht des Zukünftigen. Der bevorstehende Tod benimmt ihrer Zufriedenheit nichts, weil sie durch keine Vorstellung des zukünftigen Endes oder der Gefahr beunruhiget werden; sie sterben, ohne zu wissen daß sie sterben. Ihr entseelter Leichnam bleibt nicht zum Gestank und Scheusal anderer liegen, sondern wird bald aufs neue wieder beseelt, indem er alsobald durch die Nahrung in die Gemeinschaft des Lebens tritt. Unterdessen verneuert und vervielfältiget sich eine jede Art der Sterblichen im bestimmten Verhältniß durch die Erzeugung neuer Geschlechter, und die Welt bleibt nicht allein stets gleich lebhaft an Thieren, sondern die edleren, nemlich die Menschen, und die unschädlichen zahmen und wilden, nehmen zu, und die Welt wird noch vollkommener als sie gewesen.

Man muß dabey die unendliche Vorsicht des Schöpfers bewundern, der den Raub-Thieren nicht mehr Fruchtbarkeit, Waffen, Stärke, List, Geschwindigkeit und Fraß beygelegt, als zur Verzehrung des Ueberflusses anderer Geschlechter, und der Aeser ihrer Todten, nöhtig war; hingegen aber die leydenden und unschädlichen, wo nicht mit Waffen und Stärke,

dennoch

dennoch mit so viel Fruchtbarkeit, List, oder Geschwindigkeit versehen hat, daß allezeit so viele der Gefahr entgehen, als zum gebührenden Verhältniß der Thiere unter einander gehöret. Keine Art wird demnach zu sehr verdränget, vermindert oder gar ausgerottet, keine nimmt zum Untergange anderer überhand.

Dieses beweiset eine Vorsehung, welche die Begebenheiten, in der Folge der Dinge, nicht bloß unbestimmt und insgemein überdacht, sondern alle einzele Fälle aller künftigen Zeiten, nach den natürlichen Wirkungen, genau abgewogen und berechnet hat: wie viele und welche Thiere jeder Art, an jedem Ort und zu jeder Zeit, nach dem gegebenen Maaße ihrer Vermehrung, Kräfte, Waffen, List oder Geschwindigkeit, in der Verknüpfung der Dinge, ihren Feinden entkommen würden, damit ein beständiges Verhältniß unter allen bliebe. Wäre nicht jeder einzeler Fall in dem allgemeinen vorausgesehen: so würde der besondere wirkliche Erfolg der Begebenheiten einem blinden Zufalle überlassen seyn, und so wäre das Gleichgewicht in dem Thier-Reiche längst gestöhrt und aufgehoben, und manche Art würde zu volkreich, manche zu gering geworden und vergangen seyn.

§ 11.

Gleichwie wir Menschen nun eine besondere Vorsehung des Schöpfers über uns erkennen müssen, daß er uns so viele Vorzüge vor den

Thieren zugestanden hat, nicht aber verlangen können, daß die Welt allein um unsernt willen seyn sollte: so wäre es auch eine unbedachtsame Forderung, daß wir lauter gute Tage in der Welt haben, und sonst keine Vorsehung über uns erkennen wollten. Denn eine solche Welt und Lebensart, darin dem Menschen nichts wiedriges, sondern lauter Lust und Freude begegnete, wäre nicht allein unmöglich, sondern uns auch selbst nicht zuträglich.

Lasset uns einmal eine bessere Welt für uns, wenigstens in Gedanken, bauen, und sehen, ob sie für sich und mit unserm Wohl bestehen könne. Es soll uns darin kein Blitz, kein Sturm, kein Erdbeben, keine Ueberschwemmung treffen oder schrecken. Nicht Hitze, nicht Kälte, soll zu unserer Belästigung zunehmen, sondern allerwerts und allezeit soll angenehmes Wetter seyn, regnen und wehen wenn und wie wir es verlangen. Auf der Erden finden sich nun keine Wüsten, Sand, Mohr, Heyde, Felsen: die Berge lassen sich herunter, Unkraut, Dornen und Diesteln verschwinden, der Boden wird überall eben und fruchtbar, so daß er seine Einwohner mit wechselnder Schönheit anlacht. Man weis von keinem Miswachse, sondern alle Jahre bezahlen uns die Einsaat und Pflanzung mit dem reichsten Wucher. Wenn wir ja das Ungeziefer, nebst den giftigen und reissenden Thieren dulden, so wollen wir sie in eine große Insel verweisen. Menschen und Vieh müssen

keinen

keinen Fehl, oder schwache und ungestallte Körper gebären. Ueber Armuht, Schmerz und Krankheiten werden keine Klagen geführet, sondern was nur irgend Sinne und Gemüht ergötzen kann, das wird allenthalben in stetter Gesundheit, Lust und Ueberflusse genossen. Die Vorstellung des Todes soll uns auch nicht quälen: man kann nach eigenem Gefallen entweder beständig hier leben, oder sanft einschlafen. Ich weis nicht, ob ich auch die heftigen Leydenschaften und Laster aus der Welt verbannen soll, und statt deren lauter Tugend einführen: denn vielleicht mögten, nach manches Sinne, jene eher als diese zur besten Welt und zu den güldenen Zeiten gehören.

Allein, träumen wir denn nicht, wenn wir so denken? Nehmen wir nicht lauter widersprechende Dinge für Möglichkeiten an? Die Erde kann ja nicht eben seyn, und doch mit fliessenden Bächen und Ströhmen gewässert werden: sie kann nicht einerley fruchtbaren Boden haben, und doch allerley Kräuter, Pflanzen, Bäume und Früchte tragen. Sie kann nicht Leimen, Sand, Kreide, Torf, Kohlen, Salz, Steine, Kalk, Kieß, Schwefel, Vitriol, Mineralien, Metalle, Gesundbrunnen und Bäder hergeben, ohne daß sie aus verschiedenen Theilen und Schichten zusammen gesetzt sey, und daß sich hie und da eine Gährung und Entzündung äussere, welche ein Erdbeben nach sich ziehet. Sie kann nicht mit

einem Luftkreise umgeben seyn, und doch keine Ausdünstungen aufsteigen lassen, welche Blitz, Wind und allerley Wetter verursachen. Wollen wir vom Monde Licht, nebst Ebbe und Fluht geniessen, so müssen wir auch von seinem Drucke oder Anziehen, Stürme und Ueberströhmungen annehmen. Soll die Sonne auf- und untergehen, Frühling, Sommer und Herbst machen, und die Erde allenthalben wohnbar seyn, wie können wir einerley Wärme und Wetter verlangen? Wie soll zu gleicher Zeit für die Wäscherinn die Sonne scheinen, und für den Landmann Regen fallen? für das magere Land ein feuchtes, für das fette ein trockenes Jahr werden? für den auslaufenden Schiffer ein Ostwind, für den einkommenden ein Westwind wehen?

Wir aber selbst können ja nicht Menschen, und doch von Natur unsterblich seyn: einen organischen Leib zu unserm Werkzeuge brauchen, ohne daß er den mechanischen Gesetzen, dem Miswachs, der Schwäche und Krankheit, dem Tode und der Verwesung unterworfen wäre: wir können nicht zugleich Menschen- und Mücken-Augen haben, die zugleich ein Microscopium und Fernglas wären; nicht Ohren die alles von Ferne, und doch ohne Verwirrung hörten. Wie reimten sich unsere zarte Empfindungen und geschlanken Glieder mit einer eisenharten Unempfindlichkeit gegen allen Schmerz und alle Verletzung?

Gesetzt

Gesetzt aber, daß dergleichen Welt und Lebensart möglich wäre: würde dieser Zustand für uns gut seyn? Ich zweifele daran sehr. Man wünscht die Erde so schön, daß sie vor Schönheit unwohnbar seyn würde. Das beständige angenehme Wetter, ohne Blitz, Sturm und Fluhten, wird Luft und Wasser anstecken, daß keine lebendige Seele dauren kann, und wird alle Pflanzen übertreiben und ersticken, daß keine Frucht oder Saat zur Reiffe gedeyet. Die ebene Erdfläche wird ein artiger Morast werden, weil man die Berge, Felsen und Gletscher verwünscht hat. Dem fruchtbaren Boden wird es an tausenderley nöhtigen Pflanzen und Bäumen, an Heyde, Torf, Kohlen, Sand, Leimen, Kreide, Kalk, Steinen, und allen Mineralien gebrechen. Und wo will man endlich mit allem Ueberflusse hin, der die Menschen träge, wollüstig und viehisch machet? Warum will man Dürftigkeit und Armuth verbannen, da sie doch das vesteste Band der menschlichen Gesellschaft knüpfen, und ohne sie aller Unterschied der Stände aufhören, keiner dem andern dienstbar seyn, keiner auf Erfindungen und Künste denken, das ist, alle arm und elend seyn würden.

Stette sinnliche Lust ist der menschlichen Natur eben so wenig gemäß: ein täglicher Zucker höret auf süß zu schmecken, und erweckt bald Eckel und Unlust: die körperliche Nerven können den anhaltenden Kitzel nicht vertragen, und wer-

werden dadurch geschwächt: das Gemüht aber wird insonderheit dadurch entkräftet, und in fauler Wollust begraben. Wir können itzt kaum die guten Tage vertragen, da noch Regen mit dem Sonnenscheine wechselt: wie viel weniger würde uns eine lautere Heiterkeit dienen? Müßiggang, Trägheit, Schwelgerey, Geilheit, Dumheit, Unwissenheit, Thorheit, Uebermuht, Stolz, Zank und Unverträglichkeit, würden die Folgen eines solchen Lebens seyn. Arbeit, Mühe, Wiederwärtigkeit, stärken und schärfen hergegen unsere Kräfte des Leibes und Gemühtes, und halten uns ab von mancher Ausschweifung und von Lastern. Die Unlust, welche sich in unsere Fröhlichkeit mischt, erhöhet sogar ihre Empfindung, wie der Winter den Frühling, das Gewitter den Sonnenschein, der Schatten die Farben, der Uebelklang die Uebereinstimmung der Töne. Oft ist sie auch eine zwar bittere doch heilsame Arzeney, die uns zur Gesundheit gereichet, und unsere Begierden wieder in Ordnung bringet. Wenn wir uns nur selbst kein Böses zuziehen, und weise sind, so wird bey allem Wechsel von Leyd und Freude eine solche Mischung bleiben, die uns das Leben nicht allein erträglich, sondern auch angenehm machet.

§ 12.

Diejenigen, welche überhaupt dem menschlichen Leben ein überwiegendes Elend zuschreiben, scheinen mir dessen Wehrt nach den Wünschen einer

einer übertriebenen oder weichlichen Wollust zu schätzen, welche immer in vollem Kitzel der Sinne seyn will, und sobald derselbe aufhört, oder durch ein kleines Ungemach gestöhrt wird, schon heftig zu klagen anfängt. Sie scheinen die sanfte Ruhe und Ergötzung nicht zu kennen, welche von der Beschäftigung mit einer nützlichen Arbeit, von der Betrachtung der Natur, und der darin offenbarten Weisheit und Güte ihres Urhebers, von der Einsicht der Wahrheiten, von Witz und Erfindung, von einer weisen und klugen Aufführung, und von der Zufriedenheit des Gewissens über die Erfüllung seiner Pflicht entstehet. Sie scheinen nichts von der Hofnung eines noch besseren Lebens in den Genuß des gegenwärtigen einfliessen zu lassen, und da ihnen dieses Leben, nach ihrer Natur, nicht volle Genüge thun kann, dasselbe gar zu verachten.

Man beziehet sich gegentheils, wie mich dünkt, mit Unrecht auf aller Menschen Urtheil und Empfindung, weil keiner sein voriges Leben noch einmal anzufangen verlangen würde, wenn er eben das Uebel, welches er ausgestanden, von neuen wieder ausstehen sollte. Denn eines Theils ist dieses, was zum Grunde gelegt wird, der Wahrheit nicht gemäß, andern Theils wird fälschlich daraus geschlossen.

Vernunft und Erfahrung lassen uns nicht anders denken, als daß die meisten Menschen ihr voriges Leben gerne wieder anfangen würden,

den, wenn sie sichs als möglich vorstelleten. Denn die Natur hat einem jeden eine starke Liebe zum Leben eingepflanzet; so daß wohl einige dessen Erhaltung mit vielem Schmerze erkaufen würden, wenn es ihnen frey stünde. Wenn denn die meisten Menschen ihr Leben in einem mittelmäßigen und erträglichen Zustande zubringen, viele auch glücklich, reich, geehrt, gesund gewesen sind: was sollte sie menschlicher Weise bewegen, ihr voriges Leben so sehr zu hassen? Die fröhligen Jugend-Jahre und die vollen Kräfte des Alters wünschen sich ja viele wirklich wieder, ungeachtet sie ihres eingemischten Leydes nicht vergessen haben: und selbst diejenigen, denen im höheren Alter das ganze menschliche Leben so elend, eitel und betrübt vorkommt, würden es vielleicht, wenn der Tod sie im Ernste erlösen wollte, so machen wie jener Holzträger in der Fabel. Es giebt ja leyder viele die kein zukünftiges Leben glauben, oder nicht daran gedenken: warum entleiben sich die denn nicht alle, wenn sie es besser halten tod zu seyn als zu leben? warum sehen sie vielmehr den Tod als das allererschrecklichste an?

Aber ich will zustehen, daß es Menschen giebt, die ihr voriges Leben nicht wieder verlangen würden: dennoch folgte daraus nicht, daß sie es darum thäten, weil sie eine genaue Berechnung von aller empfundenen Lust und Unlust gemacht, und die Unlust weit größer gefunden hätten. Etliche können wohl im Affect, bey gegenwärtiger

tiger Empfindung oder Erinnerung eines gewissen Leydes und Verdrusses, in eine starke Verwünschung ihres Lebens ausbrechen; aber wenn sich die ungestühme Bewegung gelegt, so sind sie anderes Sinnes. Andere haben, ihrer Meynung nach, noch eine gute Zeit zu leben vor sich, und richten alsdenn, wenn sie darauf sehen, ihr Verlangen mehr auf das Zukünftige, und auf die Hofnung des Besseren. Denn wir suchen und hoffen, nach unserer Natur, immer vollkommener und glücklicher zu werden; und in der Betrachtung ist leicht zu begreifen, daß ein Mensch die niederen Stuffen nicht gerne noch einmal steigen will. Es geht solchen wie den Reisenden, die noch manchen schönen Ort zu besuchen vor sich haben. Die werden bey der Begierde nicht gerne umkehren, und die vorigen Oerter noch einmal durchreisen wollen. Aber daraus folgt nicht, daß ihnen ihre vorige Reise mißfallen habe. Dieses ist noch vielmehr von denen zu sagen, welche an dem Ende ihrer Zeitlichkeit, einen ernstlichen Blick in jene frohe Ewigkeit thun, und in Vergleichung beyder, die bevorstehende lautere und höhere Freude mit einer vermischten und niedrigen nicht wieder vertauschen wollten.

Wenn man die Glückseligkeit des menschlichen Lebens nicht so wohl nach dem äusserlichen Glanz der Mittel und Ehre, als nach der Empfindung der Lust misset: so ist unter den Menschen, wes Standes und welcher Umstände sie

auch

auch sonst seyn mögen, kein großer Unterschied. [6] Geringe und Arme essen und trinken ihre wohlfeile Kost mit eben so vielem Wohlschmack, als der Reiche und Vornehme seine theuren Leckerbissen; sie freuen sich über Kleinigkeiten ja so sehr, als ein König über Siege und eroberte Länder. Die Gewohnheit macht ihnen Arbeit und Mühe leicht, die andern so sauer wird, und selbst die Wiederwärtigkeiten schärfen und erhöhen eine geringe Lust, welche dazwischen kommt. Was ist daran gelegen, ob sie ihre Lust und ihr Vergnügen aus prächtigen und kostbaren Dingen, oder aus schlechten und täglichen Dingen schöpfen, wenn sie nur eben so viel Lust und Vergnügen haben können, als der glücklichste?

Die Weisheit giebt alleine, bey solcher Gleichheit der Menschen, einen Vorzug. Weil wir nemlich, nach unserer Natur, nicht anders, als durch niedrige Stuffen zu einer höheren Vollkommenheit und Glückseligkeit kommen kön-

[6] Dieses ist eine unerkannte aber große Wahrheit, die zur Rettung der Vorsehung und Beruhigung der Menschen gleich nützlich ist. Wenn es hier der Ort litte, so könnte ich viele Spuhren von derselben bey den vernünftigsten Weltweisen alter und neuerer Zeiten anweisen; dasjenige zu bestättigen, was ich selbst davon in einer Rede zu Wismar gesagt: Omnes homines æque felices esse, welche daselbst 1723. 4. gedruckt worden. Siehe auch Pop's Essay on the Man. Epist. IV. v. 47. sqq.

können: so verachtet und vergället ein Weiser das itzige Leben und seinen Stand nicht durch thörigte Erfindungen zur Betrübnis und Klage. Er weis, er ist in der natürlichen Empfindung der Lust nicht schlimmer daran als die Grösten und Reichsten; er geniesset also des gegenwärtigen Guten, und stöhrt sich den Genuß nicht mit neidischer oder voreiliger Vorstellung eines größeren Guten, das er nicht besitzet, oder das andere besitzen. Er verachtet selbst die sinnliche Ergötzungen nicht, aber er weis sie, durch klugen Gebrauch, unschädlicher, schmackhafter und feiner zu machen; er bemühet sich aber vornemlich die Vollkommenheiten in andern Menschen, in der Natur, und in deren großen Urheber einzusehen, und darnach seinen Verstand zum wahren und vesten Erkenntniß nützlicher Wahrheiten, und sein Herz zur Liebe, Tugend und Zufriedenheit zu bilden. Und dieses sichert ihn für Thorheiten, Verdruß und Reue; es beglückt sein Leben mit einem höheren und reineren Vergnügen, das niedrigen Seelen unbekannt bleibt; es setzt ihn über die wiedrigen Zufälle seiner zerbrechlichen Natur, und gönnet ihm, unter stetter Versicherung von der weisesten und gütigsten Obhut des allerhöchsten Wesens, einen Vorschmack von einer künftigen größeren Glückseligkeit dazu er bestimmet ist.

§ 13.

Ein Weiser wird aber keine wunderthätige Vorsehung in der Welt von Gott erwarten

oder verlangen; noch sich daran stoßen, wenn es das Ansehen hat, daß auch die Frommen einigen wiedrigen Zufällen in der Verknüpfung der Dinge unterworfen sind; oder daß die Lasterhaften nicht gleich auf der Stelle gestraft werden, sondern wohl gar vor andern glücklich zu seyn scheinen. Er weis vors erste, wie oft man sich in solchen Begebenheiten triegt, als ob es den Frommen so häuffig übel, und den Gottlosen wohl gehe; und in den seltenen Fällen, wo es Wahrheit hat, erkennet er doch, daß die Zulassung solcher wiedrigen Begebenheiten der weisesten Vorsehung gemäß sey, und von derselben zum Guten gelenket werde.

Wer die Menschen und ihre Zufälle genauer untersucht, der wird finden, daß von der meisten Gemüthsbeschaffenheit, Aufführung und Zustande falsch geurtheilet wird. Sie sind mehrentheils entweder nicht fromm, oder selbst schuld an ihrer Wiederwärtigkeit, oder auch in der That nicht unglückselig.

Wenn wir sehen, daß ein wunderlicher Heiliger, mit seinen Grillen, oder mit seinem unzeitigen Eifer, anläuft; daß ein unruhiger Kopf seine vermeynentlich gerechte Sache, zu seinem Schaden, zu weit treibt; daß mancher, ohne Fleiß, Vorsicht, Geschicklichkeit und ordentliche Haushaltung, bloß mit Beten, Lesen, Kirchengehen, seine Nahrung vergeblich sucht; daß ein anderer, bey seiner Einfalt und Unwissenheit, ohne Beförderung bleibt; daß dort ein

Eigen-

Eigensinniger, Murrischer, Zanksüchtiger viele Feinde hat: werden wir solchen Leuten eine echte Frömmigkeit und Tugend beylegen, und ihren Klagen recht geben können, daß sie ohnverschuldet leyden?

Die meisten Menschen sind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von sich ab, und auf andere, oder aufs Unglück, auf ein Schicksal, auf die Vorsehung zu welzen; dagegen aber sich fälschlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit und Tugend, insonderheit die Frömmigkeit zuzueignen. Allein sie haben mehrentheils einen irrigen Begriff von dieser großen Pflicht und deren Belohnung. Denn sie bilden sich ein, daß entweder der äußerliche Gottesdienst, oder doch die Verehrung Gottes, alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß sie dadurch schon an sich allen Segen verdienten, sie mögten sich übrigens betragen wie sie wollten. Die göttliche Ordnung erheischt eben auch die Pflichten gegen andere Menschen und gegen uns selbst; und zwar, was uns selbst betrift, daß wir nicht allein unsern Willen, sondern auch unsern Verstand und äußerlichen Zustand bessern; daß wir vernünftig, weise, klug, vorsichtig werden, was rechtschaffenes meisterlich lernen, emsig und fleißig sind, und uns andern Menschen nütze und gefällig machen. Wer dieses versäumt, oder auch das Gegentheil thut, der kann nicht sagen, daß er sich der göttlichen

Ordnung gemäß bezeige, und so ferne Gott seinen Gehorsam, Furcht oder Dienst leiste. Was Wunder ist es denn, daß ihr Betragen seine natürliche Folgen hat? oder wie kann man solche Begebenheiten unter diejenigen zehlen, welche einen Anstoß gegen die göttliche Vorsehung geben?

Können sich aber die Menschen nicht eben so wohl in dem Urtheile, daß einer lasterhaft und gottloß sey, irren, als sie der Schein einer Frömmigkeit, oder ihre Eigenliebe triegt? Es wäre zu wünschen, daß nur der Pöbel alle diejenigen, so weltlichen Standes sind, für weltlichgesinnete, alle Juristen für böse Christen, alle Naturforscher für Naturalisten, alle Mathematiker für Atheisten, alle Reiche und Vornehme für ungerecht und gottloß hielte. Allein vielleicht sind auch klügere nicht gänzlich von solchen Vorurtheilen frey, und oft mischt sich ein Neid, oder eine besondere Zwistigkeit mit in das liebloße Urtheil ein. Gesetzt aber, man kann solche Leute, denen es wohl geht, nicht eben unter die Frommen und Tugendhaften rechnen: sind sie darum alsobald gottloß und lasterhaft zu nennen? Es giebt einen mitleren Zustand in der sittlichen Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Manche Menschen sind nicht völlig gut, aber auch nicht völlig böse zu nennen; und solche können doch viel natürliches Gutes und viele Geschicklichkeit, Klugheit, Emsigkeit, Dienstfertigkeit und dergleichen löbliche Eigenschaften

an

an sich haben. Sollen sie darum alle natürliche Belohnung verlieren, weil sie nicht alle Tugenden, und besonders die höchste besitzen? oder kann man sie mit Recht zum Beyspiele der Gottlosen stellen? oder kann Gott, nach seiner weisen Vorsehung, eins seiner Kinder, dem es nöhtig thut, nicht mit Schärfe ziehen, das andere mit der Güte lenken?

Hiezu kommt noch, daß viele sich von der Glückseligkeit und Unglückseligkeit eine falsche Vorstellung machen; als ob es auf den äußerlichen trieglichen Schein, und nicht auf das Vergnügen des Gemüths ankäme. Wer die Glückseligkeit auf großen Reichthum, Pracht, Ehre, vornehmen Stand oder Wohlleben stellet, der macht andere in seinen Gedanken glücklich, die es bey allem Ueberflusse der äußerlichen Glücks-Güter, dennoch wegen Mangels der Zufriedenheit, und wegen vieler Unruhe und Mißvergnügens, in der That nicht sind: sich selbst aber macht er unglücklich, wenn er nicht alles nach seinem Wunsche erhält; zumal wenn er es meynt mehr als andere verdient zu haben, und dagegen das Gute, was er in seinem mittelmäßigen Zustande besitzet, nicht erkennet oder genisset, ungeachtet ihm die Vorsehung so viel gegönnet, daß er könnte zufrieden seyn, und keine Ursache hätte zu klagen.

Aber selbst das vermeynte Böse, was dem Menschen begegnet, verdienet so ferne den Namen nicht, als es ihm entweder den Weg zum

Glücke bahnet, oder als eine bittere Arzeney heilsam und nöhtig ist, daß er sich nicht überhebe und ausschweiffe. Wie mancher wäre nicht glücklich geworden, wenn er nicht unglücklich gewesen wäre? Hingegen bezeugt alle Geschichte, daß vielen Lasterhaften ihr anscheinendes Glück nur zum Fall gereichet habe, und so ferne nicht für ein Glück zu achten sey. Wenn wir auch wissen sollten, mit welcher unempfindlichen Gewohnheit die meisten ihre Glücksgüter geniessen, wie hochmüthig, üppig, wollüstig sie durch stette gute Tage, und wie zärtlich sie gegen die geringste Unlust werden; wie viel Verdruß sich verborgener Weise auch in die Palläste einschleicht, und wohl gar bis zu den Thronen klimmet; mit welcher inneren Unruhe, Schaam, Reue und Furcht das böse Zeugniß des Gewissens die Lasterhaften züchtiget: so würden wir ihnen gewiß solche trügende Glückseligkeit nicht mißgönnen.

§ 14.

Was aber die Fälle betrift, da den wirklich unschuldigen und Frommen etwas wahrhaftig Böses, den wirklich Lasterhaften und Gottlosen etwas wahrhaftig Gutes begegnet: so kann man dabey vernünftiger Weise keine wunderthätige und übernatürliche Vorsehung verlangen; sondern höchstens nur, das beyde wiedrige Begebenheiten zugelassen, weislich zum Guten gelenket, und zu seiner Zeit nach Verdienst vergolten werden.

Es

Es giebt viele Menschen, die sich solchen Begriff von der besonderen Vorsehung machen: Gott müste, so oft die Unschuldigen und Frommen in der Verknüpfung der Dinge mit einem Unfall bedrohet würden, denselben außerordentlich von ihnen abkehren, und ihnen dagegen lauter Gutes wiederfahren lassen: die Lasterhaften aber müste er alles Glückes berauben, und mit gegenwärtiger Strafe belegen. Allein eine solche Vorsehung wäre beydes den Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke entgegen, und den Menschen selbst nicht zuträglich.

Würde Gott, in der Zeit, um einzeler Menschen willen, etwas in der einmal beliebten Ordnung der Natur ändern: so müste er nicht alles vorausgesehen und überlegt haben; so müsten seine ersteren oder letzteren Einsichten und Rahtschlüsse nicht die besten seyn, und er würde aus Mangel des Verstandes oder des Willens eine Ordnung beliebt haben, die täglich an allen Orten einer Verbesserung bedürfte. Das widerspricht aber der Unendlichkeit seiner Vollkommenheiten. Zudem, so würde durch die Veränderung der weisesten Einrichtung und Natur-Gesetze weit mehr Gutes verhindert, und statt eines Bösen weit mehr Böses eingeführt werden. Denn man darf nicht gedenken, daß etwas der Natur und dem Wesen eines Dinges entgegen geschehen könne, dessen Aenderung sich nicht weiter erstreckte als auf den kleinen Theil worinn es geschähe. Es hängt

alles in der Welt zusammen, und eine Veränderung muß die andere, ja viele mehrere nach sich ziehen. Wenn nun die Kräfte und das Wesen der lebendigen und leblosen Dinge die Mittel sind, wodurch so viel Gutes in der Welt gestiftet wird: so folget auch, daß eine außerordentliche Veränderung in den Begebenheiten der Natur, die dem ersten Zwecke nicht gemäß ist, viel Gutes aufhebt, und dagegen mehr Böses einführet als dadurch verhindert würde. Je öfterer aber die Ordnung der Natur zerrüttet und gestöhret würde, desto mehr würde auch die Uebereinstimmung und Vollkommenheit der Welt geschmälert. Nicht anders, als wie in einer bürgerlichen Gesellschaft keine Ausnahme von den Gesetzen, bey dieser oder jener einzelen Person, geschehen kann, ohne daß es Folgen nach sich zieht; und öftere Ausnahmen den Gesetzen selbst ihre Kraft benehmen, und die ganze Verfassung des Staats umkehren.

Wie? wenn denn nach eben den Regeln, wodurch so viele gesunde Körper gebildet werden, unter etlichen hundert Geburten zufälliger Weise ein Preßhafter, unter vielen tausenden eine Mißgebuhrt hervorkommen wollte; wenn ein unschuldig Kind durch Verwahrlosung seiner Wärterinn Schaden leyden oder erdruckt werden würde; wenn ein frommer Mann von einer herabfallenden Ziegel gequetschet, von einem tollen Ochsen gestossen, von einer Feuersbrunst seiner Güter beraubt, von einem Feinde ver-

verwundet, vom Blitze erschlagen, von der See verschlungen werden mögte: sollte denn Gott alsobald in die Natur gewaltsam einbrechen, die Regeln, wornach so viele gesunde Körper gebildet werden, wodurch das Wachsthum und Leben der Menschen und Thiere befördert wird, wornach sich alle mechanische Bewegung in der Welt, und der freye Wille richtet, hemmen, stöhren, ändern? Dadurch würde das Wesen und die Natur der Dinge selbst aufgehoben, und für ein Uebel, Millionen gestiftet.

§ 15.

Aber, wenn es auch die Vollkommenheit Gottes und seiner Werke zuliesse, daß Gott eine so wunderthätige Vorsehung über die Frommen und Gottlosen äußerte: so würde es doch den Menschen selbst nicht ersprießlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend förderlich seyn. Selbst die Meynung, daß eine solche wunderthätige Vorsehung sey, ist den Menschen höchst schädlich; was würde nicht die Sache an sich seyn? Denn wie viele schöpfen nicht aus solcher falschen Einbildung ein unzeitiges Vertrauen zu der göttlichen außerordentlichen Hülfe und Obhut, daß sie die natürlichen Mittel der Weisheit, Klugheit, Behutsamkeit, ja Pflicht und Tugend in ihren Handelungen darüber versäumen? Bey aller ihrer Nachläßigkeit, Unvorsichtigkeit und Thorheit verlassen sie sich dennoch auf göttlichen Segen

und Beystand; welches nichts anders ist, als glauben, daß Gott ihrenthalben alle Augenblicke Wunder thun werde. Solche Leute schliessen auch wohl umgekehrt: es gehet mir besonders wohl, es gelingt mir dies und das; also hat es Gott um meinentwillen außerordentlich so gefügt, also muß ihm mein Wandel gefallen; da doch aus ihren Handlungen selbst nichts weniger zu urtheilen ist, als daß sie den göttlichen Vorschriften gemäß leben sollten. Man kann denn auch leicht gedenken, wie unvernünftig und lieblos dergleichen Menschen von andern urtheilen, wenn ihnen etwa wiedrige Begebenheiten zustossen. Aus eben der irrigen Vorstellung von der besondern Vorsehung geschieht es, daß einige sonst nicht böse Menschen mit ihrem Gebete, so zu reden, den Himmel zu stürmen gedenken, und Gott andere Rahtschlüsse gläubigst abzwingen wollen, als seine ewige Weisheit vestgesetzet hat; da sie vielmehr ihre Pflicht sorgfältig thun, und den Erfolg der göttlichen Vorsehung in gelassenem Vertrauen empfehlen sollten.

Hieraus sieht man schon, wenn eine solche wunderthätige Vorsehung wirklich wäre, als sich manche träumen lassen, daß sie nichts Gutes unter den Menschen stiften würde. Wenn mit der Frömmigkeit lauter gute Tage, Gesundheit, Wohlstand, Ehre, Freundschaft und Glück, mit der Gottlosigkeit hergegen stets Krankheit, Armuth, Schande, Feindschaft,

Haß

Haß und alles Unglück verknüpft wäre: so würden die, welche sonst noch tugendhaft werden mögten, aus allzugroßem Vertrauen auf solche Vorsehung, ihre natürliche Fähigkeit sich vollkommen und glücklich zu machen, nicht gebrauchen, ihre Pflicht versäumen und übertreten, in ihren Handelungen und Gebete verwegen werden, wenigstens die Tugend nicht so wohl um ihres inneren Werthes, als um des äusseren Lohns willen, lieben und üben. Dagegen würden die, so ein böses Herze haben, zwar vielleicht durch Furcht einer gegenwärtigen ausserordentlichen Strafe von ihrer Bübery abgeschreckt; aber ihr Wille und Gemüht würde nicht geändert oder gebessert, sondern nur unter beständiger Furcht gehalten. Durch beydes aber würde die aufrichtige willige Neigung zur Pflicht und Tugend, die innere Vollkommenheit der Menschen, und aller Unterschied zwischen Tugendhaften und Lasterhaften aufgehoben.

Die lockere Verbindung der äußerlichen Belohnungen des Glückes, und der äußerlichen Strafen des Unglücks, mit Tugenden und Lastern, ist demnach weise und gut, damit die Menschen ihre Pflicht nicht knechtisch thäten, sondern Tugend als Tugend, um ihres inneren Werthes willen, hauptsächlich lieben, Laster als Laster, wegen ihrer inneren Heßlichkeit, vornemlich hassen mögten. Es ist auch nicht zu befürchten, daß solche Verknüpfung der

Dinge,

Dinge, welche die Frommen vom Unglücke nicht ganz frey macht, und den Gottlosen nicht alles Glück abschneidet, die Menschen vom Guten abschrecken und zum Bösen reitzen könne. Denn weil das Unglück, eben darum, daß es nur ein Unglück ist, nicht für eine Folge und Wirkung tugendhafter Handelungen angesehen werden kann: so giebt es auch keinen Bewegungsgrund die Tugend zu meiden. Und weil das Glück, eben darum, daß es ein bloßes Glück ist, nicht in der Gewalt des Lasterhaften stehet: so kann niemand denken, wenn ich ein Schelm werde, so müssen mir lauter Gewinne in Lottereyen und gute Erbschaften zufallen.

§ 16.

Hieraus ist genugsam zu erkennen, daß es auf alle Weise der höchsten Weisheit und Güte gemäß gewesen, die wiedrigen Begebenheiten des Glücks und Unglücks in der Verknüpfung der Dinge zuzulassen; in so ferne durch deren außerordentliche Aenderung unendlich mehr Böses in die Natur und unter die Menschen selbst würde eingeführet werden. Es erhellet also auch, daß dieses mit Gottes allgemeinen und besonderen Vorsehung gar wohl bestehe, und ihr gar nicht zur Last gereiche.

Der eigentliche Zweck Gottes ist nicht, weder seinen lebendigen Geschöpfen überhaupt Böses wiederfahren zu lassen, noch besonders die frommen

men Menschen unglücklich, die Gottlosen glücklich zu machen, die Tugend zu unterdrücken, die Laster zu reizen, oder zu verstatten daß es einer so gut habe wie der andere. Es ist auch nicht mehr Böses in der Welt zugelassen, als was die wesentliche Schranken endlicher Dinge in der vorsichtigsten Verknüpfung unvermeidlich nach sich ziehen, und ohne welches Zulassung nur mehr Gutes gehindert, mehr Böses befördert seyn würde. Dagegen liegt in der Hervorbringung aller möglichen Lebendigen, und in der Uebereinstimmung aller Einrichtung, Kräfte und Regeln mit dem Wohl der Lebendigen, der wahre Zweck des Schöpfers vor Augen: daß so viel und so mancherley Vollkommenheit, Gutes, Lust und Glückseligkeit in der Welt gestiftet und genossen werden soll, als nur möglich ist. Alles, was von Gott zur Wirklichkeit gebracht ist, gehet gerade auf diesen Zweck. Der ganze Bau der Welt, die Vertheilung der Materie in eine Menge lichter und finsterer Kugeln, die Bewegung der himmlischen Körper, die Abwechselung von Tag und Nacht, von Jahren und Jahres-Zeiten, die Mannigfaltigkeit der Erden und Erdgewächse, die Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, die mechanischen Kräfte und Regeln, die Bildung der thierischen Körper und ihrer sinnlichen Werkzeuge, die Triebe, Fertigkeiten und Künste, welche ihren Seelen eingepflanzt sind: alles ist gerade auf die Erhaltung und auf die Lust der Lebendigen gerichtet,

richtet, alles ist nicht allein untadelich, sondern unverbesserlich.

Des Menschen Natur ist besonders gemacht den ganzen Erdboden zu bewohnen, alle Thiere zu beherrschen, alles zu seinem Nutzen und Vergnügen anzuwenden. Er geniesset nicht allein derselben sinnlichen Lust, welcher die Thiere geniessen, sondern er kann sie auch durch seinen Witz vervielfältigen, schärfen und erhöhen: er hat vor andern eine Einsicht und Empfindung von Ordnung, Proportion, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, Schönheit, Weisheit, Kunst, Geselligkeit, Menschenliebe, Tugend, Sittlichkeit und Religion: Die natürlichen Regeln seines Verstandes bringen ihn auf den Weg der Wahrheit, die natürlichen Regeln seines Willens führen ihn zu nichts als zum Guten und zur Glückseligkeit: und er hat ein Vermögen und Verlangen immer bis ins unendliche vollkommener und glücklicher zu werden.

Nun ist es des Menschen Sache, sich dessen auch so viel zu gebrauchen als möglich ist. Bewegungsgründe dazu hat der Schöpfer schon genug in seine Seele gelegt. Mit dem Erkenntnisse der Wahrheit und Vollkommenheit, mit der Ausübung von Pflicht und Tugend, hat er ein süsses Vergnügen, und eine innere Beruhigung und Zufriedenheit, als eine eigenthümliche Belohnung verknüpft, welche über alles geht, und ihm nimmer Fehl schlägt. Ueberdem ist eine solche Verknüpfung in der Natur und unter

ter den Menschen selbst gemacht, daß solche Bemühungen welche der göttlichen Absicht gemäß sind, nemlich Erkenntniß, Weisheit, Kunst, Mäßigkeit, Fleiß, Treue, Liebe, Dienstfertigkeit, Frömmigkeit, u. s. w. an sich selbst nohtwendig, angenehme Folgen und Wirkungen von Gesundheit, Wohlstand, Ehre, Freundschaft haben müssen, welche wir als äußere Belohnungen guter Handelungen anzusehen haben, die uns die Vorsehung, mit Absicht auf unser Bestes, bestimmet, und die selten ausbleibet.

Wir können also nicht anders denken, als daß auch Glücks- und Unglücks-Fälle, welche nicht von unsern Handelungen, sondern von Gottes allgemeinen Verknüpfung der Dinge entstehen, wenn sie gleich wiedrig scheinen mögten, dennoch, nach eben der weisen und gütigen Vorsehung des Schöpfers, eine Verbindung mit unserm Betragen, und zwar zu unserm Wohl, haben müssen. Denn es kann in dem Laufe der Natur nichts so geringe seyn, das Gott nicht vorher gesehen und beliebt hätte; und er kann nichts belieben, als was Gutes, oder auch nur zulassen, als aus guter Absicht. Demnach muß auch die Verknüpfung der Glücks- und Unglücksfälle mit verschiedener Menschen Betragen was Gutes zur Absicht haben, und zum Mittel desselben angewandt seyn. Und es folgt umgekehrt, daß alles Gute, was aus der Verknüpfung des Glücks und Unglücks mit

verschiedener Menschen Betragen entstehet, oder entstehen kann, göttliche Absicht sey.

§ 17.

Wir mögen uns demnach eines Theils nur selber fragen, was für Vortheile aus den Glücks- und Unglücks-Fällen wirklich entstehen, oder entstehen können: so werden wir die Absichten Gottes so ferne erreichen. Uebrigens aber müssen wir uns, vornemlich in besondern Fällen, erinnern, daß wir Menschen nicht vermögend sind, den Zusammenhang jeder Begebenheit mit dem Nutzen einzeler, oder mehreren, oder gar aller Menschen einzusehen; und wir haben dennoch nicht Ursache anders zu denken, als daß sie nach weisem Raht und Fügung zum Besten verhängt oder zugelassen sind. Denn wir müssen diese Begebenheiten billig so betrachten, als die Werke der Natur, weil sie von einem und demselben Urheber, nach einerley Absicht und Regeln der Weisheit entstanden sind. Da lehret uns nun Erfahrung und Vernunft in tausend Beyspielen, daß die Theile der Thiere, Pflanzen, und des ganzen Erdbodens, die Natur-Kräfte und Gesetze der Bewegung, die Einrichtung und Zusammenfügung der großen Welt-Körper, die Ordnung und der Lauf der Veränderungen in der Welt, nicht umsonst sey, sondern alles seinen Nutzen für die Lebendigen habe. Wenn wir aber den Gebrauch und Nutzen eines Theils der Pflanzen, und thierischen Körper, oder einer andern Sache und Geschichte

schichte in der Natur nicht errahten können: was denken wir denn vernünftiger Weise? schliessen wir, daß die Sache deswegen gar keinen Nutzen habe, weil wir ihn nicht wissen und einsehen? Nein; wir setzen vielmehr zur Regel: in der Natur ist und geschieht nichts umsonst; alles hat seinen Nutzen, ob wir ihn gleich nicht wissen. Nun gehen ja die Glücks- und Unglücks-Fälle auch natürlich zu, und sie sind nicht anders als Begebenheiten der Natur anzusehen. Wir heissen sie nur Glück und Unglück wegen unserer Unwissenheit, weil wir sie nicht voraussehen, oder ihre Verknüpfung mit den Ursachen und Absichten wissen. Für Gott ist aber nichts Glück oder Unglück, sondern alles in seiner Vorwissenheit so gewiß, als die Sonnen- und Mond-Finsternissen, Jahres-Zeiten und Witterungen sind. Müssen sie denn nicht eben so, wie diese Begebenheiten, in dem göttlichen Rahtschlusse zureichenden Bewegungs-Grund, Absicht, Regel und Nutzen haben?

Ich brauche nicht viel von denen Glücks- und Unglücks-Fällen zu sagen, da Fromme Gutes, und Gottlose Böses trift: denn die geben der Vorsehung gar keinen Anstoß, sondern bestättigen sie vielmehr. Unterdessen machen sich diejenigen hauptsächlich dergleichen Fälle zu Nutze, die das Gute nicht als ein Ohngefähr, sondern als ein Gnaden-Geschenke ihres Schöpfers annehmen, das sie zur Dankbarkeit, Liebe,

und Gehorsam gegen ihn, zu mehrer Gutthätigkeit gegen andere Menschen, und zum beharrlichen Vorsatze der Tugend ermuntern soll. Die Unglücks-Fälle hingegen machen sich die zu Nutze, welche sie für eine göttliche Züchtigung und Warnung ansehen, und sich forthin seinen Absichten gemässer zu leben entschliessen.

So werden wir auch diejenigen Fälle leichtlich mit der besonderen Vorsehung zusammen reimen, da eben das Unglück den Frommen ein Mittel zum Glücke, das Glück hingegen den Gottlosen zum schwereren Falle gedieen ist. Denn wenn uns gleich solche Begebenheiten anfänglich wunderbar und wiedrig scheinen; so kann doch die Auflösung und das Ende solcher Geschichte, wenn wir es absehen können, nicht anders als gefallen. Ein Fremder nimmt an solchem Ausgange, sogar auf der Schaubühne, geschweige in den wirklichen Begebenheiten, mit Freuden Theil, wenn er die Tugend endlich belohnet, und die Laster dennoch zuletzt gestraft siehet. Was muß es aber nicht für eine innere Genugthuung für denjenigen selbst seyn, der mitten im Unglücke Pflicht und Gewissen standhaft beobachtet, und sein Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung nicht weggeworfen hat; wenn endlich die Beständigkeit seiner Tugend desto reichlicher gekrönet wird.

§ 18.

Was kann aber das Böse für Nutzen haben, so ferne es, ohne folgende Vergütung, Un-

Unschuldige und Fromme trift? Mich dünkt, wer die Verknüpfung in der Welt, und die Natur der Menschen, nur ein wenig mit Bedacht betrachtet hat, der muß leicht einsehen können, daß das Böse, welches den Schranken der Dinge anhängt, in der Ordnung und dem Lauffe der Natur, allenthalben zum Mittel des Guten angewandt sey.

So unzählig verschiedene Dinge, mit verschiedenen Kräften und Bemühungen, müssen nohtwendig einander alle Augenblick entgegen arbeiten. Sie sind aber in eine solche Verbindung gebracht, wie von einem geschickten Baumeister die Steine eines Gewölbes zusammengefügt werden, da selbst eines jeden Steines Neigung zum Sturz und Fall die Vestigkeit des Gewölbes und ganzen Gebäudes machen hilft. Das Bemühen eines jeden Stäubchens, Tropfens und Luftkügelchens, sich nach einen und denselben Punct zu bewegen, und seine Nachbaren zu verdrengen, giebt der Erden ihre Figur und Vestigkeit, dem Wasser seine Wasserwaags-Regel, der Luft ihren uns so nützlichen Druck. Die streitende Bemühungen der Planeten auf die Sonne zu fallen, und der Sonnen sie abzuhalten, verursachet und erhält ihre richtige Wirbelung, und ihren ordentlichen Lauf. Das Toben der Elemente in unserm Luftkreise, welches nohtwendig von den verschiedenen Ausdünstungen entstehen muste, geht mit der folgenden fruchtbaren Witterung

schwanger. Die Vergänglichkeit der organischen Körper von Pflanzen und Thieren wird zur Erzeugung und Erhaltung anderer angewandt. Alles ist seiner Natur nach verweßlich und verderblich, aber in der ganzen Natur verdirbt nichts umsonst.

Wir Menschen sind insbesondere so geartet, daß uns unsere Unvollkommenheit eine Stuffe zur Vollkommenheit werden muß, die entweder dem ganzen menschlichen Geschlechte, oder einzelen Personen, ersprieslich ist. Wir kommen nackt, ohne Waffen, Wissenschaft und Vermögen uns zu erhalten, auf die Welt; aber eben dieser Mangel wird das Mittel der Geselligkeit, Sprache und Uebung der Vernunft. Erst musten die Menschen Noht und Kummer leyden, ehe sie zur Erfindung der Künste und Wissenschaften erweckt werden konnten: erst rohe und wild gegen einander verfahren, ehe sie sich ein friedfertiges, sittsames und bürgerliches Leben besser gefallen liessen. Barbarey, Aberglauben, Religions-Verfolgung, Hexen-Processe über Unschuldige, und dergleichen, musten zuvor aufs höchste steigen, ehe sie allen konnten zum Abscheu werden. Hätte sich nicht so mancher, zu seinem Schaden, in die See und unter die Erde gewagt, so wären uns noch Schiffahrt und Handelung, Eisen und alle Reichthümer der Erden verborgen. Noch müssen wir manche Abwege der Irrthümer durchwandern, ehe wir den rechten Weg der

Wahrheit

Wahrheit finden: erst durch viele Beyspiele der Unbehutsamkeit gewarnet werden, ehe wir die Mittel der Vorsicht brauchen, erst manchen Schaden erdulden, ehe wir den gewünschten Vortheil ziehen können. Wenn wir überhaupt alles Gute bedenken, was itzt in Wissenschaften, Künsten, Gesetzen, Policey, Land-Wirthschaft, Handelung und Bequemlichkeit des Lebens, den Menschen zu Statten kömmt: so werden wir finden, daß es fast durchgehends eine Frucht des vorhergegangenen Bösen sey. Und es ist kein Zweifel, das noch viel Böses unter uns waltet, welches noch mit einem verborgenen allgemeinen Guten schwanger geht.

Es werden zuweilen preßhafte Kinder, ja Mißgeburten erzeuget. Aber zu geschweigen, daß sie uns manches in der Zergliederungs-Kunst, und von dem Gebrauche der Theile, entdeckt haben; so würden wir auch ohne solche Fälle meynen, die gesunde Bildung könne nicht anders seyn. Nun lernen wir, daß auch Regeln möglich sind, nach welchen lauter Mißgeburten entstünden, daß die Natur nichts schlechterdings nohtwendiges sey, und daß wir unsere Gesundheit einem weisen Schöpfer zu danken haben, der uns so vollkommen gebildet. Es steht dahin, ob nicht die Menschen einmal daraus lernen werden, oder lernen sollen, daß es besser wäre, solche Mißgeburten, die sich nur selbst zur Quaal, und andern zum Scheusal leben würden, nicht zu erziehen, sondern, nach

obrigkeitlichem Urtheil, in der ersten Kindheit, wenn sie noch von sich selbst nicht wissen, durch einen sanften Tod wieder einschlafen zu lassen. Manches Kind wird von seiner Ammen oder eigenen Mutter im Schlafe erdruckt, von der Wärterin verwahrloset, oder durch unnöhtigen Zwang der Glieder verrenket und verletzet. Was klagen wir aber die Vorsehung an, daß sie die Luft dem Menschen zum Leben so nöhtig gemacht, oder daß sie die sorglosen Ammen und Mütter nicht übernatürlich erweckt, oder daß sie den Wachsthum des Leibes nicht gegen den unnatürlichen Zwang bewahret? Last uns vielmehr lernen behutsamer und sorgfältiger zu werden. Last uns ein Schutz-Mittel für die Kinder gegen die Schläfrigkeit ihrer Säugerinnen erfinden, oder vielmehr, was schon erfunden ist, einführen und gemeiner machen. Last uns der Natur in ihrem Wachsthum keine unnöhtige Pflege und thörigte Fessel anlegen, da wir offenbar sehen, daß bey denen Ständen und Völkern die zarten Leiber am stärksten und gesundesten aufwachsen, bey welchen sie die wenigste Wartung und den wenigsten Zwang haben.

Die göttliche Vorsehung ist zwar so gütig gegen die Menschen gewesen, daß sie eine solche Verknüpfung unter ihnen gemacht, wo selbst ihre Vergehungen, Thorheiten und Laster dem ganzen Geschlechte oder der bürgerlichen Gesellschaft zum Vortheil gereichen müssen. Die

bloße

bloße Eigenliebe eines jeden Mitgliedes muß, wenn einer nur die geringste Vernunft dabey braucht, eben solche Handelungen hervorbringen, welche er auch aus Menschenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte thun sollen: weil er wohl einsehen kann, daß er sein Wohl durch keine andere Mittel in der Gesellschaft zu befördern fähig sey, als durch solche, wovon auch andere Menschen Nutzen haben. Selbst die Laster, als Wollust, Ueppigkeit, Eitelkeit, Verschwendung, Geitz, Dieberey, u. s. w. ernähren die Hälfte des menschlichen Geschlechts; nicht so ferne es Laster sind, oder weil an sich eine bürgerliche Gesellschaft ohne Laster nicht bestehen könnte, und ohne dieselbe nicht noch besser daran seyn sollte; sondern weil Gott die Verknüpfung unter den Menschen so weislich gemacht, daß selbst ihr unsinniges Betragen, wieder ihren Dank und Willen, denen Neben-Menschen zum Guten gereichen muß. Allein die Menschen müsten auch, nach göttlicher Absicht, selbst das ihrige thun, und aus dem Bösen Vortheil ziehen lernen, so weit es in ihrer Macht ist; das ist, auf solche Verordnungen und Mittel sinnen, wodurch, ohne solch Böses, eben derselbe und noch weit mehrer Vortheil erwüchse. Es ist auch fast kein Zweifel, daß durch weise Regenten und Landes-Väter dergleichen immer mehr wird veranstaltet werden, wodurch dem Müßiggange, der Betteley und Dieberey, dem Betruge, der Liederlichkeit und

andern Lastern zeitiger gesteuret, eine bessere Erziehung und Sittlichkeit eingeführt, und den Unterthanen, ohne sclavischen Zwang und Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohlstande gegeben werden möge. Denn unter allem, was der Menschen wahrer Glückseligkeit in der Welt entgegen ist, macht unstreitig dasjenige den allergrösten Theil aus, was aus der Menschen eigener Thorheit entstehet, oder da ein Mensch dem andern schadet; welches beydes der Vorsehung nicht zur Last fallen kann.

§ 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böse, durch göttliche Vorsehung, zum Mittel des allgemeinen Guten angewandt werde. Nun will ich noch mit wenigen zeigen, was einzele Menschen selbst von dem Bösen, das sie wieder ihr Verschulden trift, für Nutzen haben, oder haben können: dabey ich jedoch überhaupt erinnern muß, daß das eine Unglück mehr diesen, das andere mehr jenen Nutzen verschaffe.

Der erste Nutzen äußert sich im Verstande des Menschen. Unglück, Noht, Armuth, Elend, macht klug, weise, vorsichtig, erfinderisch, kunstreich: wie hergegen das Glück träge, unwissend, unverständig, thöricht.

Der zweyte Nutzen betrift den Willen. Es bewahret für Hochmuht, Stolz, Verachtung andererer, Ueppigkeit, Wollust, Faulheit, und allerley Ausschweiffungen: und macht dagegen

gegen arbeitsam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgänglich, demühtig, dienstfertig, mitleydig.

Der dritte Nutzen äußert sich in der Zufriedenheit des Gemühts. Unglück und Elend verursachet, daß wir das Gute im Leben, wenn es auch geringe ist, desto mehr schmecken und empfinden, aber gegen die wiedrigen Zufälle hart werden. Dagegen das Glück Gelegenheit giebt, daß Menschen das viele Gute nur in unempfindlicher Gewohnheit genieſſen, und gegen die geringste Unlust desto zärtlicher werden. Es steht dahin, ob manche, zumal Lasterhafte, den Ueberfluß so mancher Glücksgüter, mit eben so großem Vergnügen und ungestöhrter Zufriedenheit genieſſen, als ein Weiser und Tugendhafter selbst vom Nachlasse seines Schmerzens und Elendes gerührt wird, oder sich an Kleinigkeiten zu ergetzen weis; ohne der Vortheile zu gedenken, die ihm seine Weisheit, Tugend, gutes Gewiſſen und die Religion gewehret.

Der vierte Vortheil bezieht sich auf die menschliche Gesellschaft. Denn Leute, die allerley versucht haben, und durch manche Noht geübt sind, werden die besten Bürger, weil sie nemlich arbeitsam, ordentlich, mäßig, geduldig, verträglich, demühtig, mitleydig, dienstfertig geworden sind. Und dieses sind Tugenden, die nicht allein andern gute Beyspiele geben, und dem gemeinen Wesen ersprießlich sind, sondern die auch dem, welcher

sie an sich hat, Liebe, Mitleyd, Gunst, Lob und Beystand verschaffen, weil er sich, selbst im Unglücke, klug, vernünftig und tugendhaft beweiset.

Ich will fünftens noch mancherley anderen Nutzen des Unglücks zusammen fassen; daß es Tugendhafte von Lasterhaften unterscheidet; daß sie die Belohnung der Tugend nicht im Aeußerlichen, sondern in der Tugend selbst, in der Pflicht und gutem Gewissen suchen; daß sie desto fleissiger an Gott denken, und ihr Vertrauen auf seine weise Führung schärfen; daß sie ihre Gedanken und Hofnung desto eifriger auf ein besseres Leben richten, desto weniger furchtsam sind für den Tod, desto williger sterben.

Ueberhaupt ist gewiß, daß es uns Menschen, in diesem Zustande, nicht ersprießlich seyn würde, wenn wir lauter reines Glück und gute Tage hätten. Wie aber gar wenige in einem hohen Grade glücklich zu nennen sind: so sind hergegen auch sehr wenige Menschen, die in einem hohen Grade, und ohne ihre eigene Schuld und Versehen, unglücklich wären. Der meisten Menschen Zustand ist mittelmäßig und gemischt, und den muß man, was das Vergnügen betrift, nicht nach dem äußerlichen Schein der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthums u. s. w. schätzen. Es ist eine große Wahrheit, die so wohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorsehung, als zum Troste der Niedrigen dienet, daß so ungleich die äußerlichen Glücks-Güter ausgetheilet scheinen, dennoch die Lust

und

und das Vergnügen allen und jeden am wohlfeilsten und in ziemlich gleicher Maaße dargeboten werde. Da heist es in Wahrheit, wie von dem Manna der Israeliten: der hatte nichts über, der viel gesammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig gesammlet hatte; sondern ein jeglicher hatte gesammlet, so viel er für sich essen konnte. Die Weisheit allein giebt wahren Geschmack der Süßigkeit, und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemischte Bitterkeiten dämpfen kann.

§ 20.

Unterdessen will ich nicht leugnen, daß es einige seltene Fälle eines großen Unglücks giebt, da ein Mensch, welchen es trift, ein wenig zeitiger denken muß, was wir alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptsächlich für dieses Leben gemacht sind. Denn wir mögen noch so lange und noch so glücklich gelebt haben, so finden wir doch, wenn es vorbey ist, daß es vorbey, und einem bloßen Traume ähnlich sey. Unsere Augen sehen natürlicher Weise vorwerts ins weitere, unsere Begierden erstrecken sich aufs zukünftige, und dieses um so viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriediget. Wenn also die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es sey wegen schwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: so kann doch die Hofnung eines besseren und dauerhafteren Lebens das gegenwärtige

tige Leyd versüssen. Hat uns nun die Vorsehung dazu bestimmt, und wird sie denen besonders welche hier einen schweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: so haben wir in keinen, auch den schlimsten Zufällen, über die Vorsehung zu klagen, als Menschen die keine Hofnung haben: so wenig als wir die Lasterhaften in ihrem kurzen Glücke beneiden dürfen, da sie zu einer desto größeren Strafe aufbehalten sind.

Wenn sich Menschen ihre Unsterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, so zeigen sie schon dadurch, daß sie lasterhaft sind, und unnatürlich denken. Denn wären sie von der Furcht für eine künftige Bestrafung ihrer Thaten frey: so würden sie finden, daß diese Gedanken und die Hofnung der Unsterblichkeit aus den Regeln unserer Seelenkräfte, aus dem Verlangen glücklich zu seyn, das aus einer vorausseheuden Vernunft entspringt, natürlich fliesse; daß sie mithin nichts anders als den Zweck des Urhebers unserer Natur vorstelle, und beydes dessen Vollkommenheiten als unserm Wesen und ganzen Bemühen gemäß sey. Sind andere, welche den Lastern und der Sinnlichkeit nicht so sclavisch dienen: so wünschen sie doch wenigstens von dieser Wahrheit überzeugt zu seyn, und fühlen in sich die Stimme der Natur, welche sie ihre Begierden über das Ziel dieses Lebens ins Unendliche erstrecken heisset: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt, und selbst die

die vernünftigsten, so oft sie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, sondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht seyn, daß ich diese Wahrheit klar und deutlich erweise, welche nicht allein unser gegenwärtiges Leyd versüsset und verkürzet, sondern auch alle unsere Glückseligkeit, deren wir in diesem Leben zu geniessen fähig sind, von Bitterkeit reiniget, und erhöhet, alle Religion versiegelt, und auch im Tode getrost macht.

Die zehnte Abhandelung.

Von der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

§ 1.

Die Hofnung, daß unsere Seele, nach diesem Leben, zu einem unendlich dauerhafteren und glückseligern Leben bestimmet sey, gründet sich hauptsächlich auf die göttliche Absicht in der Schöpfung, und auf seine besondere Vorsehung über die Menschen. Wir können zwar aus dem Wesen unserer Seele eine Möglichkeit begreifen, daß sie auch nach dem leiblichen Tode fortdauren und sich bewust seyn,

seyn, folglich leben und glückselig seyn könne; aber die Absicht und Vorsehung unsers Schöpfers kann uns alleine die veste Versicherung geben, daß solches auch wirklich geschehen werde.

Die Schöpfung ist überhaupt auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Zu welcher Art des Lebens und der Glückseligkeit nun jedes bestimmet sey, das ist aus dessen besonderer Natur und deren Regeln zu ersehen, soferne dieselben von Gott zum Mittel gebraucht worden, wodurch seine Absichten zur Wirklichkeit kommen sollen. Das allgemeine Verlangen glücklich zu werden, das allen Lebendigen eingeprägt ist, wird bey jedem, durch seine besondere Natur-Kräfte und deren Regeln, zu seinem besonderen Ziele gerichtet und bestimmet. Wenn es also aus den Kräften und Regeln unsers Verstandes und Willens natürlich fliesset, daß wir, vor allen übrigen Thieren, nicht allein eine Vorstellung von unserer zukünftigen möglichen Daure und höheren Glückseligkeit haben, sondern auch unser Verlangen weit über den kurzen Genuß einer gemischten Glückseligkeit dieses Lebens bis ins unendliche erstrecken müssen: so sind wir Menschen auch von dem Schöpfer, vermöge unserer Natur, zu einem unendlich dauerhaften Leben und zu einer höheren Glückseligkeit in demselben bestimmt, und darnach zu streben erwecket.

Die göttliche Vorsehung zeiget sich gegen die Menschen besonders gütig, da sie ihnen, vor allen

allen übrigen Thieren, so mancherley vernünftige Ergötzungen der Sinne, so angenehmen Vorschmack von Wahrheiten und Vollkommenheiten, ein Vermögen und Verlangen immer vollkommener zu werden, ja einen fernen Blick von der unendlichen Weisheit, Liebe, Macht und Glückseligkeit ihres Schöpfers gegönnet. Wenn wir aber nicht in einem dauerhaftern und besseren Leben zu einem völligern Genusse dieser Vorzüge gelangen sollten: so würden sie alle, durch eine so baldige Entziehung, da wir uns noch auf der niedrigsten Stuffe sehen, wieder vereitelt. Die Menschen würden dadurch nur desto mißvergnügter und unglückseliger gemacht, daß sie einen Begrif und Reiz von einer weit vollkommenern und beständigern Glückseligkeit erhalten, deren sie nimmer geniessen sollten; zumal, wenn sie auch in diesem Leben, bey aller vernünftigen und redlichen Bemühung nach Einsicht, Tugend, Frömmigkeit und Glückseligkeit, unverschuldet in die wiedrigsten Umstände gesetzt werden sollten. So wenig dieses mit den göttlichen Eigenschaften, und mit der geäußerten Liebe zu seinen vernünftigen Geschöpfen, übereinstimmen würde: so gewiß können wir hergegen von seiner gnädigen Vorsehung versichert seyn, daß sie uns, durch diese kurze Vorbereitung, zu einem höheren Maaße der Vollkommenheit und Glückseligkeit, dazu er unsere Natur fähig gemacht, führen werde.

Die-

Dieses ist der kurze Abriß derjenigen Gründe, welche unser natürliches Verlangen nach einem dauerhafteren und besseren Leben, mit zuversichtlicher Hoffnung bestärken, und unser itziges Leben versüssen. Lasset uns dieselben etwas umständlicher betrachten.

§ 2.

Es ist vors erste nichts ungereimtes, wiedersprechendes und unmögliches, wovon wir uns eine Vorstellung machen; sondern wir werden durch die Regeln der Vernunft dazu gebracht, und die Sache hat ihre innere und äußere Möglichkeit.

Wer kann leugnen, daß er, vermöge seiner Vernunft, voraus denken müsse, und in der Vorstellung des Zukünftigen keine Grenzen kenne? Wer kann also leugnen, daß er einen Begrif von einer künftigen weit längeren Dauer des Lebens habe, als worinn er sich itzo eingeschlossen siehet? Es empfindet also ein jeder bey sich selbst, daß sich ein weit längeres Leben als das itzige, gedenken lasse. Nun läst sich aber nichts gedenken als was möglich ist. Demnach wird auch ein jeder überführt, daß ein weit längeres Leben an sich möglich sey.

Dieses aber, was an sich möglich ist, muß auch ein jeder, vermöge seiner eigenen Empfindung und gesunden Vernunft, in Absicht auf seine Seele für möglich erkennen. Wäre die Seele eine bloße Beschaffenheit des Körpers, oder ein materielles Theil desselben: so mögte man

man sagen, daß sie der Verwesung des Leibes unmöglich entgehen könnte, und daß ein weiteres Leben nur ein leeres Hirngedichte sey. Aber die Seele ist das Wesen in uns, welches sich bewust ist; und eben dadurch ist sie sich auch aufs klärste bewust, daß sie eben diejenige sey, welche vorzeiten dieses und jenes empfunden, gedacht und gewollt hat; folglich, daß sie unter verschiedenen auf einander folgenden Veränderungen, als ein und dasselbe Wesen fortgedauret habe, und mithin keine bloße Beschaffenheit eines andern Dinges, sondern eine Substanz sey die für sich bestehet. Wenn sie sich aber als ein und dasselbe fortdaurende Wesen kennet, hergegen kein einziges Stäubchen ihres ganzen Körpers kennet, ob es noch eben dasselbe sey worinn sie vormals empfunden: so unterscheidet sie sich, durch ihr inneres Bewustseyn, von allen Urstoffen ihres ganzen Körpers, als ein besonderes, unkörperliches, einfaches Wesen, welches bey aller äußeren Veränderung des Körpers, für sich unzertrennlich fortdauret. Sie kann also, als eine einfache Substanz, weder durch die Auflösung, Fäulung, Vermoderung, oder Verwesung des zusammengesetzten Körpers in kleinere Theile zertheilet werden, noch natürlicher Weise in sich vergehen und zu Nichts werden. Und wenn sie gleich ihren Ort und ihre Verbindung mit den körperlichen Theilen verändert; so muß sie doch auch nach dem Tode in der Welt bleiben und in sich unvergänglich seyn.

Diese Unvergänglichkeit macht nun zwar noch kein Leben aus, und ist auch den leblosen Elementen und einfachen Urstoffen der Körper gemein. Allein die Seele unterscheidet sich auch von allen Urstoffen des Körpers, daß sie alleine vermögend ist, sich alles innerlich und äußerlich bewust zu seyn. Da nun alles Vermögen und alle Kraft eigentlich in den einfachen Dingen wohnet, und nicht erst durch die Zusammensetzung entstehet: so muß auch das Vermögen, oder die Kraft der Seelen, dadurch sie sich ihrer selbst und anderer Dinge ausser sich bewust ist, eigentlich in der einzigen einfachen Seele wohnen, und ihr wesentlich seyn; obgleich die Ausübung, in dem itzigen Leben, von dem organischen Körper und dessen Werkzeugen abhängt. Wie nun die Urstoffen der Körper, wenn sie aufgelöset und von einander getrennet werden, dennoch ihre innere Kraft behalten, und auch wirklich wieder äußern, sobald sie wieder mit andern elementarischen Urstoffen verbunden werden: so sieht man wohl, daß auch die Seele ihr wesentliches Vermögen, oder ihre wesentliche Kraft sich bewust zu seyn, noch nach dem Tode behalten müsse, und daher auch eine Möglichkeit sey, daß sie solches wirklich äußern, das ist, daß sie ferner leben könne, wenn ihr Zustand darnach beschaffen ist.

Wenn ich nun zu den Gegnern der Unsterblichkeit sagen wollte, daß sie mir beweisen mögten, woher ein solcher Zustand unmöglich sey:

so

so würden sie gewiß die Achseln zucken, und ihr Unvermögen gestehen müssen. Warum sollte der Schöpfer, da er der Seelen einmal ein Leben und Bewußtseyn verliehen, diese Kraft nicht auch stets wirksam erhalten können? Wenn er so manches lebloses Perpetuum Mobile, oder so viele immer bewegte Maschinen, (in den Sternen und Planeten) erschaffen: warum sollte er nicht auch ein Perpetuum Cogitans & Vivens, ein immer denkendes und lebendes Wesen, haben schaffen können? Oder, so wir uns ja nur auf die bloße Natur berufen wollen; wenn unsere Naturkündiger mit Recht annehmen, daß die kleinsten Urstoffen der Körper stets in einer wirklichen Bewegung sind, obgleich diese Bewegung im Ganzen nicht sichtbar ist: was könnte denn seyn, welches die innere stette Veränderung und Vorstellung einer lebensfähigen Seele unmöglicher machte, als die äußerliche stette Veränderung des Ortes in beweglichen Theilen? Man ist ja doch geneigt, allen und jeden Urstoffen der Materie ein inneres Leben zuzustehen: warum nicht auch der Seelen ein ihrem Wesen gemäßes?

§ 3.

Wie? wenn man aber auch mancherley Art und Weise zeigen kann, wodurch ein solcher Zustand der Seelen nach dem Tode möglich ist, so wird um so viel weniger an dessen Möglichkeit zu zweifeln seyn. Laß immer die Seele in diesem Leben von dem Körper und dessen

Werkzeugen abhängen: so ist doch erstlich eine Möglichkeit, daß ihre Kraft nachmals davon unabhängig werde. Wie viele Kräfte sind nicht, die zu ihrer Ausübung anfangs eines Werkzeuges und Mittels nöhtig haben, dessen sie hernach entbehren können? Noch siehet die Seele, in ihrer niedrigen Stuffe der Vollkommenheit, alles in dem Spiegel des Körpers, und muß sich mit bloßen Erscheinungen (Phænomenis) der Dinge, die der Eindruck in die Sinne giebt, behelfen. Aber, wie sie sich itzt doch ihren Körper, der ihr zum Spiegel dienet, unmittelbar, und nach allen kleinsten Theilen, vorstellet: so ist auch ein Zustand der Seelen möglich, da sie zu einem unmittelbaren und anschauendem Erkenntnisse anderer Dinge gelangen kann, und keines körperlichen Spiegels mehr bedarf.

Oder, soll ja die Kraft der Seelen immer in ihrer Ausübung abhängig bleiben: so kann man sich etwa gedenken, daß sie nach dem Leben, wenn sie in die Zahl der reinen Geister versetzt ist, alles in Gott sehe; wie Malebranche schon von dem itzigen Zustande behaupten wollen. Oder, man kann sagen, daß sie nicht so gänzlich von aller Materie entblößet werde, sondern einen eigenthümlichen feineren Körper behalte, worinn sie sich alles vorstellen werde; wie die Kirchenväter, sogar von den Engeln, gelehret, und in neuerer Zeit einige Weltweisen von der Seele gemuhtmaaßet haben. Man

kann

kann sagen: wenn auch die Seele aller wesentlichen Verbindung mit der Materie entblößet, in die etherische Gegenden versetzt würde, daß sie sich da ihrer selbst und der Dinge ausser sich, weit vollkommener, als in dem itzigen Leibe, bewust seyn könne.

Ich will einmal das letztere, als das natürlichste, setzen, nicht, als wenn ich diese Art unsers künftigen Lebens für die wirckliche hielte, sondern weil deren Möglichkeit am leichtesten zu begreifen ist. Die Seele, als eine einfache unvergängliche Substanz, bleibt in der Welt, wenn sie von den Banden der gröberen Materie befreyet worden; sie wird aber nunmehro mit lauter etherischen Theilchen umgeben: was würde alsdenn ihr Zustand seyn, wenn sie ja zu ihrem Bewustseyn, Denken, und Leben eines ferneren Spiegels benöhtiget ist? Ich antworte: sie muß in den etherischen Theilen, womit sie umgeben ist, als in einem weit hellerem Spiegel, alle Dinge, deren Veränderungen dadurch an sie kommen, weit vollkommener als in dem itzigen groben Körper sehen.

Wenn wir annehmen wollten, daß die etherischen oder Licht-Theilchen selbst, ausser der Kraft, welche sie in einander und in die groben Körper äußern, auch eine Kraft hätten, sich die Veränderungen, welche an sie kommen, mit einer Ueberlegung vorzustellen: so wäre kein Zweifel, daß sie sich ihrer selbst, und anderer Dinge ausser sich, noch weit vollkommener,

als unsere Seele itzt, bewust seyn würden. Denn es ist, so viel wir wissen, nichts feiners in der Welt, das alle übrige Materie so leicht durchdringt, aller Dinge Beschaffenheit so genau bildet und ausdruckt, alle Veränderungen so bald annimmt, und durch die schnellste Bewegung auf Millionen Meilen weit mittheilet, als der Ether oder das Licht. Hätten also jede Luft-Theilchen zugleich eine innere Vorstellungs-Kraft mit einer Ueberlegung: so würde ein jedes eine höhere Art von Seelen seyn, welcher von allen Orten die Beschaffenheit und Veränderung der Dinge, durch die benachbarten, aufs schleunigste mitgetheilet würde, und der folglich alle übrigen zum reinsten Spiegel dienten, worinn sie einen sehr großen Theil der Welt mit dessen Veränderungen sehr deutlich und geschwinde erkennen könnte. Was wäre denn unmögliches in derjenigen Vorstellung, da wir dergleichen Zustand auch von der abgeschiedenen Seele gedächten? und was brauchte sie denn eines groben Körpers oder der darinn erzeugten Lebensgeister zum Bewustseyn; da sie selbst Licht wäre, und in lauter Licht wohnete, worin ihr alles sichtbar würde?

Wir spühren schon in diesem Leben, daß die Seele an die äußerlichen groben Werkzeuge der Augen, Ohren und übrigen Gliedmaaßen in ihrer Vorstellung nicht gebunden ist; sondern, wenn in dem zartesten Gehirn, von inneren Ursachen, oder von der Einbildungskraft, einerley

nerley Veränderungen, wie sonst von aussen, entstehen, so hat sie eben die Vorstellung, als ob sie mit Augen sähe, mit Ohren hörte. Es liegt also nichts daran, durch welche Werkzeuge die Dinge in der Welt, und deren Veränderungen, der Seelen einen Eindruck geben; genug, wenn sie auf irgend eine Art, welche es auch sey, klar und deutlich an dieselbe kommen können: so wird sie, nach ihrer wesentlichen Kraft, alles vorstellen, und sich wenigstens eines Theils der ganzen Vorstellung bewust seyn können.

§ 4.

Es kann also die Möglichkeit eines fortdaurenden Lebens abgeschiedener Seelen, weder an sich, noch abseiten Gottes, oder der Natur und Verknüpfung der Dinge, oder auch der Seele selbst, einige Schwierigkeit haben, noch jemanden ungereimt und anstößig scheinen; wenn er überführt ist, daß die Seelen für sich bestehende einfache Substanzen sind, denen das Vermögen sich bewust zu seyn wesentlich ist. Dieses aber muß jedem, der nur auf sich selbst und seine eigene Empfindung achten will, so klar und überzeuglich seyn, als irgend eine Wahrheit seyn kann; wie ich oben schon ausführlich genug gezeigt habe. Ich halte es also unnöhtig, daß ich mich hier abermals mit solchen Leuten einlassen sollte, die nimmer in sich gehen wollen, sondern sich stets auffer sich

suchen, und sich dahero auch in dem körperlichen thierischen Wesen selbst verlieren.

Die Haupt-Frage ist nun übrig, was wir Menschen aus der Vernunft für zuverläßigen Grund haben, zu glauben, daß unsere Seele auch wirklich nach diesem Leben unsterblich seyn werde? Dieses ist eine Sache welche aus der bloßen Möglichkeit nicht nohtwendig fliesset, sondern auf unsere künftige Bestimmung ankommt. Wenn ein jedes der Lebendigen von dem Schöpfer zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt ist, und jedes Natur-Kräfte und deren Regeln mit seiner Art des Lebens, welcher es gewidmet ist, übereinstimmen: so läst sich auch aus unsern Natur-Kräften und deren Regeln schliessen, zu welcher Art des Lebens uns der Schöpfer bestimmet habe. Es ist aber vorhin mit mehren gezeigt worden, daß nach der Absicht des Schöpfers alle mögliche Lebendige haben seyn sollen; und daß so vielerley Lebendige möglich sind, als Arten des Lebens und der Glückseligkeit möglich waren; folglich auch ein jedes zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt sey. Es ist gezeigt worden daß jedes bestimmte Art des Lebens die Regel und den Grund in sich halte, wornach sich alles übrige in dem Körper und der Seelen eines jeden richtet; und daß dieses selbst bey den unvernünftigen Thieren nach der gröstten Weisheit und Güte zur Wirklichkeit gebracht sey, deren sinnliche

liche Werkzeuge so wohl, als Seelen-Kräfte, Triebe, Fertigkeiten und anerschaffene Künste, mit jedes Lebensart vollkommen übereinstimmen. Es ist folglich gezeigt worden, daß alles regelmäßige Bemühen der Natur-Kräfte in den Lebendigen, insonderheit der Seelen-Kräfte, gerade zu einem gewissen Ziele führe, daß nicht triegen kann; daß mithin eine solche Art des Lebens und der Glückseligkeit, welche darinn alleine Grund hat, jedem bestimmt sey, und zur Erfüllung kommen müsse.

Nun ist unter allen möglichen Arten des Lebens auch diejenige möglich, da eine Seele von einem sinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden geistlichen erhoben wird: und das regelmäßige Bemühen unserer Natur, insonderheit der Seelen-Kräfte, führet gerade und allein zu dieser Art des Lebens, als seinem äußersten Ziele. Demnach kann auch dieses Bemühen unserer Seelen-Kräfte nicht triegen, sondern solche Art des Lebens ist diejenige, wozu wir von dem Schöpfer bestimmet sind, und welche zur Erfüllung kommen muß.

§ 5.

Daß unter andern möglichen Arten des Lebens auch eine solche möglich sey, da eine Seele von einem unvollkommenern sinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geistlichen erhoben wird; solches ist kurz zuvor aus der Beschaffenheit unserer eigenen Seele gezeigt worden. Denn wenn sie, als eine ein-

fache unverweßliche Substanz, sich auch ausser dem groben Körper bewust seyn und also leben kann: so können ihre geistigen Kräfte ohne weitere Verdunkelung und Verwirrung von sinnlicher Vorstellung, und ohne falschen Reiz zu sinnlicher Neigung, in deutlichem und reinem Erkenntniß des inneren Wesens der Dinge, in Einsicht der Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung der Natur, und der darinn ausgedruckten Weisheit und Güte des Schöpfers, in Liebe und Lust zum Guten, in eigener Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit, beständig zunehmen, und dem unendlichen Geiste an Vollkommenheit immer ähnlicher werden, ohne ihm jemals gleich zu kommen. Wenn nun nach göttlichen Absichten, und nach den Regeln der Weisheit, alle mögliche Arten des Lebens in der Welt wirklich seyn müssen: so müssen auch solche Seelen wirklich in der Welt seyn, die von unvollkommenern Stuffen eines sinnlichen Lebens, immer zu höheren Vollkommenheiten in einem geistlichen Leben steigen.

Wenn wir aber auch an solche allgemeine Wahrheit nicht gedenken, und nur den Bemühungen unserer höheren Natur-Kräfte nachgehen: so müssen wir erkennen, daß sie gerade und allein zu diesem Ziele führen, und auf keine andere Weise beruhiget werden können. Wir haben es überhaupt mit allen Thieren und Lebendigen gemein, daß wir von Natur alle trachten glücklich zu leben. Welche Art der Glückseelig-

seligkeit aber unserer Natur gemäß sey, oder zu welcher uns der Urheber der Natur gebildet und bestimmet habe; das müssen unsere besonderen Natur-Kräfte und deren Regeln weisen. Jede Begierde glücklich zu werden richtet sich nohtwendig nach den Schranken der Vorstellung des Guten. So wenig als eine Begierde nach einem Guten entstehen kann, davon man gar keinen Begrif hat: so natürlich ist es auch dem Willen, das erkannte Gute wollen und verlangen. Setzet man nun Seelen, die nur von einer gewissen Art des Guten eine Vorstellung haben, so ist auch deren Verlangen und Bemühen dadurch eingeschränkt, ihre Begierde kann nicht weiter gehen, und sie sind durch ihre Natur bloß zu der Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt, welche aus dem Genusse solches vorgestellten Guten entstehen kann. Setzet man aber andere Seelen, deren Vorstellung vom Guten anders ist, oder weiter gehet; so muß auch ihre Begierde ein ander Ziel haben, und weiter gehen; folglich sind sie auch durch ihre Natur zu einer andern und höheren Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt.

Diesen Unterschied siehet man aus der vorhin weitläuftiger angestellten Vergleichung der Thiere und Menschen. Ein jedes Thier hat in der Seele seine eigene Art und sein eigen Maaß der Vorstellung, dadurch ihm dieses allein als Gut vorkommt, und alles übrige unbekannt oder gleichgültig bleibt; und so ist ein

jedes

jedes zu seiner Art des Lebens und der Glückseligkeit durch die Natur-Kräfte bestimmt. Jedoch kommen alle Thiere mit einander darinn überein, daß sie bloß vom sinnlichen und gegenwärtigen Guten eine Vorstellung haben, von einer größeren und vernünftigen Vollkommenheit, von einer längeren Daure des Lebens, von einer reineren und edleren Glückseligkeit, nichts wissen, noch dazu eine Fähigkeit, Verlangen oder Trieb bey sich verspühren. Sie sind demnach durch ihre Natur in unveränderliche Schranken eines sinnlichen gegenwärtigen Lebens eingeschlossen, vermögen und trachten nicht vollkommener oder glücklicher zu werden; erhalten ihres Leibes Nohtdurft, nach eingepflanztem Triebe, genieſſen sie mit Lust, und sind zufrieden; das höhere und zukünftige kommt nicht in ihre Gedanken, und macht also auch ihre Begierden nicht rege, noch ihr Gemüht unruhig; der Tod selbst überrascht sie, sie sterben ohne daß sie selbst wissen das ihr Leben ein Ende habe.

Der Mensch hingegen ist von Natur, durch die vernünftige Vorstellung seiner selbst und anderer Dinge, zu einem Vermögen und Verlangen nach einer höheren, reineren und dauerhafteren Vollkommenheit und Glückseligkeit, als er in diesem Leben erhalten kann, bestimmt. Es fliest nemlich natürlich und nohtwendig aus der Vernunft, die eine wesentliche Eigenschaft aller Menschen ist, daß ihre Gedanken durch

Ver-

Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, auf das Zukünftige geführet werden, daß sie eine Vorstellung von Zeit und Daure bekommen, daß sie voraus denken, und wenn sie sich selbst und ihr Leben nach der zukünftigen möglichen Daure betrachten, daß ihre angebohrne Begierde zum Leben sich so weit als ihre Vorstellung der zukünftigen Zeit gehet, das ist, bis ins Unendliche erstrecken muß. Es fliest natürlich und nohtwendig aus der Vernunft, daß alle Menschen sich durch ihre allgemeine und abgesonderte Begriffe noch immer eine höhere und reinere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit gedenken, als sie wirklich besitzen oder in diesem Leben erhalten können, und daß ihr Verlangen folglich mit dieser niedrigen und gemischten Glückseligkeit nimmer völlig befriediget wird, sondern der Vorstellung des größeren möglichen Guten ohne Aufhören folget. Kurz, der Menschen Begierden müssen sich, vermöge ihrer Verstandes-Kräfte, nohtwendig ins Unendliche, und über die Schranken dieses kurzen und unvollkommenen Lebens auslassen.

Man bemerkt daher, in Absicht auf den äußersten Zweck, mancherley wichtigen Unterschied zwischen den Thieren und uns. Die Thiere sind von Natur unvermögend vollkommener und glücklicher zu werden, als sie in diesem Leben sind und werden; wir aber werden selbst in diesem Leben immer vollkommener;

doch

doch nimmer so vollkommen und glücklich, als wir werden könnten. Die Thiere haben keine Vorstellung von einer höheren und dauerhafteren Glückseligkeit, als sie hier wirklich geniessen; wir aber können die Daure und Stuffe des Lebens und der Glückseligkeit bis ins Unendliche in unseren Gedanken vergrößern. Die Thiere sind bloß sinnlich, und einer sinnlichen Lust fähig; wir aber, als vernünftige Menschen, auch einer geistigen. Die Thiere denken nicht weiter als das Gegenwärtige; wir aber können und müssen uns auch das Zukünftige vorstellen. Die Thiere können durch die Stillung leiblicher Nohtdurft völlig befriediget werden; ein Mensch hergegen kann sich, mit aller Bemühung, weder in der sinnlichen noch vernünftigen Lust, wehrend dieses Lebens, Genügen thun. Die Thiere bezahlen der Natur ihre Schuld, ohne den herannahenden Tod vorher zu kennen oder zu fürchten, noch an ein ferneres und besseres Leben zu denken oder solches zu wünschen; der Mensch allein weis zum voraus daß er sterben muß, denkt mit Furcht an sein Ende, und kann nicht anders zufrieden sterben, als wenn er auf ein besseres Leben hoffet.

§ 6.

Weil dieses Sehnen der Menschen nach einem dauerhafteren und besseren Leben, als das gegenwärtige ist, aus den Kräften und Regeln unsers Verstandes und Willens natürlich entspringet,

springet, und dem Wesen unserer Seelen und deren Fähigkeit zu einer mehreren Vollkommenheit und Glückseligkeit, gemäß ist: so kann man es nicht unter die unnatürlichen Grillen, und süssen Träume der Menschen rechnen. Von diesen läst sich allemal zeigen, daß sie den Regeln unsers Verstandes und Willens, so wie dem Wesen und der Natur der Dinge entgegen laufen. Aber hat unser Wille, vermöge seiner Natur, eine Glückseligkeit zum Ziele seines Wunsches und Bemühens, und streckt er sich natürlicher Weise nach den Schranken der vernünftigen Vorstellung von möglicher Vollkommenheit und Glückseligkeit: so muß sich auch sein Verlangen, nach den Regeln unserer Natur, über das Ziel dieses zeitlichen Lebens, in eine glückseligere Ewigkeit erstrecken. Selbst die falschen und irdischen Begierden der Menschen zeigen, daß sie ins Unendliche gehen, und daß sie bloß darum fehlen und triegen, weil sie unsere zu höheren Dingen geschaffene Natur, mit endlichen und vergänglichen Dingen zu vergnügen gedenken.

Wir müssen also nohtwendig daraus schliessen, daß wir von dem Schöpfer zu solcher Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt sind, wozu uns das Bemühen unserer Natur nach eingepflanzten Regeln führet. Es ist uns so natürlich, voraus zu denken, und uns unsern künftigen Zustand auf eine ungemessene Länge vorzustellen, als es den Thieren natürlich ist,

sich

sich bloß an das Gegenwärtige zu halten: es ist uns eben so natürlich, daß wir immer vollkommener werden können und wollen, als es den Thieren natürlich ist, daß ihre Fähigkeit und Begierden in gewissen unveränderlichen Schranken der Vollkommenheit eingeschlossen sind: es ist uns eben so natürlich, daß wir uns, bey dem Begriffe von einer möglichen längeren und höheren Glückseligkeit, mit diesem kurzen Leben und dessen niedrigen und oft vergällten Lust, nicht begnügen, sondern ein besseres und dauerhafteres wünschen, als es den Thieren natürlich ist, daß sie mit der gegenwärtigen Ersättigung ihrer Nohtdurft und Triebe vollkommen zufrieden sind, und weiter nichts bedenken noch verlangen. Wenn nun dieses ganz offenbar ist, so ist unser natürliches Verlangen nach einem besseren und dauerhafteren Leben auch eben so wohl ein Reiz des Schöpfers zu unserer Bestimmung, als es bey den Thieren die blinden Triebe sind.

Kann man sich wohl vorstellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewissen Speise natürlich sey, und daß doch die Speise nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne ersättiget und das Leben erhalten werden? Daß ihnen ein Trieb zur Gattung mit dem weiblichen Geschlechte beywohne, und daß doch nichts als männliche Thiere wären, die ihre Brunst für sich nicht stillen könnten? Kann man sich einbilden, daß Vögel von Natur

einen

einen Drang bekommen haben, gegen den Winter sich einmühtig zu versammlen, und über alle Wolken in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land sey, wo sie ihr Leben fortsetzen und unterhalten könnten? Kann man sich gedenken, daß Wasser-Insecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zustandes, ein Verlangen nach der Luft haben sollten, und sich aus dem Wasser heraus begäben, wenn sie nicht, nach ihrer Verwandelung, in diesem Elemente aufs neue leben würden? Nein, die Stimme der Natur triegt nicht, sie ist ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jedes bestimmten Art des Lebens; sie ist ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Absichten. Wie könnte er denn seine vernünftigen Geschöpfe, durch ihre Natur, zu einer Vorstellung eines längeren und besseren Lebens, und zu einem Verlangen nach demselben, rege gemacht haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beschieden hat?

§ 7.

Alle Vorzüge, welche uns Menschen, durch die besondere Vorsehung Gottes, zugestanden sind, bestättigen dieses: weil sie uns bloß in Absicht auf ein zukünftiges geistiges Leben zu Statten kommen. Wären wir hingegen nicht zu einem besseren Leben nach diesem bestimmt, so würden sie uns alle umsonst, und vielmehr zu unserer Quaal gegeben seyn. Es ist aber nichts in der Natur umsonst; nichts ist beson-

ders den Lebendigen, selbst den unedleren, geschweige den edleren, als zu ihrem Wohl verliehen; und aller Nutzen, welcher in ihrem natürlichen Vermögen einzigen Grund hat, ist Gottes wirkliche Absicht. Dieses stimmet mit seiner Weisheit und Güte überein; das Gegentheil aber würde sie gänzlich aufheben.

Was hülfen uns deutliche Vorstellungen, was allgemeine und abgesonderte Begriffe von Dingen die nicht in die Sinne fallen, wenn sie uns nichts angingen, und wenn wir bloß für dieses sinnliche Leben gemacht wären? Sind wir aber zu einem geistigen Leben bestimmt, so legen diese Begriffe den Grund zu einer höheren Vollkommenheit. Wozu diente uns das Vorausseh̃en, oder die Vorstellung des zukünftigen Zustandes, als uns damit zu quälen, daß alles ganz gewiß bald ein Ende haben werde; und uns also auch das gegenwärtige Leben bitter zu machen? Sind wir aber für ein künftiges dauerhafteres Leben geschaffen, so ist uns die weite Aussicht in die entfernete Zeiten ein fröhliger Blick, der den Genuß des gegenwärtigen Guten durch die Hofnung einer unaufhörlich steigenden Vollkommenheit desto angenehmer macht, und alle Wiederwärtigkeiten, ja selbst die Furcht des Todes leicht überwinden hilft.

Was nützte uns Wahrheit und Wissenschaft zu einer solchen Zufriedenheit, als wir wünschen, da wir bey jedem kleinen Wachsthume in derselben nur desto mehr wahrnehmen, wie

wie vieles wir nicht wissen, oder uns mit desto mehreren Zweifeln beunruhigen; wenigstens unsere Begierde zu dem mannigfaltigem Erkenntnisse der Dinge in der Welt, und deren Gewißheit, in diesem Leben nimmer ersättigen können? Ist aber dieser Erdboden, dieses erste Haus, daß wir bewohnen, bloß eine Schule, darinn wir die Anfangs-Gründe der Wissenschaften fassen, um darnach zu höheren Dingen geführet zu werden: so leget dieses Erkenntniß den Grund zu einer weiteren Einsicht, und wir können uns in dem geringen Vorschmacke der Wahrheiten schon die süsse Vorstellung machen, wie wir dereinst im Reiche des Lichtes die ganze Natur und alle uns noch verborgene göttliche Geheimnisse mit erleuchtetern Augen beschauen werden.

Was haben wir in diesem Leben von unserer Weisheit für Vortheil zu unserer Glückseligkeit? Die unvernünftigen Thiere werden durch einen blinden Trieb viel sicherer zu diesem Zwecke geleitet; ob sie sich gleich weder eine deutliche Absicht vorsetzen, noch die besten Mittel dazu überlegen. Nichts kann zu jedes Art des Lebens klüger ausgedacht werden, als was sie durch angebohrne Fertigkeit meisterlich verrichten. Der Mensch hingegen lernet erst durch öftere Vergehungen, und durch zugezogenen Schaden, weise werden, wird es kaum mit dem Alter, wird es unvollkommen, und bekommt doch die zeitliche Glückseligkeit mit aller seiner

Weisheit nicht in seiner Macht; hat aber eben darum, weil er weise ist, viel Kummer, da er die Schwierigkeit, Gefahr und Ungewißheit voraus siehet, und an seiner eigenen Schwachheit, so wie an anderer Thorheit, Arglist und Bosheit vielfachen Eckel und Verdruß empfindet. Ist aber unser Ziel der Weisheit auf eine höhere Vollkommenheit, dazu kein blinder Trieb führen kann, auf ein göttliches Vergnügen, daß aus Einsicht der Wahrheit, und aus Uebereinstimmung der Handelungen entspringt, ja auf eine nähere Verbindung mit dem allerweisesten Wesen gerichtet: so müssen wir einmal die ersten Stuffen betreten, und in unsern Lehr- und Probe-Jahren durch Fehltritte immer klüger und gesetzter werden; daß wir zur hohen Schule der Weisheit geschickt seyn mögen, wo wir unser Gemüht mit reinerer Einsicht nach dem vollkommensten Muster der Weisheit bilden, und daran in ungestöhrter Lust ergötzen können. Inzwischen müssen wir alle Mittel ergreifen, welche Gott uns darbietet, dadurch wir uns aus dem Stande der Unvollkommenheit, zu einer wahren Vollkommenheit, die seinen Absichten gemäß ist, schwingen können.

§ 8.

Sind uns etwa Tugenden und Pflichten, deren wir uns vor den Thieren rühmen, zur Glückseligkeit ersprieslicher, wenn wir unsere Hofnung in die enge Schranken dieses sinnlichen

lichen Lebens beschliessen? Ich will der Tugend so wenig als der Weisheit alle gegenwärtige Süßigkeit und Belohnungen streitig machen. Aber unsere Tugend ist erstlich hier noch eben so unvollkommen, als unsere Weisheit. Die Bienen thun durch blinden Trieb, zu ihrer und des ganzen Stocks Erhaltung, ihr Amt und Pflicht weit genauer, als wir Menschen durch unsere Tugend. Und so sind alle Thiere in ihren Handelungen vollkommen Regelmäßig; der Mensch ist es allein, der noch von den Regeln seiner Pflicht abweichet. Wenn also unsere zeitliche Glückseligkeit von der Tugend abhängt, so wird sie dadurch auch nur unvollkommen erreicht werden. Allein es ist auch keine so genaue Verbindung zwischen der Tugend und zeitlichen Glückseligkeit, daß nicht ein Tugendhafter, durch Zufälle, oder selbst durch seine Tugend, unglücklich werden könnte; wenigstens sich eben daher, weil er Pflicht und Gewissen beobachtet, mancher Vortheile der Lust, der Ehre und des Wohlstandes berauben würde. Wenn nun nach diesem Leben nichts weiter zu hoffen ist, wie können wir denjenigen für glücklich halten, der für das Vaterland, der für den König seine Gesundheit, seine Güter, ja selbst sein Leben aufopferte; der Wort und Zusage mit seinem offenbaren Schaden hielte; der Zölle und Abgaben mit Kränkung seines Hausstandes redlich entrichtete; der den allgemeinen Nutzen seinem eigenen vorzöge; der

den Gesetzen mit Unlust und Mühe genauen Gehorsam leistete; der sich durch Zeugniß der Wahrheit gefährliche Feindschaft zuzöge? tausend anderer Fälle zu geschweigen? Ein solcher würde ja in der Zeit seiner Daure nicht das geringste Gute, sondern lauter Unlust und Schaden von seiner Tugend zu gewarten haben. Würden also nicht die meisten solche Tugend für einen leeren Ton, und triegliche Einbildung halten? Würden sie nicht eine kluge Eigennützigkeit, an deren Stelle, zur Regel ihrer Handelungen machen, und, jeder nach seinem Temperament, bloß sinnliche Lust, Bequemlichkeit, Pracht, Hoheit, Macht, Wohlstand und Reichthümer, durch erlaubte und unerlaubte Mittel, suchen, wenn sie sich nur dabey für Strafe und Schaden gesichert hielten? Allein, wenn der Mensch hauptsächlich Seele ist, wenn sich deren steigende Vollkommenheit bis in die Ewigkeit erstrecket, und dazu hier der Grund geleget werden muß; wenn wir künftig erst die rechten Früchte unserer Bemühung von unserem Schöpfer zu gewarten haben: so ist es keine Thorheit, daß wir die geringeren zeitlichen Vortheile einer dauerhafteren und höheren Glückseligkeit aufopfern.

Was soll ich endlich von der Religion sagen? Wäre es mit diesem Leben um uns gethan: so würde das Erkenntniß von Gott weder unsere innere noch äußere Glückseligkeit befördern, sondern vielmehr beyde stöhren. Denn wir

fünden in solcher Religion nur eine leere Betrachtung eines Wesens, das für uns viel zu hoch wäre, als daß wir jemals dazu gelangen könnten; ja wir hätten alsdann ein Bild von dem Schöpfer, das uns nohtwendig Unruhe und Wiederwillen erwecken müste. Wozu hätte er uns allein vor allen andern Thieren ein Vermögen gegeben, mit unsern Gedanken bis zu ihm zu dringen; wozu hätte er uns allein eine Fähigkeit verliehen, der Seele nach, immer vollkommener zu werden; wozu hätte er uns allein eine Vorstellung des Zukünftigen, und ein Verlangen nach einem unendlich glücklichern Leben eingeprägt; wenn er uns doch den Genuß alles dessen hätte versagen wollen? Würden wir ein solches Wesen als weise und gütig verehren können, daß uns zu unserer Quaal ein Gutes erkennen liesse, das wir nicht erhalten könnten oder sollten? Würden wir nicht die Thiere in ihrer zufriedenen Unwissenheit von einem höheren Wesen und vollkommenern Zustande, in ihrer gesättigten sinnlichen Lust, und in ihrer vergnügten Niedrigkeit, viel glücklicher preisen?

Wie könnte uns auch solch Erkenntniß, und solche Verehrung Gottes, in dem gegenwärtigen Leben äußerlich glücklich machen, da Frömmigkeit und Glück keine nohtwendige Verbindung mit einander haben, sondern Lasterhafte und Gottlose, bey menschlicher Klugheit und günstigen Umständen, ihre Boßheit oft gelingen

sehen, und prächtig, geehrt, reich, gesund, und fröhlig leben; die Frommen hergegen, vielmals eben darum weil sie sich nach göttlicher Vorschrift richten, statt der Güter dieses Lebens, lauter Verdruß und Jammer zum Lohn bekommen? Wird denn das Betragen der Menschen gegen ihren Schöpfer weder hier, noch in einem zukünftigen Leben nach Recht und Güte vergolten: so ist die Religion gar umsonst, und hat in keine Glückseligkeit der Menschen einen Einfluß: so wird die Hochachtung für Gottes thätige Vollkommenheit und Weisheit, die Liebe zu seiner unendlichen Güte, das Vertrauen zu seiner gnädigen Vorsehung, das Gebet um seinen Beystand und Hülfe, die Dankbarkeit für das erhaltene Gute, der willige Gehorsam gegen seine aufmerksame Regierung, die Hofnung auf seine künftige Vergütung, und die Furcht für seine gerechte Ahndung, gänzlich aufgehoben werden.

Wenn hergegen die Seele zur Unsterblichkeit im Reiche der Geister bestimmt ist, wenn sie da einen näheren Zutritt zu dem unendlichen Geiste haben wird, und von dem nach der Beschaffenheit ihres Betragens in der Welt wird angesehen werden: so giebt die Religion einen verehrungswürdigen Begrif von Gott, seinen Vollkommenheiten, seiner Absicht und Regierung über die Menschen; so bewegt sie uns, dem großen Zwecke des Urhebers unserer Natur nachzugehen, und in dem Vorschmacke einer

ner niedrigern, gemischten, und zeitlichen Glückseligkeit, eine höhere, reinere und ewige zu hoffen.

§ 9.

Welches von beyden haben wir denn aus unsern Vorzügen vor den Thieren, nach göttlicher Vollkommenheit, Weisheit und Güte, zu schliessen? Gesetzt, wir wären, wie die Thiere, bloß für dieses Leben geschaffen; so kämen doch die Thiere in diesem Leben durch niedrige Kräfte zu so großer Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit, als nach ihrem Wesen möglich war; wir hergegen erreichten mit viel höherem Vermögen nicht den tausendsten Theil der Vollkommenheit, die unserer Natur gemäß ist, und wozu wir fähig sind; wir hätten Vorzüge, die uns zu diesem sinnlichen und zeitlichen Leben nur unnütze, ja an unserer Zufriedenheit mit einem solchen Leben, und mithin an unserer ganzen Glückseligkeit nur hinderlich wären. So würde der Schöpfer bey allen und jeden, auch den geringsten Thieren, Weisheit und Güte, bey uns keines von beyden bewiesen haben, so ferne er theils überflüßige, theils hinderliche Mittel der Glückseligkeit bey uns angewandt hätte.

Man stelle sich vor, daß ein großer Herr Knaben von besonderer Fähigkeit aussuchte und erziehen liesse: sie fingen nach seiner Vorschrift an, Sprachen und Geschichte alter und neuerer Zeiten zu lernen, die Gründe der Weltweis-

heit, Mathematik und Naturlehre zu treiben, die Rechte, die Staatskunst, die Finanzen zu begreifen. Kaum hätten sie einen Geschmack an allen bekommen: so würde der eine dem Schuster- der andere dem Schneider-Handwerke gewidmet, der dritte würde bey einem Schäfer gethan, der vierte müste ein Matrose werden. Was würde man von solcher Verordnung und von der Weisheit und Güte des Herren denken? Würde man nicht sagen: wenn die Kinder zu nichts anders bestimmt waren, so hätten schlechtere Köpfe dazu genommen werden mögen? Was hilft diesen ihre Fähigkeit und ihre Wissenschaft zu so schlechter Lebensart? Vielmehr sind diese weitersehende Schuster, Schneider, Schäfer und Matrosen nur durch solche Anweisung bey ihrem Stande unzufrieden und unglücklich gemacht. Dieses wäre aber gerade der Fall mit uns Menschen, wenn wir mit unserer besonderen Fähigkeit und mit dem Vorschmack an höheren Dingen, zu nichts als einem thierischen Leben bestimmet wären. Läst sich nun jene Erziehung der fähigsten Köpfe, von eines vernünftigen und gütigen Regenten Verordnung nicht gedenken; so kann die Bestimmung der Menschen bey ihrem vorzüglichen Natur-Gaben, zu einem bloß thierischen Leben, noch viel weniger von dem großen Schöpfer gedacht werden, ohne seiner Weisheit und Güte zu nahe zu treten.

Würden

Würden wir Gott nicht auch besonders in dem hauptsächlichsten Vorzuge der Menschen, welcher das Erkenntniß der Religion betrift, als unbarmherzig und grausam darstellen, wenn wir zu keiner näheren und dauerhafteren Verbindung mit ihm gelangen sollten. Die unvernünftigen Thiere sind wie die Fündlinge in einem Wayfen-Hause: die wissen nicht wie sie in die Welt kommen sind, kennen keinen Vater, können sich also auch keine Gedanken zum künftigen Antheil an irgend einige Güter in den Sinn kommen lassen; unterdessen haben sie ihre Nohtdurft, und sind bey ihrer Lebensart fröhlich und vergnügt. Gesetzt, ein vornehmer Herr hätte ein Kind darunter; das würde zweifelsohne, in der Unwissenheit von seinem Vater, ganz wohl zufrieden seyn, wenn es gleich nur zu einer schlechten Lebensart bestimmet wäre. Nun aber giebt sich der Fürst dem Kinde zu erkennen, und läst ihm einen Begriff von seinem hohen Stande und seiner Glückseligkeit beybringen. Muß da nicht das Kind natürlicher Weise ein Verlangen bekommen ihn zu sehen, und sich Hofnung zu einer höheren Glückseligkeit machen, als wie seine Gefehrten sich machen können? Aber nein; es soll nimmer vor ihn kommen, es soll an der großen Herrlichkeit nicht den geringsten Antheil haben, es soll sein Lebelang im Staube kriechen. Kann ein solch Vater-Herz seyn, daß sich seinem Kinde als Vater offenbaret, nur damit es sich nicht

väterlich beweise, damit es sein Kind quäle? Und wenn es möglich wäre, was würde unbarmherzigers und grausamers seyn können?

Sehet! die Thiere wissen auch nicht, wer sie erschaffen hat oder ernähret; sie haben keinen Begrif von dem Urheber ihres Wesens, noch Empfindung von seiner Güte, oder Verlangen sich ihm zu nähern; und Gott macht sich doch ein Vergnügen daraus, allerley Lebendigen, die ihn nicht erkennen, noch ihm danken können, mit Wohlgefallen, ihrer Natur gemäß, zu sättigen. Uns Menschen aber giebt er sich allein als unser Schöpfer zu erkennen; er offenbaret uns seine Vollkommenheiten in dem Spiegel seiner Natur, er hat uns sein Bild und seine Aehnlichkeit eingeprägt, und unser Verlangen nach einem göttlichen Leben gereitzet. Wer kann sich ihn dabey so unbarmherzig gedenken, daß er diese höhere Einsicht und Begierde bloß zu unserer Betrübniß und Quaal bey uns erwecket habe? Hätte er sich denn nur darum zu erkennen gegeben, damit er sich uns auf ewig entziehen mögte? Hätte er uns nur deswegen höhere Güter von ferne gezeigt, damit wir wüsten daß sie uns versagt seyn sollen? Hätte er unsere Sehnsucht zu einem besseren und dauerhafteren Leben nur zu dem Ende erregt, damit uns die Verzweifelung an demselben auch das gegenwärtige Leben vergällen mögte? Nein: wir haben gar zu viel Beweise von Gottes väterlichen Liebe und Güte gegen uns: er würde

sich

sich uns ganz gewiß nicht zu erkennen gegeben haben, wenn wir nicht an seinen unvergänglichen Gütern einen näheren Antheil haben sollten.

§ 10.

Wir müsten auch der Gerechtigkeit Gottes zu nahe treten, wenn wir nicht glaubten, daß er tugendhafte und fromme Menschen, die in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge, aus Vertrauen und Gehorsam gegen ihn, allerley Wiederwärtigkeit und Elend ausgestanden, in einem besseren Leben, für ihre Treue mit desto milderer Gnade ansehen, und dagegen boßhafte Freveler, welche so vielen Neben-Menschen Drangsal und Herzeleid angethan, und dennoch wohl gelebt, dereinst nach Verdienst züchtigen würde. Denn es ist einmal gewiß, daß das Natur-Gesetze Gottes Gesetz, Vorschrift und Wille ist: es ist unleugbar, daß Gott, nach seiner Allwissenheit und Vorsehung aller Menschen Betragen aufs genauste erkennet. So kann es ihm denn auch nicht gleichgültig seyn, ob sie sich seinem Willen gemäß bezeigen, oder demselben wiederstreben; vielweniger kann es seine Absicht seyn, daß die gehorsamen und unschuldigen in ihrer ganzen Daure mit lauter Elend, die Ungehorsamen mit Wohlleben belohnet werden sollten. Solche wiedrige Verknüpfung des Bösen mit guten Handelungen, und des Guten mit bösen Handelungen, könnte keinen Bewegungsgrund zur

Tugend

Tugend und Frömmigkeit oder zur Ausübung göttlicher Gebote geben; sondern würde die Menschen nohtwendig dahin bringen, daß sie sich an die göttliche Vorschrift nicht kehrten. Sie wäre also wieder die Regeln der Weisheit, weil sie ein Mittel wäre das dem göttlichen Zweck und Willen entgegen liefe. Sie würde aber auch den Regeln der Liebe widersprechen, weil sie vielmehr die Wirkungen des Hasses auf die Guten, und die Wirkungen der Liebe auf die Bösen würfe. Und dadurch würde die göttliche Regierung über die Menschen ganz verkehrt, unbillig und ungerecht gemacht.

Da nun doch dergleichen wiedrige Begebenheiten wirklich in diesem Leben nicht selten entstehen: so könnte Gottes Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen, nicht gerettet werden, wenn kein anderes Leben wäre, worinn diese Disharmonie aufgelöset, und als in dem letzten Auftritt der Schaubühne, die gekränkte Unschuld gekrönet, die tobende Bosheit gestraft würde. Wer kann denn von dem höchsten Wesen, und von seiner Vollkommenheit anders gedenken, als daß er diese Schicksale nur aus besondern Ursachen auf eine kurze Zeit zugelassen und verhängt habe, gleichwie er das Gewitter auch über die gute Saat, Sonnenschein auch über das Unkraut ergehen lässet. Es muß aber eine Zeit kommen, da das gute Betragen der Menschen, gleich als ein

guter

guter Saame, desto reichere Frucht und Ernte gewehret, und das Böse, wie das Unkraut, erstücket und vertilgt wird. Es muß ein ander Leben erfolgen, da die durch manche Versuchung bewehrte Treue der Frommen sie zu ihrer rechten Vollkommenheit und zum vollen Genuß ihrer Früchte bringen, sodann aber auch von den Lasterhaften durch die Folge und Vergeltung ihrer Bosheit unterscheiden wird. Alles unser vorzügliches Vermögen gedeyet in diesem Leben noch zu keiner Reife, alles bereitet sich nur zu einem künftigen vollkommern Zustande: wie könnten wir denn hier schon die reifen Früchte unsers Bemühens ernten?

§ 11.

Es ist nur ein sehr seichter Trost, damit ein Atheist die Menschen in solchem Falle gegen die Sterblichkeit aufzurichten sucht: als ob die Tugend sich selbst schon in diesem Leben eine genugsame Belohnung für alle Wiederwärtigkeiten gäbe. Alle menschliche Tugend ist sehr unvollkommen, und kann daher für sich selbst keinen völligen Selbstgefallen oder ungestöhrte Gemühts-Ruhe wirken, zumal solche, die gegen das gehäufte Unglück Stand hielte. Aber eine Tugend ohne Religion, (wo sie anders alsdenn noch den Namen der Tugend verdienet,) ist gewiß von der niedrigsten Art, und nichts als eine feinere Eigenliebe, die ihre Lust an gewissen natürlichen, zuweilen auch nur jedes Einbildung und Eigensinn gemäßen Handelungen

gen findet. Wenn nun die menschliche Natur auch für leibliche Schmerzen, Krankheiten, Beschimpfung, Mangel der Nohtdurft, Beraubung der Freyheit, Treulosigkeit vermeynter Freunde, und tausend andere Unfälle, die wir nicht in der Macht haben, empfindlich ist: so giebt es einem Menschen wieder so vielen Verdruß, der die Seele von aussen bestürmen kann, nur ein ohnmächtiges Gegengewicht, daß er sich selbst in seinen Handelungen gefällt. Vieles kann der Mensch erleichtern und überwinden, wenn er auf einen besseren Zustand Hofnung hat; aber wer sich selbst, gegen die Natur, diese Hofnung versagt, dem ist es auch bey den besten Tagen schrecklich zu gedenken, daß er bald aufhören wird zu seyn, geschweige wenn er auch in der kurzen Zeit seiner Daure nichts als Elend, Noht und Verdruß empfinden soll.

Wir Menschen sind viel zu unvollkommen, schwach, abhängig und empfindlich, als daß wir uns lediglich an uns selbst halten, und unser Vergnügen, Lust und Glückseligkeit allein in unser eigenen Macht und unserm Willkühr haben könnten. Hergegen sehen unsere Begriffe und Begierden viel zu weit und hoch hinaus, als daß wir unsere Natur mit der gegenwärtigen inneren und äußeren Unvollkommenheit, oder mit einer so kurzen und oft vergällten Lust zufrieden stellen könnten. Der allein kann sich beruhigen, der im Erkenntniß seiner

Ab-

Abhängigkeit von dem weisesten und gütigsten Regenten der ganzen Welt, gelassene Zuversicht auf die Vorsehung schöpft; der seines Schöpfers Vorschriften und Absichten, so viel in seinem Vermögen ist, treulich und emsig folget; und in dem fröhligen Genusse des gegenwärtigen Guten, seine Hofnung nach einer künftigen unendlich größeren und dauerhafteren Vollkommenheit und Glückseligkeit, als dem wahren Ziele seiner Bestimmung, strecket.

§ 12.

Wenn ein Atheist auch keinen andern Irthum hegte, als daß er sich alle Hofnung eines ferneren Lebens abschneidet, so wäre der allein genug, ihn schon in diesem Leben mißvergnügt und unglücklich zu machen. Er kann sich, nach seiner Natur, das bevorstehende Ende nicht aus dem Sinne schlagen, und die täglichen Sterbfälle anderer Menschen, selbst seiner Gesellen, erinnern ihn fleißig daran. Die eingepflanzte Liebe zum Leben macht ihm also den Tod zum schrecklichsten Bilde, das ihn allenthalben begleitet, und alle seine gegenwärtige Lust stöhret. Je älter er wird, desto mehr nimmt die fürchterliche Vorstellung zu, und ihm bleibt nichts als Verzweifelung übrig. Allein wir mögen ihn auch nach allem seinen übrigen Denken und Thun im ganzen Leben betrachten: so finden wir lauter Ursache sein Elend zu beklagen, und hergegen die Religion,

auch wegen des wichtigen Einflusses in unsere zeitliche Glückseligkeit hoch zu schätzen.

Hat und braucht ein Atheist einigen Verstand: so ist nicht möglich, daß er sich mit irgend einem Lehrgebäude der Atheisterey beruhigen könne. Denn wie mag er doch in seinen unendlichen Reihen von vergangenen Geburten und Veränderungen, die er nicht absehen kann oder will, klares Licht und Erkenntniß finden? Oder welche Kraft ist in der Welt und Natur, welche lebendige Thiere hervor bringen könne? Was enthält ein wüstes Ohngefehr für verständlichen Grund der Dinge, und was für eine Regel, daraus Ordnung und Uebereinstimmung zu erklären stünde? Wie kann ihm eine unbedingte Nohtwendigkeit, die er vor aller Möglichkeit der Dinge, und also selbst vor ihrem Wesen, willkührlich annimmt, zur Ursache genug seyn? oder warum stellt er sich das als ewig und selbständig vor, was von Ewigkeit seiner Wirklichkeit nicht genossen, und in Ewigkeit nicht geniessen wird? Wie will er dasjenige, was in seiner eigenen Seele vorgehet, aus mechanischen Gesetzen der Materie begreiflich machen, oder was ihm sein inneres Bewustseyn überzeuglich sagt, verleugnen? Es fehlt ihm an aller derjenigen Klarheit und Deutlichkeit, die eine zuverläßige Einsicht von der Richtigkeit seiner Meynung geben kann: und je wichtiger die Sache ist, welche er gegen das allgemeine auch der vernünftigsten Leute, Urtheil ver-

verwirft, desto zweifelhafter und unruhiger tapt er in seinem finsteren Irgarten herum.

Allein was muß auch nicht vor Verwirrung, Streit und Vorwurf in seinem Gemühte entstehen, wenn er hier wieder eben dieselben Regeln denkt, wonach er sonst aller übrigen Dinge Wahrheit und Falschheit bestimmet? Wo wird er sonst in seinem Forschen der Dinge zufrieden seyn, wenn man ihn ins Unendliche verweiset, die Antwort nur verschiebt, und seine Frage nimmer auflöset? Nun will er doch den Ursprung der Geburten, in unendlichen Reihen der Vorfahren, das ist, in keinem Ursprunge, in Nichts gefunden haben. Sonst erkennet er alles für endlich, dem sich noch etwas in seiner Art hinzufügen läst. Hier soll die Anzahl der vormals Lebenden unendlich seyn, ob sie gleich täglich durch neue Geburten vermehret wird.

Will er den Ursprung der Menschen und Thiere gelten lassen, aber seine Zuflucht zu einem Ohngefehr nehmen: so urtheilet er abermals wieder sich selbst. Er verwirft sonst leere Töne, und fordert in den Ursachen natürlicher Begebenheiten, daß sie völligen Grund in sich halten sollen, woraus die Wirkung verständlich zu erklären ist. Hier soll ein bloßer Zufall, eine wilde Gährung in einem todten untauglichen Schlamm, eine Ursache von dem künstlichen Bau der thierischen Leiber, von ihrem Leben, von der Empfindung, vom Ver-

stande und freyen Willen, ja von angebohrnen Künsten seyn. Er nimmt in seinem Zufall Regeln an, die der Ordnung und Uebereinstimmung in dem Mannigfaltigen gerade widersprechen. Er erkennet, daß itzo keine Kraft in der Welt ist, welche von ohngefehr lebendige Thiere, ohne Mutter, erzeugte. Doch soll die Natur solches vorzeiten vielmal gethan haben. Sie soll alt, unvermögend und unfruchtbar geworden seyn, da sie doch in seinen Gedanken ein ewiges, nohtwendiges, selbständiges Wesen ist.

Wie kann er aber sonst eine blinde Nohtwendigkeit der Dinge, ohne Wiederspruch, ergreifen? Er erkennt die körperliche Welt als leblos. Wenn es ihr denn, vermöge dessen, einerley ist, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so oder anders ist: wie soll ihr wirkliches Daseyn, und ihre bestimmte Beschaffenheit, in ihrem eigenen Wesen nohtwendigen Grund haben? Er kann nichts in der leblosen Welt und Natur selbst finden, womit alles übereinstimmen könnte, und sie ist also keiner inneren, eigenen Vollkommenheit fähig: wie kann sie denn das allervollkommenste Wesen seyn? Er kann sich keine leblose Maschine gedenken, wo sie nicht von einem Werkmeister um der Lebendigen willen hervorgebracht ist: warum will er denn die Welt-Maschine ohne Urheber und Absicht gedenken? Das sind Wiedersprüche, die kein vernünftiger Mensch in seinen Gedanken zusammen

sammen reimen, und dabey er einer zuverläßigen Gemühts-Ruhe genieſſen kann.

§ 13.

Soll denn die liebe Natur sein Abgott werden: wie will er sich selbst antworten, wem sie von Ewigkeit zu Ewigkeit arbeitet, da sie ohne Leben, Empfindung und Verstand ist? Warum müste das die erste, selbständige Kraft seyn, die ewiglich für sich selbst verborgen und ein Nichts bliebe? Sind alle Kräfte und Wirkungen in einer stetten Reihe von einander abhängig: wie soll denn endlich alles von Nichts abhängen? Setzet die Wirkung und Uebereinstimmung in dem Laufe der Natur eine gewisse Stellung der Dinge voraus, ehe sie diese übereinstimmende Wirkung hervorbringen können: muß denn nicht etwas vor der Natur gedacht werden, welches die Dinge mit ihrer Natur geschaffen, und jedem seinen Ort und seine Stelle zur übereinstimmenden Wirkung angewiesen? Wenn ein jedes Ding beweglich, und also sein Ort veränderlich und nicht nohtwendig ist: wie kann denn die Naturkraft und deren Uebereinstimmung, die von dem Orte abhängt, nohtwendig seyn? und warum könnte nicht eben diese Natur, nach eben denselben Regeln der Kräfte, in einer andern Ordnung und Verbindung, wieder sich selbst wüten? Wenn es Mißgeburten giebt, die natürlich entstehen: sind denn nicht Regeln der Kräfte, oder eine Verbindung der Theile möglich, die das

Gegentheil von wohlgestallten Geburten hervorbringen können? Wenn die mechanischen Regeln der Bewegungs-Kräfte in dem Wesen jedes Dinges oder in dem Ganzen nohtwendigen Grund hätten: woher läst sich denn keine einzige geometrisch beweisen, wo man nicht etwas willkührliches voraussetzet? Wie wird doch ein Atheist sich selbst darauf, ohne inneren Zweifel, Wiederspruch und Verwirrung antworten?

Sonst, wenn wir ein Werk sehen, das mit einem Zwecke oder Nutzen vollkommen übereinstimmet: so schliessen wir, daß es einen verständigen Urheber habe, und daß dessen Absicht dahin gehe, womit die Sache übereinstimmet. Hier aber soll die vollkommenste Uebereinstimmung der Dinge mit dem Nutzen der Lebendigen, ohne Urheber, ohne Absicht seyn. Die unvollkommenen Denkbilder von einem kleinen Theile der Natur sind bey dem Atheisten Verstand, Wissenschaft, Weisheit: und das vollkommenste Urbild in der wirklichen Welt, wodurch er klug geworden ist, woraus er alles gelernet hat, wovon er den millionstausendsten Theil mit allem Witze nicht erforschen oder ergründen kann, soll ohne Verstand, Weisheit und Absicht seyn was es ist. Er schliesset täglich in natürlichen Dingen aus dem Grunde der Absicht und des Nutzens, daß dieses oder jenes seyn, daß es so und nicht anders seyn müsse; dennoch leugnet er eben den

Grund-

Grundsatz, woraus er alles geschlossen, daß es Absichten gebe, daß nichts in der Natur umsonst sey. Er betrachtet die Werke der Natur, nach ihrer Einrichtung, Ordnung, Kraft, Wirkung und Uebereinstimmung, nicht ohne Vergnügen und Bewunderung; dennoch soll das was seinen Verstand so sehr ergötzet, und wonach er seinen Verstand bildet, ohne allen Verstand und Einsicht gemacht seyn. Er beschauet seines eigenen Leibes künstlichen Bau, und sieht, daß darinn nicht das geringste, kein Knöchlein, keine Sehne, Ader, Drüse, Haut, kein Mäußlein, kein Gefäß umsonst sey; er spühret und geniesset alle Augenblick den Nutzen davon; und doch zweifelt er, ob das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, Mund, Magen und Gedärme zum Essen und Verdäuen gebildet sind. Er erstaunet über der unvernünftigen Thiere angebohrne Fertigkeiten und Künste, darinn sie ohne eigene Erfindung ohne Erfahrung und Unterricht, aufs vollenkommenste, zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung, handeln. Was denkt er denn doch: woher kommt diesen solche Weisheit? soll auch Kunst, und deren Anwendung zum Nutzen, nicht mehr aus Verstand und Absicht fliessen?

Sage ein jeder, ob sich ein Mensch, der Verstand braucht, nach den Regeln, die er sonst im Denken zum Grunde legt, Genüge thun, und sein Gemüht beruhigen kann, wenn er Gott und göttliche Absichten aufhebt; und ob

er nicht vielmehr in tausendfältigen Wiederspruch und Verwirrung gerahten, ja von jedes Dinges Betrachtung, wegen seiner Blindheit des Verstandes, oder vielmehr wegen seiner Verstockung innerlich beschämt und bestraft werden müsse. Kann er sich die Augen, gegen klare, offenbare, und jedem einleuchtende Wahrheiten, mit dem lockeren Hirngespinste eines künstlich ergrübelten Systems, so verschliessen, daß er nicht den Strahl des göttlichen Lichtes zu seinem Schrecken und zu seiner inneren Beunruhigung öfters empfinden sollte?

§ 14.

Ich brauche es übrigens solchen Atheisten, die sich bloß durch übertriebene Spitzfindigkeit im Denken verirret haben, nicht vorzuhalten, daß sie den natürlichen Neigungen und Begierden der menschlichen Natur entgegen handeln. Sie wissen es selbst, sie fühlen ihre Abweichung von dem Wege der Glückseligkeit, sie beklagen ihren Zustand, sie wünschen oft mit Wehmuht von denjenigen Wahrheiten überführt zu seyn, welche ihnen eine Ruhe der Seelen, die ihre Natur verlangt, von ferne zeigen.

Alles vernünftige Vergnügen der Menschen, entstehet aus dem anschauenden Erkenntniß der Vollkommenheit, sowohl in den Dingen ausser uns, als in uns selbst. Je mehr also einer Vollkommenheit in den Dingen ausser sich erkennet, und in sich selbst hervorbringet und siehet,

siehet, desto vergnügter und glücklicher ist er. Hergegen, wer diese Vollkommenheit nicht erkennet, sondern vielmehr lauter Unvollkommenheiten ausser und in sich wahrzunehmen vermeynet, der beraubt sich nicht allein vieles Vergnügens, sondern macht sich auch durch seine verkehrte Vorstellung lauter verdriesliche und betrübende Gedanken. Ein Atheiste räumt erstlich das Urbild aller Vollkommenheit, die ewige Quelle alles Lebens und Verstandes, aller Weisheit und Güte, aus seinen Gedanken weg, und setzet davor eine ewig todte Materie, die keine innere Vollkommenheit hat noch haben kann, die ihres Daseyns selbst nimmer geniesset, und einer blinden Nohtwendigkeit unterworfen ist. Er mag denn nun auch in der Welt und Natur betrachten, was er will, so bleibt ihm doch das Vergnügende durch seinen Wahn verborgen. Ich beziehe mich auf deren Empfindung, welche jemals in den Werken der Natur eine verständige Ordnung, Uebereinstimmung und Absicht bemerket, und durch die daraus erkannte unendliche Kunst, Weisheit, Vorsehung und Güte des Schöpfers, von süsser Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen denselben gerühret sind. Die werden sich am lebhaftesten vorstellen können, was sich ein Atheist für einen großen Theil des menschlichen Vergnügens abschneide, da es ihm nach seinen Grundsätzen unmöglich ist, die Dinge aus ei-

nem solchen Gesichtspuncte zu betrachten. Und wenn ihm ja wieder seinen Willen ein Strahl der göttlichen Weisheit aus diesem Spiegel einleuchtet, so kann er ihn nicht anders als zu seiner Verwirrung und Beschämung empfinden. Sonst sieht er in diesem unermeßlichen Raume nichts als ein wildes Schicksal, das ohne Verstand und Absicht, über eine todte Materie blindlings tyranniſiret, theilet, mischt, bildet, zernichtet, wie es fällt. Ja er befleißiget sich, lauter Unordnung und Unvollkommenheit in der Welt zu entdecken, und alles als wüste, verkehrt, heßlich und scheußlich anzusehen.

Er betrachtet sich selbst, gegen seine innere Empfindung und Bewustseyn, als einen bloßen Klumpen Materie, und zernichtet sein wahres Ich, seine Seele, in seinen eigenen Gedanken. Er sieht sich in dem nohtwendigen Laufe der Dinge auf eine kurze Zeit belebt, um bald wieder zu vergehen. Wenn andere sich noch unterdessen mit sinnlicher Lust zu ergötzen suchen, so speiset er sich mit trockenen und unnatürlichen Grillen, die weder Körper noch Geist ermuntern, sondern vielmehr beyde nieder schlagen. Er empfindet keine freudige Dankbarkeit gegen den Geber des Guten, keine getroste Hofnung auf das Zukünftige, keine Zuversicht zu einer gnädigen Obhut, keine gelassene Ergebung in eine weise Führung. Unter vielen Klagen über das Böse, über die Nichtigkeit des Lebens, und

über

über das Schicksal, ist sein einziger Trost, ich muß; und so sieht er sich durch den schnellen Strohm der Zeit in den Abgrund einer ewigen Vernichtung hineingerissen.

§ 15.

Sind aber diejenigen besser daran, welche, ohne einen Gott zu erkennen, und ohne vieles Nachdenken, blindlings der sinnlichen Lust nachjagen? Ich halte nicht. Indem sie sich des Gebrauchs ihrer Gemühtskräfte entäußern, an Wahrheit, Wissenschaft und Einsicht keinen Geschmack haben, und von keinem vernünftigen Vergnügen wissen: so handeln sie ihrer Natur entgegen, und berauben sich des edelsten Theils der menschlichen Glückseligkeit. Ihr Verstand ist eine Wüsteney voll grober Unwissenheit und Dumheit, die keinen Selbstgefallen, sondern Schaam, Ungewißheit, Zweifel, Unschlüßigkeit, lange Weile, Furcht und Reue hervorbringen. Selbst die sinnliche Lust wird von solchen Leuten durch keinen Verstand, Witz, und Wohlstand erhöhet und geschärfet, sondern es wird bloß ein grober Kitzel mit stumpfen und betäubten Sinnen in ein Paar Gliedmaßen empfunden. Weil sie auch den Zucker des Lebens zur täglichen Kost und zur Sättigung gebrauchen: so hört er eben darum auf süß zu schmecken und gedeyet zum Ekel. Sie genieſſen also in der That auch der gröberen sinnlichen Lust in weit geringerer Maaße, als diejenigen, welche sie seltener und mäßiger, zur

Noht-

Nohtdurft, und zur Erquickung von nützlicher Arbeit, gebrauchen, und zugleich mit Verstand, Witz und vernünftigem Gespräche würzen. Weil sie hergegen Sclaven ihres Affects sind, und auf ihre Natur und ihren Wohlstand mit übertriebener Ausschweiffung einstürmen: so schwächen sie ihre Leibes- und Gemühts-Kräfte vor der Zeit, ziehen sich die empfindlichsten Schmerzen und Krankheiten zu, erschöpfen ihr Vermögen, zerrütten ihr Hauswesen, setzen sich in Verachtung, Haß und Abscheu aller ehrlichen Leute. Bald verläst sie die Wollust ganz, und ihre Freude nimmt ein klägliches Ende.

§ 16.

Allein von solchen unglückseligen Mittelthieren zwischen Vieh und Menschen braucht es nicht weiter Vorstellung zu machen. Sehet mir aber einen witzigen Atheisten, der nicht allein die grobe Wollust, sondern auch alle übrige schandbare Laster und Bosheit, mit Verachtung aller Religion und alles Gewissens, als den einzigen Weg zur Glückseligkeit vorzustellen bemühet ist. Man streitet bisher, ob die Atheisterey zu Lastern führe, und der menschlichen Gesellschaft und Glückseligkeit gefährlich sey. Aber man muß aufhören daran zu zweifeln, wenn man des La Mettrie Schriften lieset, und überführt werden, daß ein Spinoza und sehr wenige seines Gleichen, nicht nach dem System der Atheisterey, sondern bloß nach Tem-

Temperament, Erziehung und Gewohnheit, ehrbar gelebt haben.

La Mettrie hat einerley Grundsätze mit andern Atheisten: es ist kein Gott; die Welt und Natur ist ewig; alles was entstanden ist, ist durch ein Ohngefehr entstanden; alles ist Materie; der Mensch ist nichts als eine bloße körperliche Maschine; Seele und Geist sind nur lauter leere nichtsbedeutende Töne; ein anderes Leben, als dieses, ist nicht zu hoffen. Was folgert er aber daraus? Also entstehet alle Glückseligkeit des Menschen von einer gesunden und starken Leibes-Beschaffenheit, und bestehet in einer angenehmen sinnlichen Empfindung; also muß ein jeder, der glücklich seyn will, seinen angenehmen Empfindungen, welche die Maschine seines Körpers mit sich bringt, nachgehen, alles aber, was dazu nichts beyträgt, oder denselben Einhalt thut, für Blendwerk halten; also ist alles, woran einer nach dem Temperamente seiner Maschine Lust findet, es werde gut oder böse genannt, ein wahres wirkliches Mittel zur Glückseligkeit, und alles erlaubt. Liebe und Wollust ist, nach des La Mettrie besonderen Temperament, der höchste Gipfel der Glückseligkeit. Wenn aber ein anderer an anderen Dingen Vergnügen findet, so laß ihn ohne Scheu dessen satt werden und sich darinn nähren. Vernunft und Wissenschaft quälen die Menschen nur mehrmals; Recht, Tugend, Pflicht, Ehrbarkeit,

Ge-

Gewissen, sind lauter Thorheiten und ertichtete Dinge, die der Glückseligkeit hinderlich sind, und davon man höchstens nur den Schein um des Pöbels willen nöhtig hat. Also kann auch ein Schelm, Dieb, Mörder, Säufer, Hurer, und blutgieriger Tyrann, so ferne ein jeder an solchen Thaten Vergnügen findet, dadurch glückselig werden, daferne sich nur ein jeder für Schaden, der Unterthan für die Strafen, der Tyrann für die Faust eines herzhaften Patrioten, in Acht nimmt. Die andern Menschen, die dadurch leyden, sind zwar zu beklagen; aber diese Menschen, deren Maschine von Natur so beschaffen ist, können doch nicht anders handeln, noch anders glückselig werden.

Dieses sind keine Folgerungen, welche ich dem Manne aufbürde, sondern sie sind ganz deutlich in seinen Schriften enthalten, und zum Theil noch weit härter und schandbarer ausgedruckt. Es sind aber auch Folgerungen, davon ich nicht absehen kann, wie sie irgend ein anderer Atheist von seinem Lehrgebäude ablehnen will, da er in den Grundsätzen einig ist. Das beste ist, daß sie schon an sich selbst die vollkommenste Wiederlegung der Atheisterey enthalten, und einem jeden, der seine und anderer Menschen Glückseligkeit vernünftig sucht, einen wahren Abscheu für die Quelle so vieler Bosheiten und Schandthaten beybringen. Wenn la Maittrie, nachdem er den Menschen erst zur Maschine, hernach zur Pflanze gemacht

hatte,

hatte, sein letzteres Buch vom glücklichen Leben l'Homme bête & plus que bête betittelt hätte, so würde er den Innhalt am richtigsten entdeckt haben: und keine Vorstellung ist geschickter, den Menschen endlich durch solche Stuffen auch zum Menschen zu machen, indem er hiedurch in sich schlagen und erkennen muß, wie weit wir verfallen würden, wenn wir ohne Religion wären.

§ 17.

Wie elend wäre das ganze menschliche Geschlecht und die bürgerliche Gesellschaft daran, wenn ein jeder diesen Lehren folgen wollte. Warum sollte denn einer seine süsse Empfindung, seine Bequemlichkeit und Ruhe, seine Mittel, seine Gesundheit, sein Leben, als ein ehrlicher Mann, als Ehemann, Vater, Bürger, Kriegsmann, der Frauen, den Kindern, den Mitbürgern, dem Könige, dem Vaterlande aufopfern? Tugend und Gewissen, Ehre und Nachruhm wären ja nur leere Wörter in seinen Gedanken: warum sollte er denn dieses einzige Leben, nach welchem nichts zu hoffen ist, für andere, und nicht für sich anwenden? Was hielte einen Geld- und Ehrgeitzigen zurück, daß er nicht Treue und Bund bräche, Recht und Freundschaft verletzte, durch Betrug und List zu Reichthümern, durch Gift und Meuchelmord zu Erbschaften, durch Verleumdung und Lügen zu Würden, durch anderer Gut und Blut zur Hoheit zu gelangen

trachtete,

trachtete, wenn er darinn seine einzige Glückseligkeit gesetzt hätte, und sonst nichts achten wollte? Welcher Freund und Bruder, welcher Ehegatte, welcher Sohn, wäre für den andern, seiner Freyheit, Ehre, Güter und Lebens sicher, wenn er etwa dem Vortheile oder dem Vergnügen des andern im Wege stünde? Würde der Zwang und die Strafe der Gesetze etwas gegen so wohl unterrichtete Bosheit helfen? Nein: Keiner würde sich selbst für so einfältig halten, daß er nicht etwas erfinden sollte, dabey er seine Absicht, heimlich, oder unter einem Schein des Rechten, ausführen könnte. Selbst Könige und Regenten würden für ihre eigene Person durch nichts mehr geschützet seyn, wenn eine feine Argliſt und ein kühner Frevel, bey der Unterdrückung alles Gewissens, erlaubte Mittel der gesuchten Nachfolge im Reiche, der Eroberung von Ländern, oder auch nur der Selbstrache wären.

Wie könnte denn die menschliche Gesellschaft, wie könnte der Atheist selbst, und ein jeder mit seiner Glückseligkeit, bey solchen Lehrsätzen bestehen? Sind es nicht Gedanken, die gerade gegen aller Menschen Natur, und gegen den allgemeinen Zweck, der uns eingepflanzt ist, anlaufen? Sind wir denn wohl dazu gemacht, Atheisten zu seyn, und durch diesen Weg glücklich zu werden?

§ 18.

§ 18.

Allein, wir wollen einmal den Menschen, ausser der Verbindung, für sich selbst betrachten: würde ihn des la Mettrie Atheisterey glücklich machen? Er selbst urtheilet, daß Vernunft und Wissenschaft die Menschen nur quälen. [1] Und ich glaube es gerne, wenn sie solche Meynungen und Regeln hegen, wie la Mettrie. Denn die lassen sich mit gesunder Vernunft und echter Wissenschaft nicht zusammen reimen. Ich nehme dieses für ein Geständniß an, daß er an Wahrheit und gründlicher Wissenschaft keinen Geschmack gefunden, und folglich alles des reineren und edleren Vergnügens beraubt gewesen sey, welches aus der Einsicht des Zusammenhangs der Dinge, und aus dem Gebrauche der höheren Verstandes-Kräfte entspringt. Ich nehme es für ein Geständniß von seiner eigenen Verwirrung und Gemühts-Unruhe,

[1] Traité de la Vie Heureuse par Seneque avec un Discours du Traducteur sur le meme Sujet. pag. 29. *Autre consequence de tout ce qui a été dit: l'Esprit, le Savoir, la Raison sont le plus souvent inutiles à la felicité, & quelque fois funestes & meurtriers; ce sont des ornemens étrangers, dont l'ame peut se passer, & elle me paroit toute consolée de ne les point voir dans la plupart des hommes qui souvent les mépriſent & les dédaignent; contens du plaiſir de ſentir, ils ne ſe tourmentent point au fatigant métier de penſer. Le Bonheur ſemble tout vivifié, tout conſommé par le ſentiment.*

ruhe, so oft er seine gesunde Vernunft, und sein Gewissen, über seine Lehrsätze befragt. Beyde musten ihm nohtwendig verdrießliche Hofmeisterinnen werden, die ihn innerlich beschämten, und ihm stets seinen Unfug aufrückten. Es ist nicht möglich, daß ein Atheist, seinem Verstande Genüge thun, und den inneren Wiederspruch seiner Meynungen nicht empfinden sollte; geschweige wenn er sich Regeln des Lebens gemacht hat, welche aller natürlichen Ehrbarkeit entgegen laufen.

La Mettrie befleißiget sich lauter Unvollkommenheit und Unordnung in der Welt zu finden. Da ist dieses und jenes unnütze, heßlich, schädlich: das eine sollte so, das andere nicht so seyn oder gehen. Selbst seine Abgöttin, die Natur, ist blind und unverständig, alt und kraftlos, alles wird durch ein wüstes Ohngefehr regiert. Er selbst hat keine Seele, sondern ist eine bloße zerbrechliche Maschine, gleich wie die Thiere sind; und hat nach diesem kurzen Leben nichts weiter zu hoffen. Wenn er also nicht allein alles ausser sich, sondern auch sich selbst, höchst unvollkommen macht: so benimmt er sich nohtwendig alle Materie zu einem dauerhafteren Vergnügen das unserer Natur gemäß ist. Muß er nicht hergegen höchst misvergnügt werden, so oft er alles um sich aus seinem verkehrten Gesichtspuncte beschauet, daß es ihm in allen Theilen und Begebenheiten wild, verwirrt, unnütze, mangelhaft, böse, scheuslich

lich und gefährlich lassen muß. Er dünkt sich in diesen wüsten Raum der Welt durch ein blindes Ohngefehr oder Schicksal, ohne Endzweck hinein geworfen zu seyn, da er mit seiner Schwäche tausenderley Zufällen bloßgestellt ist, da ihn keine öbere Macht schützet, kein gütiger Rahtschluß zu einer gewünschten Glückseligkeit bestimmet hat: sich selbst allein gelassen, mit sich selbst und der Natur übel zufrieden, ohne Zuversicht und Hofnung des Zukünftigen.

Diese betrübte und fürchterliche Gedanken sucht er bey sich und andern, durch sinnliche Lüste, so gut zu unterdrücken als möglich ist. Er muß aber zuvor Vernunft und Gewissen, Recht und Pflicht, Tugend und Ehrbarkeit aus dem Herzen verbannen und zum eitelen Wahn machen, damit er die Leute überrede, sie können ohne Bedenken alle und jede Laster und Schandthaten begehen, daran sie nach ihrem Temperamente ein Vergnügen finden. Er mag wohl in der That für sich kein so böses Herz gehabt haben, diejenigen Thaten, welche andern Menschen zum Nachtheil gereichen, zu billigen. Denn er war der Wollust ganz ergeben. Aber zum Unglück wollte er ein allgemeines Lehrgebäude der thätigen Atheisterey machen, und da muste er nohtwendig allen Lastern das Wort reden. Sonst äußert er hin und wieder einen Abscheu gegen die Laster, welche andern Menschen Leyd und Drangsal

zufügen und die bürgerliche Gesellschaft elend machen. Er beklaget diejenigen, welche von solchen bösen Leuten beläſtiget werden. So muß er ja aber in sich selbst den Unterschied des sittlichen Guten und Bösen gefühlt haben: so ist ja Recht und Tugend nicht ein leerer Ton. Wie sollte denn ein Mensch, der solche Laster selbst an sich hat, von der Empfindung seiner eigenen Unvollkommenheit frey bleiben, zumal wenn er die schlimmen Folgen davon erfähret? Hat la Mettrie wohl glauben können, daß ein Tiberius, ein Domitianus, in sich so vergnügt und ruhig gewesen, als ein Titus Vespasianus und Marcus Antoninus?

Wenn er aber seine geliebte Wollust nicht anders zu vertheidigen weis, als durch einen allgemeinen Grund, der alle Laster, auch diejenigen, welche ihm selbst mißfallen, gut heisset: so widerspricht er sich, und entschuldiget sich schlecht in seinen eigenen Gedanken. Es läst auch, als wenn er an einem Orte von der Völlerey dieses Affects etwas wieder nüchtern geworden wäre. [2] Ich habe zwar, schreibt er,

[2] pag. 126. *Je ne prétens pas faire consister le Bonheur dans la Volupté; car, quoique j'aye autrefois fait couler de ma plume toute l'yvresse qu' elle avoit repandüe dans mes sens, me dégageant au jourd' hui des pieges de la Sirene, je souscris (par temperament peut-être) à plus de moderation, & veux que le besoin seul, ce Pére du Plaisir, l'appelle désormais,* &

er, vorzeiten, alle Trunkenheit, welche die Wollust in meine Sinnen ergossen hatte, wieder aus meiner Feder fliessen lassen; aber izt mache ich mich von den Fallstricken dieser Sirene loß, und billige, vielleicht aus Temperament, eine größere Mäßigkeit. Ich will, daß künftig nur die Nohtdurft, als die wahre Mutter des Vergnügens, meine Wollust reizen, und so zu reden den Glockenschlag zu meiner Lust angeben soll. Das war ein kleiner Anfang, von dem Viehischen wieder zum Menschlichen zu kommen. Er gestehet gleich darauf, daß die sinnliche Lüste, ihrem Wesen nach, viel zu kurz und selten wären, als daß sie einen so dauerhaften Zustand, wie die Glückseligkeit ist, ausmachen sollten. Dennoch meynet er, wären dieselbe als ein Blitz der Glückseligkeit anzusehen, ohne welchen die Freude im Leben verstümmelt und unvollkommen seyn würde. Wie kann er denn durch die einzige Wollust glücklich werden, wenn sie ihm nur wenig vergnügte Augenblicke schenket? Gewiß, die Glück-

& sonne, pour ainsi m' exprimer, l'heure de ma volupté. Mais si les plaisirs des sens sont essentiellement trop courts, & trop peu fréquens pour constituer un état aussi permanent que la félicité, regardons les du moins comme des éclairs de Bonheur, qui ne peuvent manquer, sans rendre le joyes de la vie imparfaites & tranquées.

Glückseligkeit des Menschen muß hauptsächlich durch ein reineres, sanfteres und beständigers Licht erheitert, und das wilde Feuer der sinnlichen Lüste durch Vernunft und Pflicht gemäßiget werden; sonst wird uns die Wollust zu einem zerschmetternden Blitze und innerem Brande, der unsere Kraft, Gesundheit, Ruhe, und selbst das Leben jämmerlich verzehret.

Mich dünkt, das aufrichtige Bekenntniß eines Mannes, der aus der sinnlichen Wollust sein einziges und höchstes Gut machte, beweiset sattsam, daß sie nur ein flüchtiger und trieglicher Schimmer der Glückseligkeit sey, und der menschlichen Natur nicht Genüge thun könne. Da sie aber, bey Unterdrückung der Vernunft, Religion und Sittlichkeit, nohtwendig unnatürlich, ausschweifend und zügellos wird: so bezahlt sie die kurze und niederträchtige Freude mit vielen bitteren Schmerzen, Krankheiten, Schande, Verachtung, Reue, Furcht, und frühem Tode. Wenn auch der wollüstige Atheist mitten in dem Genusse des sinnlichen Kitzels betrachtet wird, so ist er doch, nach seiner Vorstellung, daß mit diesem Leben alles aus sey, nicht anders anzusehen als ein Missethäter, der gewiß weis, daß ihm das Leben unwiederruflich abgesprochen sey. Denn ob er schon auf einige unbestimmte Tage oder Wochen gut gespeiset wird, und sonst erhalten kann was ihm gelüstet: so verbittert ihm doch die Gewißheit seines peinlichen Endes allen Genuß der Lust.

Er

Er mag sich noch so sehr bemühen, daß er bloß an die gegenwärtige süsse Empfindung denken, und deren noch recht froh werden will; so schiebt ihm doch die Einbildungskraft, bey aller angenehmen Reizung der Sinne, allezeit das greßliche Bild des Todes vor. Man höre den la Mettrie selbst sprechen. [1] Ich gestehe es selbst, sagt er, daß meine ganze Philosophie mir nichts hilft, daß ich den Tod nicht als die allertraurigste Nohtwendigkeit der Natur betrachten sollte: und ich wollte, daß ich diese Vorstellung, welche mich so niederschlägt, auf ewig verbannen könnte. Denn ich höre gleichsam schon auf zu seyn, so oft ich daran denke, daß ich einmal nicht seyn werde. Dieses innere Gefühl der Gemühts-Unruhe, welches der Mann bey aller seiner Wolluſt aufrichtig an den Tag legt, giebt einen unleugbaren Beweis, wie sehr und oft die Lust bey solchen Leuten vergället und gestöhret werde, welche sich die Hofnung eines ferneren Lebens abschneiden. Und mir ist ein gleiches auch von einigen Grüblern zuverläßig bekannt, daß sie sich nicht weniger mit den

[1] Abregé des Systemes §. 8. *J'avoüe moi même, que toute ma Philosophie ne m' empêche pas de regarder la mort comme la plus triste necessité de la nature, dont je voudrois pour jamais perdre l' affligeante idée — je cesse d' être en quelque sorte, toutes les fois que je pense que je ne serai plus.*

den Gedanken der Sterblichkeit vielmals quälen, und überhaupt in ihrer stillen Forschung mancherley unruhige Vorstellungen haben. Das ist die nohtwendige Folge eines Lehrgebäudes, welches alle Religion ausschliesset: weil diese allein eine Versicherung geben kann, daß wir zur Unsterblichkeit von unserm Schöpfer bestimmt sind; gleichwie sie überhaupt alleine der menschlichen Natur nach allen unsern Kräften Genüge thut.

§ 19.

Die Natur des Menschen kann theils nach der Verbindung mit andern Menschen, theils für sich betrachtet werden. Auf beyde Weise aber hat die Religion eine gleiche Uebereinstimmung mit ihr, und einen gleichen Einfluß in ihre Glückseligkeit.

Wir sind durch unsere wesentliche Beschaffenheit zur Geselligkeit, zur Erziehung, und zum Gebrauche der Vernunft gewiesen, um zu leben, um Menschen, und menschlich glücklich zu werden. Die erste Nohtdurft erheischt die Geselligkeit der Aeltern, ohne deren Pflege, Wartung und Beystand, wir bald jämmerlich umkommen, oder für unser Lebtage elend seyn würden. Wenn nun die Aeltern keine Religion hätten, und bloß ihren Lüsten nachhingen, so würde der natürliche Trieb der Kinderliebe sehr oft durch die sinnliche Reizungen der Wollust, und durch die Empfindung der großen Beschwerde bey der Erziehung, erstickt

werden.

werden. Man würde die Kinder entweder nach alter Weise wegwerfen, oder durch Nachläßigkeit verderben und verwildern lassen, oder, wenn sie an einer neuen Heyraht hinderlich wären, heimlich aus dem Wege räumen. Das Gewissen allein hindert Tausende an diesem Unternehmen, und macht vielen sogar die Last der Wartung und Erziehung ihrer Kinder leicht und angenehm. Demnach haben die Kinder so wohl ihr Leben, als ihre Gesundheit und Geschicklichkeit, guten Theils, der Religion der Aeltern zu danken.

Die Aeltern aber würden ihren Kindern nur kümmerliche Hülfe leisten, wenn sie nicht selbst in anderer Menschen Gesellschaft Schutz und Sicherheit, nebst einem Vorraht von allem, was zum Unterhalt und zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, genössen. Demnach haben auch die Pflichten der Geselligkeit unter erwachsenen Menschen in die Erhaltung und Glückseligkeit der zarten Jugend einen großen Einfluß. Wenn nun eine menschliche Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen kann, wie bereits oben gezeiget ist, so haben schon die Kinder in ihren ersten Jahren die Früchte der Religion auch von andern Menschen in der Gesellschaft zu geniessen.

Setzet nun eine genugsame Anzahl Kinder, die nach des la Mettrie Grundsätzen und Entwurfe, zu einer künftigen Republik erzogen sind. Man hat ihnen zeitig beygebracht, Gott,

Geister, Seele, Gewissen, Sittlichkeit, sind nichts als thörigte Einbildungen, womit sich andere Menschen plagen: wir sind bloße körperliche Maschinen, die weiter nichts als dieses sinnliche Leben zu gewarten haben: dieses müssen wir uns recht zu Nutze machen, und alles thun was uns gelüstet, wenn wir wollen glückselig seyn. Setzet, sage ich, so erzogene Menschen, last sie eine Republik unter einander anfangen, und darinn nach ihren eingesogenen Lehren handeln. Was wird entstehen? Weil sie sämmtlich eine Regel angenommen, wonach ein jeder sich allen Pflichten zum gemeinen Besten entziehen, und alles ohne die geringste Einschränkung thun kann, was der Wohlfahrt und Sicherheit der Gesellschaft und deren Mitbürger entgegen ist: so ist nicht möglich, daß sich solche Glieder, in einer Gesellschaft, zur Beförderung allgemeiner Wohlfahrt und Sicherheit, und zur Beobachtung der Gerechtigkeit und Liebe gegen jeden, verbinden lassen. Eine solche Republik muß alsobald in sich selbst zerfallen, und ein jeder wird für sich, weil er wieder die Natur der Menschheit ungesellig ist, höchst elend seyn. Wir sind nicht gebohren, Atheisten zu seyn.

Setzen wir hergegen Menschen, in deren Gemühtern ein Erkenntniß Gottes und seiner Absichten thätig und wirksam geworden ist: so werden sie auch das Natur-Gesetze und die Pflichten der Geselligkeit zu ihrer Regel machen, niemand

niemand auf irgend eine Art weder heimlich noch öffentlich beleydigen, jedem das seinige aus Gewissen leisten, aller Bestes befördern, Liebes- und Freundschafts-Dienste, ob man sie gleich durch Recht von ihnen nicht erzwingen kann, freywillig üben, und einen Theil ihrer Arbeit, Mühe und Vermögens zum gemeinen Wohl anwenden. Deswegen darf in solcher Gesellschaft keine Lust fehlen, die das gegenwärtige Leben vergnügt und fröhlig macht; sie sey nun bloß sinnlich, oder mit Witz und Geschmack gewürzt; oder sie werde auch allein in Erforschung der Natur, in Künsten und Wissenschaften gesucht. Ja ich behaupte, daß so gar mehrere, feinere und schärfere sinnliche Lust und Ergötzung genossen wird, wo die Religion unsere Begierden für Ausschweifungen bewahrt, und in Ordnung gebracht hat, wo man die Ergötzlichkeiten seltener, und zur Nohtdurft und Erquickung braucht; wo man sich auf eine aufrichtige Treue, Liebe, Freundschaft und Gefälligkeit der Bekannten verlassen kann; wo man Erfindung, Gespräch, Scherz, Witz, Umgang, durch Verstand, Wahrheit, Ehrbarkeit, in Schranken setzet, und nicht weniger zum Nutzen als Vergnügen richtet; wo man unter andern auch dieses zum anständigen Zeitvertreibe macht, daß man die Einrichtung, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit der Natur, als Muster der unendlichen Weisheit, Kunst, Absicht, Güte und Allmacht des Schöpfers betrachte.

§ 20.

§ 20.

Es wird zwar eine so vollkommene Gesellschaft, wo alle und jede Mitglieder die Religion in volle Uebung bringen, eben so wenig jemals zur Wirklichkeit kommen, als eine Republik von lauter Atheisten wirklich seyn kann. Aber es ist genug, daß der Begrif und die Regel einer atheistischen Republik die gröste Unvollkommenheit darstellet, sich selbst aufhebt, und der Natur und Glückseligkeit der Menschen ganz entgegen ist; jene aber, welche die Religion in allen Mitgliedern verlangt, einen Begrif und eine Regel ihrer grösten Vollkommenheit enthält, wohin wir zwar, durch vieler Schuld, nimmer gelangen werden, aber doch alle mehr und mehr zu streben haben. Wir hören ja nimmer auf, die Natur-Geschichte, Erfahrungen, Künste, Wissenschaften und andere nützliche Dinge weiter zu treiben und mehr auszubreiten, ob wir gleich wohl wissen, daß wir sie nimmer zur Vollkommenheit bringen, noch ganz allgemein machen werden. Vielweniger lassen wir uns in den Sinn kommen zu denken, daß sie der menschlichen Natur nicht gemäß, oder entbehrlich und unnütze wären; und daß die Menschen besser daran wären, wenn sie nichts von allen wüsten und übten. So würde es auch sehr thörigt seyn zu glauben, daß die Religion deswegen, weil sie nimmer bey allen in vollkommene Uebung gebracht werden wird, der bürgerlichen Gesellschaft unnöhtig,

und

und dagegen Ungötterey und Laster derselben ersprießlicher wäre.

Die wenigen, welche eine ungeheuchelte Religion, nach Vernunft und Christenthum thätig beweisen, machen uns schon den Umgang und den Verkehr in der menschlichen Gesellschaft zuverläßig, vertraulich und nutzbar. Und andere, welche doch wenigstens so viel Empfindung von der Religion haben, daß sie keine vorsetzliche Boßheiten begehen, machen die Gesellschaft erträglich. Beyde können sie auch, bey anderweitiger Geschicklichkeit, angenehm und vergnügt machen. Wir sehen in diesem edleren Theile der Menschen, was vor güldene und silberne Zeiten im menschlichen Geschlechte seyn würden, wenn es möglich wäre, dasselbe von allen unartigen Schlacken zu reinigen: und alle Regenten, die das Wohl ihrer Unterthanen, ja ihr eigenes Bestes beherzigen, haben dahin zu sehen, daß eine wahre Religion mehr und mehr in den Gemühtern ihrer Unterthanen fruchtbar, und dadurch die Verbindung und Pflichten in der ganzen Gesellschaft immer unverbrüchlicher und heiliger gemacht werden.

Wenn einige Laster zuweilen der menschlichen Gesellschaft, in gewisser Maaße, Vortheil bringen: so geschieht solches nicht, so ferne sie Laster sind, sondern nur zufälliger Weise; oder vielmehr durch die weiseste Vorsehung des Schöpfers, der die Verknüpfung unter den Menschen so veste geschlungen, daß auch diejenigen, welche

welche sich und andern zu schaden bemüht sind, dennoch ohne und wieder ihren Willen etwas zum allgemeinen Besten beytragen müssen. An sich aber schadet ein Lasterhafter sich und andern allezeit, ja weit mehr als er Vortheil bringen kann. Es verhält sich mit Lasterhaften überhaupt nicht anders, wie mit einem, der sich durch unzüchtige Unmäßigkeit eine böse Krankheit zugezogen hat. Der giebt auch den Aerzten, Wundärzten, und Apothekern, den Krämern und Handwerkern, ich will nicht sagen, den Huren, zu verdienen; aber er verschwendet sein Vermögen mit Schande, zerstöhret seine Kräfte, Gesundheit und Leben, vor der Zeit, leistet dem gemeinen Wesen diejenigen Dienste nicht, dazu er doch natürliche Fähigkeit hatte, steckt unschuldige mit seiner Krankheit an, und pflanzet sie auf seine Frau und Familie fort, verführet manches unschuldiges Mädchen, und manche Ehefrau, richtet Zank und Uneinigkeit unter Ehegatten, Aeltern und Kindern, ja unter den besten Freunden an, und stiftet tausendfältiges Unheil.

§ 21.

Wenn wir aber das Verhältniß der Religion zu eines jeden einzelen Menschen Beruhigung und Glückseligkeit, ausser der Verbindung mit andern Menschen, betrachten: so ergiebt sich leicht, daß unsern Natur-Kräften, nach deren Regeln und äußersten Zwecke, allein durch

durch die Religion Genügen geschehen, und eine wahre, dauerhafte Zufriedenheit angedeihen könne.

Ein Mensch kommt so auf die Welt, als wenn einer im tiefen Schlafe, ohne sein Wissen und Willen, in ein Schif gebracht würde, und sich, wenn er erwachte, mitten in einer unbegrenzten See befünde. Wird ein solcher Mensch damit zufrieden seyn, daß er in dem Schiffe Essen und Trinken, eine kleine Gesellschaft, eine Spiel-Karte, oder ein Paar Bücher zum Zeitvertreibe findet? Wird er nicht vielmehr bekümmert fragen: wo bin ich? wie bin ich hieher kommen? was soll ich hier machen? wo soll ich hin? bin ich auch in guten Händen? und wer regieret das Steuer-Ruder? Gewiß, ein Mensch müste sein ganzes Leben verträumen oder vertändeln, oder in einem stetten Rausche zubringen, wenn er nicht so viel erwachte, daß er eben diese Fragen, über sein ganzes Seyn und Schicksal in der Welt, an sich thäte. Und wie kann er sich darinn beruhigen, als durch die Religion?

So wenig als sich in unendlichen Reihen, in einem wüsten Ohngefehr, in einer blinden Nohtwendigkeit der leblosen Welt, oder Natur, verständlicher Grund der Dinge, und unser selbst, finden läst; und so unzufrieden, zweifelhaft und verwirrt ein Gemüht werden muß, das darauf alles Denken, Verlangen und Hoffen bauen will: so sehr thut es den Regeln

unsers

unsers Verstandes und Willens Genüge, wenn wir ein lebendiges, unendlich weises, gütiges und mächtiges Wesen, für das erste, ewige und selbständige erkennen, das die ganze leblose Welt und Natur, mit allen möglichen Lebendigen, zu ihrem Wohl hervorgebracht, und besonders uns Menschen, in gewisser Ordnung, zu einem immerwehrenden glückseligen Leben bestimmt hat.

Es läst sich begreifen, daß ein lebendiges Wesen selbständig und ewig sey; aber nicht daß ein solches das erste wäre, welches von Ewigkeit seines Daseyns nicht genossen hätte, und dem es seinem Wesen nach allezeit einerley wäre ob es sey oder nicht sey, so oder anders beschaffen sey. Es stimmet mit der ganzen Natur der Dinge überein, daß sie einen Anfang gehabt, zufällig sey, und um der Lebendigen willen geschaffen worden; aber nicht, daß sie nohtwendig um ihrer selbst willen seyn müsse. Nun siehet man den allgemeinen Grund der Wirklichkeit, der Einrichtung und des Zusammenhangs der Welt. Nun ist es verständlich, warum dieses ganze Wesen in lauter lichte und finstere Kugeln vertheilt ist, da sie Wohnhäuser für alle mögliche Arten der Lebendigen haben seyn sollen. Nun ist es klar, wem die ganze Natur arbeitet, warum sich die finsteren Kugeln um die lichten welzen, warum sie mit einem Dunstkreise umgeben sind, wozu sie in gewisser Ordnung und Maaße Licht und

Wärme

Wärme genieſſen, was endlich die erſte Urſache und äußerſte Abſicht aller Geſetze der Bewegung ſey. Nun ſehen wir ein, warum auf unſerm Erdboden, nebſt uns, ſo viele wunderbare Geſchöpfe der lebendigen und lebloſen Dinge ihr Daſeyn bekommen haben; wie jede mögliche Art des Lebens die Regel enthält, wonach der Bau des thieriſchen Körpers und ſeiner Gliedmaaßen, wonach die Kräfte, Triebe und Fertigkeiten der Seelen eingerichtet ſind; wie wir endlich ſelbſt, durch unſer vorzügliches Vermögen, zu einer Vollkommenheit beſtimmt ſind, die von einem ſinnlichen und vergänglichen Leben zu einem geiſtigen und immerwährenden ſteigen ſoll.

§ 22.

In dieſem großen Entwurfe des Zuſammenhangs aller Dinge, welchen uns ſchon die bloße vernünftige Religion darſtellet, iſt lauter Uebereinſtimmung; die nicht allein dem Gemühte keine Dunkelheit und Verwirrung zurücke läſt, ſondern es ſelbſt zu aller Vollkommenheit bildet, und ſein natürliches Verlangen erſättiget. Wir haben darinn ein Urbild aller Vollkommenheit, deſſen Betrachtung uns allezeit in entzückende Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe ſetzet. Wir fangen ſelbſt an verſtändig und weiſe zu werden, ſo ferne wir von dem großen Verſtande, der ſich in dieſer Einrichtung und Ordnung der Welt offenbaret, und von den edelſten Abſichten, die darinn aufs klügſte ausgeführet ſind,

Einsicht bekommen. Unsere Wissenschaft von der Natur, und deren Mannigfaltigkeit im Großen und Kleinen, von den allgemeinen und besonderen Gesetzen der Bewegung, von dem Lauf der Sterne, von den Ursachen der Veränderungen am Himmel, in der Luft und auf dem Erdboden, von der Beschaffenheit, Erzeugung, Nahrung und Wachsthum der Thiere und Pflanzen, und was unsern Geist sonst mit Erkenntniß begabet, alles dieses, ist nichts als ein schwacher Abdruck derjenigen Weisheit und der Regeln, die Gott in seinem Werke der Schöpfung wirklich ausgeübet hat. Sie ist auch nur in so ferne reizend und nahrhaft, als wir die Vollkommenheit und Uebereinstimmung der Dinge, und die bequemste Erfüllung des gütigsten Zweckes, welchen der Schöpfer gehabt, darinn wahrnehmen. Dann finden wir in der Erforschung und Betrachtung der Dinge eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Vergnügens, immer neue Wunder, Meisterstücke, und Muster eines unendlichen Verstandes. Dann empfinden wir die Vorzüge unserer Seelen, da wir in dem Buche der sichtbaren Natur, des unsichtbaren Geistes weiseste Gedanken und liebreichste Meynung in einem Zusammenhange einsehen. Dann schmecken wir die Vortheile der Religion, wenn wir, was Thoren aus ihrem falschen Gesichtspuncte, unordentlich, verwirrt, unvollkommen, böse, wiedrig, und fürchterlich vorkommen muß, nach

seiner

seiner inneren Schönheit, Ordnung, Verbindung, Uebereinstimmung und Nutzen, mit einem Worte, nach der wahren Absicht des großen Urhebers, zu beurtheilen wissen.

Wenn nun unser Verstand von Natur bemühet ist, den Grund, die Ursache und den Zusammenhang der Dinge klar und deutlich einzusehen, und der Betrachtung solcher Gegenstände hauptsächlich mit Lust nachhängt, welche am lehrreichsten, am wichtigsten, am schönsten sind: so thut die Religion alleine unserer Natur in diesem Bemühen Genüge, weil sie uns die Vollkommenheit der Dinge in ihrem rechten Zusammenhange zeiget. Alles übrige Erkenntniß kann seinen Nutzen und seine Annehmlichkeit haben, so ferne es der Religion unterworfen, und nicht entgegen ist. Sonst ist es entweder eine eitele Tändeley, die dem Geiste nicht die rechte Nahrung, Ersättigung und Stärke giebt; oder es beunruhiget und verwirret auch sogar, wenn es uns alles in der Welt als zufällig, wüste, zerrüttet, unordentlich und heßlich vorstellet.

§ 23.

Wie verhält sich aber die Religion zu unserm Willen? Wir wollen alle glückselig und zufrieden seyn. In den Zustand setzt uns aber die Religion ausnehmend, theils weil sie unsere Begierden in die Ordnung und Uebereinstimmung bringt, welche unserer Natur gemäß ist; theils weil sie uns so viele und so edle angenehme

Empfindungen gewehret als wir vernünftig verlangen können, und alle wiedrige Empfindungen überwieget und versüsset.

Ich sage erstlich, daß uns die Religion zufrieden stellet, indem sie unsere Begierden in solche Ordnung und Uebereinstimmung bringt, die unserer Natur gemäß ist. Ein Mensch hat natürlicher Weise zu vielen und mancherley Dingen Begierde, so ferne sie seine Vollkommenheit des Leibes, der Seelen und des äußerlichen Zustandes, zu befördern scheinen, und folglich Lust der Sinne oder des Gemühts versprechen. Er kennet aber in seinen Begierden keine Schranken, sondern sein Verlangen geht immer weiter, und erstreckt sich ins Unendliche. Es kann also nichts unsere natürliche Begierden erfüllen und zufrieden stellen, als was einen Wachsthum der wahren Vollkommenheit und dauerhaften Lust ins Unendliche zum äußersten Ziele hat, und diesem äußersten Bemühen alles übrige ähnlich und einstimmig macht, folglich die Begierden in Ordnung bringt. Dieses aber kann ein wirksames Erkenntniß Gottes und seiner Absichten, oder die Religion, alleine bey uns ausrichten.

An sich läst sich nichts vollkomeners gedenken, als ein Wesen, das ein selbständiges ewiges Leben hat; einen Verstand der alles Mögliche, und alles Möglichen mögliche Uebereinstimmung, das ist alle Wahrheit und Vollkommenheit aufs deutlichste einsiehet; einen Willen, der aus der unendli-

endlichen Fülle seiner eigenen Zufriedenheit und Glückseligkeit, allen möglichen Lebendigen ausser sich so viel Vollkommenheit und Lust mitzutheilen geneigt ist, als eines jeden Wesen in der Verknüpfung der Dinge leydet; eine Macht, durch welche die unermeßliche Welt, in der herrlichsten Ordnung und Uebereinstimmung, zu Wohnhäusern aller Lebendigen, hervorgebracht ist und beständig erhalten wird. Ein Wesen, von dem alles was Odem hat abhängt, und das in der Vollkommenheit seiner Werke, besonders in der Lust und Glückseligkeit der lebendigen Geschöpfe seinen großen Zweck stets mit eigener Lust bewirkt siehet. Dieser Begrif, an sich, erfüllet alles, was wir großes und herrliches denken können; er reizet uns zur Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe; er wird durch die aufmerksame Betrachtung der sichtbaren Werke in der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte, lebhaft, überführend und wirksam; er bildet unsern Verstand und Willen zu einer ähnlichen Vollkommenheit, so weit es unsere Natur leydet, daß wir nunmehr, von einem so großen Urbilde erfüllet und eingenommen, an nichts was unedel, unflätig und boshaft ist, Geschmack und Belieben finden, und uns auch zu denen Menschen, in deren Eigenschaften sich das Göttliche ausdruckt, am liebsten halten.

Wenn wir aber die Absicht der göttlichen Schöpfung besonders auf uns ziehen, daß er uns zur Glückseligkeit, und zwar zu einer solchen bestimmt habe, die von der itzigen kurzen und gemischten zu einer reineren, höheren und ins Unendliche wachsenden steigen soll: so kann ja wohl nichts unserm Wünschen und Verlangen, in allem seinen Umfange, völliger Genüge thun, nichts uns stärker bewegen, in die göttliche Absicht und Ordnung zu treten, und alle unsere Neigungen nach diesem großem Zwecke zu richten. Wir sehen und empfinden an uns selbst, daß der weiseste und gütigste Schöpfer diese Absicht in unserer Natur ausgedruckt habe; so daß wir uns selbst zuwieder und gehäßig seyn müsten, wenn wir von solcher Absicht und Vorschrift abwichen. Unsere Seele wird selbst durch ihre Natur-Kräfte, und durch die Regeln wonach sie bestimmet sind, auf den Weg der Wahrheit und Vollkommenheit gebracht. Unsere Beachtung der Gegenstände folgt natürlicher Weise dem klärsten Eindruck, und lockt uns dadurch zur Wißbegierde, zum Licht und Erkenntnisse. Unsere Reflexion und Vernunft macht sich schon in der Kindheit von den Beachteten allgemeine und deutliche Begriffe, forscht bald darauf nach Ursachen und zureichenden Grund, kann wissentlich nichts wiedersprechendes gedenken, und muß das einstimmige bejahen. Wir haben von Natur an Ordnung, Uebereinstimmung und Vollkommenheit,

menheit, so wohl ausser als in uns, Lust. Selbst das einstimmige Betragen der Menschen nach dem Naturgesetze, nach Pflicht und Tugend, reizet uns zum Wohlgefallen, zur Hochachtung, zur Liebe, zur Nachahmung. Wir können von Natur nichts anders wollen als so ferne wir es gut halten, nichts verabscheuen, als so ferne wir es böse halten; wir wehlen unter vielen Guten das Beste, unter mehreren Bösen das Geringste; und wir können unserer Begierde zum Guten, zur Vollkommenheit, zur Lust und Glückseligkeit keine Schranken setzen.

Je mehr wir nun in diesen eingepflanzten Grund-Regeln unserer Natur die weiseste und liebreichste Absicht des Schöpfers auf unsere Glückseligkeit und deren in die Ewigkeit reichenden Wachsthum, einsehen: desto williger werden wir in solche Ordnung treten, die alle unsere Begierden zur Erfüllung bringt; wir werden uns darinn, selbst durch die Erfahrung der dabey gespührten Gemühts-Ruhe und Zufriedenheit bevestigen, und uns einer gnädigen Obhut des Schöpfers, dessen Vorschrift wir aufrichtig gefolgt sind, zuversichtlich getrösten. In solcher Gemühts-Verfassung braucht uns auch keine fürchterliche Vorstellung seiner Macht und Strafgerechtigkeit zu einem Gehorsam zu zwingen, noch von Ausschweifungen abzuschrecken, weil wir die göttliche Absicht von selbst zu unsrer eigenen gemacht haben.

§ 24.

Leute, welche sich die Religion, und ein Leben das darnach eingerichtet ist, als was gezwungenes, trauriges und von aller Lust entfernetes vorstellen, die müssen davon sowohl, als von ihrer eigenen Natur und Glückseligkeit, nohtwendig ganz irrige Begriffe haben, oder in ihren Neigungen schon sehr verdorben seyn. Wenn wir uns auch nur in dem gegenwärtigen Leben betrachten, so geniessen wir darinn von der Religion so viele und so angenehme Empfindungen, damit keine falsche und ausschweifende Lust zu vergleichen ist.

Verbietet uns etwa die Religion den Wohlschmack an Essen und Trinken? Gar nicht; sondern sie verdoppelt und erhöhet dieses Vergnügen, indem sie uns des Gebers erinnert, der für Menschen solche unendliche Mannigfaltigkeit der Speisen geschaffen, und unsere Zunge zu so vielfältigem Genusse der Lust bereitet hat. Sie erhält und vergrößert den Wohlschmack, da sie uns lehret Maaße halten, und dabey arbeiten, damit wir zu jeder Mahlzeit eine ungekränkte Gesundheit, neuen Appetit, und ein aufgeräumt Gemühte mitbringen.

Untersagt sie uns Bequemlichkeit und Wohlstand in Kleidung, Häusung und Bedienten? Keines weges. Sie macht es wohl gar zur Pflicht bey denen, deren Leibes- und äußerlicher Zustand solches erfordert. Aber sie warnet uns für Weichlichkeit, welche die Kräfte des Leibes

und

und Gemühtes schwächt, für Ueppigkeit, die das Vermögen erschöpft, für Pracht über unsern Stand, der statt Ehre und Freundschaft, nur Neid und Gelächter erweckt.

Wehret sie uns ehelich zu werden? Das sey ferne. Aber sie lehret uns, die Kräfte nicht vor der Zeit zu verschwenden, und hergegen was rechtschaffenes in der Jugend zu lernen, damit die Lust zur Arbeit alle unzeitige Begierden der Wollust vertreibe, und wir desto geschickter werden eine glückliche Heyraht zu thun, und darinn die beständige Liebe und Treue des Ehegatten, und die Freude an wohlgearteten Kindern zu haben.

Findet jemand sonst Vergnügen an Ergötzungen der Sinne, an Gärten, Musik, Ausfahrten, an Gesellschaft, Gespräch und Scherzen: so macht es ihm die Religion an sich zu keiner Sünde, sondern sie wird ihm diese Lust vielmehr schärfen und erhöhen, daß sie recht ans Herze komme. Denn wer, nach ihrer Vorschrift, die sinnlichen Lustbarkeiten seltener, hauptsächlich zur Nohtdurft der Gesundheit, und zur Erquickung des Gemühts, nach nützlicher Arbeit geniesset, wer die Gegenstände der Natur in Gärten und Feldern zugleich nach ihrer weisen Einrichtung zu betrachten weis, wer die Gespräche durch Vernunft und Vertraulichkeit würzen, den Witz im Scherzen, mit Wahrheit, Wohlstand und Liebe mildern kann: der geniesset in der That weit mehreres,

edleres und reineres Vergnügen, als der sich mit diesem Zucker täglich und bis zum Eckel oder Schaden nähren will.

Gesetzt, Temperament und Gelegenheit machten es jemand angenehm, Mittel zu sammlen, oder Ehre zu erwerben: so unterdruckt die Religion auch dieses nicht. Sie wird aber dem Gelde ein zehnmal größeres Vergnügen beylegen, wenn sie dessen Liebhabern die Vergnüglichkeit, ein gut Gewissen, Billigkeit, Menschenliebe und guten Namen bey der Erwerbung anpreiset; wenn sie das Herze von der Angst und Sorge der Bewahrung befreyet, und das Erworbene auch zur Nohtdurft, zur Bequemlichkeit, zur Ergötzung, zum Wohlstande, ja zur Mildthätigkeit zu gebrauchen lehret? Eben die Religion wird die Ehrliebenden weit geruhiger und zufriedener machen, wenn sie ihnen den rechten Begrif einer wahren Ehre beybringt; daß die nicht auf Tand, Blendwerk, oder Schandthaten, sondern auf wirkliche Vollkommenheit und löbliche Handelungen gebauet, und von vernünftigen und tugendhaften Leuten gegeben werden könne. Denn bey solcher Ehre ist innerer und äußerer zuverläßiger Grund des Wohlgefallens an sich selbst, und das Vergnügen daher desto größer.

§ 25.

Wenn demnach die Religion uns keine Art des sinnlichen Vergnügens benimmt, sondern dasselbe unschädlich macht, und dennoch vermeh-

mehret, schärfet und erhöhet: so thut sie diesem Theile unserer natürlichen Begierden weit bessere Genüge als irgend ein Laster thun kann. Wie viel mehr muß sie das Vergnügen des Gemühts befördern und vollkommener machen?

Ich will nicht wiederholen, was es der Seelen für Beruhigung gebe, wenn wir den zureichenden Grund aller Dinge und unsers eigenen Seyns in einem ewigen, weisen, gütigen und mächtigen Wesen finden; wie rührend und reizend die Betrachtung seiner unendlichen Vollkommenheiten, so wohl in sich selbst, als in den sichtbaren Werken der Natur dem Gemühte sey; welche Zufriedenheit seine große Absicht auf das Wohl aller Lebendigen, und besonders auf unsere vorzügliche Glückseligkeit gebe; wie angenehm es sey, den Zusammenhang aller Theile der Natur in diesem äußersten Zwecke einzusehen. Ich will nur dieses erwehnen, daß alle übrige Künste, Wissenschaften und Uebungen des Verstandes und Witzes, die edlerer Seelen liebster Zeitvertreib zu seyn pflegen, nicht allein mit der Religion bestehen können, sondern auch von derselben gefördert und zum wahren Nutzen geleitet werden. Aberglauben und Ungötterey lieben und erhalten die Unwissenheit und den Irthum, als ihre Aeltern, wovon sie erzeugt sind. Aber wie die Religion von dem Erkenntniß der Natur, der Sprachen, Geschichte und Weltweisheit ein Licht bekommen hat; so sucht sie

auch

auch dasselbe mehr und mehr aufzuklären, zu erweitern und auszubreiten; insonderheit aber zur Vorleuchtung in den allergrösten Wahrheiten zu gebrauchen. Dadurch wird das, was sonst eine eitele Tändeley der Muße, oder ein schnödes Werkzeug der Gewinnsucht und des Hochmuhts war, zur stärkenden Nahrung des Geistes, darinn der höhere Geschmack seine volle Sättigung findet.

Wem muß es nicht besonders gefallen, wenn er die Vorzüge seiner eigenen Natur, und die höhere Bestimmung seines Endzwecks erkennet. Dieses sehen wir aber nicht anders ein, als vermittelst der Religion. Wenn der Atheiste sich selbst nicht besser achtet als ein Thier, eine Pflanze, eine Maschine, und seine Seele für ein Nichts, oder höchstens für ein Hirnmark hält, das aus dem Mist, Koht und Dünger seinen Ursprung genommen; wenn er sein ganzes All, zum voraus, bald wiederum in Koht verwandelt sieht: so macht er sich ohne Zweifel durch seinen Wahn niedergeschlagen, niederträchtig und mißvergnügt. Aber die Religion läst uns den Adel unserer Seele, und das in ihr ausgedruckte Bild der Gottheit, nebst den weiten Grenzen unserer bevorstehenden Vollkommenheit und Daure, sehen; welches ja der vernünftigsten Eigenliebe nicht anders als höchstangenehm seyn kann, und das Gemüht zu edleren Absichten und Bemühungen ermuntert, die den Vorschmack größerer Güter geben.

Was

Was auch ein Mensch, nach seinen Umständen in der Welt, für Geschäfte, Amt und Pflichten hat; die wird er, vermöge der Religion, getrost und freudig verrichten, weil er versichert ist, daß dieses sein Beruf und Stand sey, welchen ihm sein Schöpfer angewiesen; und weil er von seinem Gewissen das gute Zeugniß hat, daß er das seinige nach Vermögen aufrichtig thue. Andern, welche unordentliche Begierden haben, wird Pflicht und Tugend zur Last; und was sie ja äußerlich davon üben, das thun sie aus Furcht, ungerne und mit inneren Wiederwillen; weil Herz und Neigung wo anders hinhängen. So haben sie nicht einmal von ihren guten Handelungen Vergnügen, sondern sind wie die Schielende, welche ihre Augen mit Gewalt wohin drehen, dahin sie doch nicht sehen. Hingegen ist es eine innere Belohnung der Frömmigkeit, daß ein Mensch willig, gerne, und mit Lust thut, was ihm obliegt; daß er die Süßigkeit eines ordentlichen Wandels empfindet, und indem er dadurch sein eigen Bestes bewirkt, zugleich die Freude hat, daß er auf solche Art dem vollkommensten Wesen zu gefallen versichert ist. Dieses ist eine Gesinnung, wie der wohlgearteten Kinder, die nicht allein an ihrem Lernen selbst Lust haben, und dadurch verständiger und weiser werden, sondern auch darüber fröhlig sind, daß sie hiedurch ihrer Aeltern Liebe gewinnen.

Die äußeren Belohnungen des Fleisses, der Geschicklichkeit, Ehrlichkeit und Treue bleiben selten aus. Der Wachsthum des Wohlstandes, die Blühte der Familie, die Liebe, Ehre und Achtung bey andern Menschen, haben eine natürliche, und ziemlich nohtwendige Verknüpfung mit der Tugend und Frömmigkeit. Und je weniger in einer solchen Seele, Hochmuht, Eigensinn, Neid, Haß, Zorn, Lästerung, Zwietracht, Feindschaft und Rache wohnen kann; je mehr sie mit guter Neigung, Menschenliebe, Demuht, Dienstfertigkeit, Mitleyd und Mitfreude erfüllet ist; desto aufrichtigere Freundschaft gewinnet sie bey vernünftigen und gesitteten Menschen, desto glückseliger lebt sie in der bürgerlichen Gesellschaft. Denn der Mensch ist zur Liebe gebohren; und wer die von Herzen gegen andere übt, von andern genießt, und sich so viel möglich für unruhige Affecten und äußere Feindseligkeiten hütet, der handelt seiner Natur gemäß.

Die Begebenheiten des Glücks und Unglücks sind zwar auch in des Frömsten Macht nicht; und so ferne scheint der Fromme wenig oder nichts vor dem Gottlosen voraus zu haben. Aber diese Begebenheiten verhalten sich zu unserer Zufriedenheit so, wie das Gemüht ist, welches ihnen unterworfen ist. Nun frage ich einen jeden: wer hat mehr Vergnügen von dem zeitlichen Glücke; der, welcher es für einen blinden

blinden Zufall hält, und doch damit seine unendliche Begierden stillen will; oder der, welcher es als ein außerordentlich Gnaden-Geschenk des höchsten Wesens annimmt, und mit allem Zustande und Glücke, was ihm zu Theil wird, zufrieden ist? Ich frage: wer kann sich in die wiedrigen Umstände am besten finden; der, welcher ein fatales Muß zum Troste im Unglück annimmt, und doch ausser diesem Leben weiter nichts zu hoffen hat; oder der, welcher eine weise und gütige Vorsehung in den Begebenheiten der Welt erkennet, darnach uns itzt auch das Böse zum Guten gedeyen muß, und die uns zu einer glückseligen Ewigkeit vorbereitet? Ich frage: Wer ist wegen der zukünftigen Fälle unbesorgter: der, welcher sich wilden Wellen und Stürmen, ohne Ruder und Steuermann übergeben hat; oder der, welcher sich einer weisen, gütigen und mächtigen Hand zuversichtlich überlassen?

Wenn wir endlich, von Kindes-Beinen an, schon unsern gewissen Tod in anderer täglichen Hintritt vor Augen haben, aber die Art und Zeit, in Ungewißheit, stündlich erwarten müssen: so ist ja wohl keine andere Weltweisheit kräftig genug, dieser großen Veränderung mit unverwandten Augen entgegen zu sehen, als die Religion. Denn wer seine Rechnung nicht weiter gestellet hat, als dieses Leben reichet, dem muß sie nohtwendig die allerfürchterlichste

dünken,

dünken, weil sein ganzes Seyn damit ein Ende nehmen soll; dem muß sie alle gegenwärtige Lust verleyden, weil eine betrübte Vorstellung des gewiß bevorstehenden Bösen, das gegenwärtige Gute nicht empfinden läst; dem muß sie das ganze Leben als eitel, nichtswürdig und elend abmahlen, weil unsere Natur mit so kurzer, niedriger und gemischter Freude nicht ersättiget wird. Die Religion allein macht uns, durch die Versicherung der Unsterblichkeit, unser ganzes Leben in allen Umständen erträglich, getrost, glückselig; sie erhöhet das zeitliche Vergnügen, durch die gewisse Hofnung eines noch weit besseren Zustandes; sie versüsset das gegenwärtige Leyd durch die zukünftige überwiegende Freude; sie erwartet den Tod als eine neue Geburts-Stunde zum vollkommenern Leben, und thut unserer Natur, und deren Verlangen nach einer ihr gemäßen Glückseligkeit, auf alle Weise ein Genüge.

Register.

A

Abhängigkeit des Orts der Dinge verweiset uns auf eine unendliche Macht und deren Einfluß in die Erhaltung der Welt. 503 = 506

Abhängigkeit der Seele vom Leibe, wie sie zu begreiffen. 424 = 429 und wie sie mit dem einfachen Wesen der Seele bestehe. 429 = 437

Absicht. Erklärung davon. 176

Absicht der Schöpfung geht auf das Wohl der Lebendigen. 186. 188 ist der Schlüssel, die Vollkomenheiten Gottes rückwerts zu erkennen. 188 = 190. und der Mittelpunct, worinn beyde Wege des Erkenntnisses Gottes zusammen treffen. 190 191. läst uns die Vollkommenheiten der Welt einsehen. 238 = 240

—— Beweis der Absichten des Schöpfers in der Natur, aus der Leblosigkeit der körperlichen Welt. 119 = 134 144 = 146. 162 = 165 193. 194. Wie weit der gemeine Beweis aus der Ordnung, Uebereinstimmung und Nutzen der Dinge gelte. 192 = 194. 205 206

Absichten in der Natur werden von einigen geleugnet und verachtet. 194. 195. die jedoch keinen Widerspruch mit dem Wesen und der Natur einer körperlichen Welt zeigen können. 195. 196 und sich selbst wiederlegen, wenn sie ein Vergnügen des Verstandes in der Betrachtung der Natur finden. 196 = 198. wenn sie sich wegen der Naturkunde weise dünken. 198. 199. wenn sie Vollkommenheiten in der Welt sehen. 199. 200. und wenn sie sonst vielmals in natürlichen Dingen aus der Absicht und Nutzen schliessen. 200 = 202

Absichten in der Natur. Einwürfe des Hrn. M. dagegen 202-208. beantwortet. 208-218. 222-240. andere Einwürfe des Hrn. B. und D. 240-243. beantwortet. 243-252

—— ob wir Menschen gar nichts von den göttlichen Absichten wissen können. 214-218.

—— ob ein Irrthum von den Absichten des Schöpfers die Forschung überhaupt unnütze mache. 218-222.

—— ob sie in der Naturlehre einigen Nutzen haben. 240-268

—— Regeln, woraus sie zu beurtheilen. 219. 269-272. Behutsamkeit dabey. 252. 253

—— Wesen und Natur der Dinge sind Mittel göttlicher Absichten. 479

Alle. Erklärung. §. 6. kann auch von einer unendlichen Zahl gesagt werden. eben das.

Analogie. Schlüsse aus der Analogie gründen sich auf die Absicht. 200-202. 254

Arbeit, wie nütze sie den Menschen sey. 539-542

Atheisterey. Hauptsatz derselben, daß die Welt und ihre Natur selbständig, nohtwendig, ewig sey. 1. 2.

—— ob sie zu Lastern führe. 652-655

Atheisten die Verstand brauchen, können ihrem Verstande durch kein Lehrgebäude Genüge thun, weil sie ohne zureichenden Grund, und wieder ihre eigene Regeln, darnach sie sonst denken, urtheilen. 642-648. können auch ihr Wollen und Wünschen nicht befriedigen, da sie lauter Unvollkomenheit ausser und in sich sehen, und sich alle Zuversicht und Hofnung benehmen. 648-651

—— Thätige Atheisten sind nicht besser daran. 651. 652. wenn sie gleich die Laster als einen Weg zur Glückseligkeit anpreisen. 652-655. denn die ganze mensch-

menschliche Gesellschaft würde dadurch zerrüttet. 655. 656. und sie selbst in allerley Art der Laster unglücklich. 657 = 663

B

Baumfrüchte in Europa sind fast alle aus Asien und Africa. 64. 65
Beachtung. Die willkührliche zeiget den Unterschied der Seele vom Leibe. 415
Bedürfniß im Leiblichen, und Mangel angebohrner Künste, hat die Menschen zum Gebrauche der Vernunft, Erkenntniß und Fleiße getrieben. 444 = 446. und ist eine Mutter aller Vollkommenheit der Menschen. 543 = 545
Begierden der Menschen gehen natürlicher Weise ins Unendliche. 471 = 477. können in diesem Leben ohne Religion nicht befriediget werden. 483 = 486
Berge, was sie nützen, und ob sie einmal ganz abnehmen werden. 534 = 536
Besserung der Menschen im Sittlichen, wie sie möglich sey. 472 = 477
Bewegungskunst der Land = Thiere. 312 = 321. der Wasser-Thiere. 322 = 326
Bewußtseyn kann nur einem fortdaurenden Wesen, oder einer Substanz, zukommen, und schließt allemal eine Erinnerung des vorigen Zustandes in sich. 388 = 392
Bildung der Saamen in Thieren und Pflanzen kommt nicht von einer Præformation, noch innerem Modell, noch Paarung ähnlicher Theile. 508 = 512. beweiset den göttlichen Einfluß in die Erhaltung der Welt. 512 = 514
Böses in der Welt wird aus Unverstand vermehret. 239. 240. 531 = 547. wird vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorsehung gebraucht. 230 = 232. Ungereimtheit derer, die daher Gott leugnen, oder zwey

Wesen, ein gutes und ein böses annehmen. 523. 524
Böses in der Welt, woher es entstehe, und warum es der göttlichen Vorsehung nicht zur Last falle. 522 = 531
—— ist zum Guten angewandt, und muß von Menschen auch so angesehen werden. 591 = 603
Böses das den Frommen, Gutes das den Gottlosen wiederfährt, ob es so häufig sey, als man meynt. 578 = 582
wie es mit der Vorsehung und dem Besten der Menschen bestehe. 582 = 588
Britannien vordem wüste und weniger volkreich. 46 = 48

C

Cometen, ob einer die Erde zerstöhrt habe oder zerstöhren werde. 71 = 73
Cycloide, in dieser Linie bewegt sich das Licht in unserm Dunstkreise. 259. 260

D

Deutschland, vordem sehr waldigt, öde, und wenig bevölkert. 48 = 54

E

Eigenschaften Gottes. Siehe Gott.
—— wie sie rückwerts aus der Welt und deren Beschaffenheit zu erkennen. 188 = 190
Einfache Dinge müssen auch in Körpern angenommen werden. 433 434. daher kann auch die Seele, als ein einfaches Wesen, mit einem Körper verbunden seyn. 429 = 437
Einfluß der göttlichen Macht in die Erhaltung der Welt. Siehe Erhaltung.
Electrische Kraft der Sonnen und Fixsterne. 151
Empfindung. Unterschied der äusseren und inneren zeiget den Unterschied von Leib und Seele. 411 = 414

Endursachen. S. Absichten.
Erdboden ist vorzeiten viel wüster und unbewohnter gewesen. 40 = 55. und noch lange nicht so bevölkert als er seyn kann. 56
—— dessen Figur, wie sie geschlossen worden. 256 = 259
—— dessen ertichtete öftere Verwüstungen durch Feuer und Wasser. 67 = 74
Erde ist nicht unser aller Mutter. 80. 115. 121. 122
Erhaltung der Thiere aller Arten in einem Gleichgewichte, ein Beweiß der göttlichen Vorsehung. 497 = 499
Erhaltung der Welt durch göttliche Macht, erwiesen aus Gottes Eigenschaften. 489 = 491. bestättiget aus Beobachtungen des Unendlichen in der Natur. 504 = 514
—— wie sie von übernatürlichen Wirkungen oder Wundern zu unterscheiden sey. 500 = 503
Erkenntniß der Menschen wird durch ihre natürliche Bedürfniß, und durch den Mangel angebohrner Künste erweckt. 444 = 446
Erzeugung der Thiere aus roher Materie, durch ein Ohngefehr, ist unmöglich. 77 = 111
Erziehung, bessere, kann allein bessere Sittlichkeit unter die Menschen einführen. 473 = 477 Anmerk.
Europa, vorzeiten sehr waldig, wüste und unbewohnt. 42 = 54
—— hat kaum drey bis vier alte Mutterspracchen. 60. 61
—— hat fast alle Baumfrüchte aus Asien und Africa bekommen. 64. 65
—— scheint mehrentheils von den Phöniciern, zu Wasser, und von den Scythen, zu Lande, besetzt zu seyn. 61. 62

F

Falten in der Haut des Rhinoceros. 226, 227

in dem Panzer des Armadill. 228. 229
Fix-Sterne sind vermuhtlich mit Planeten umgeben. 149. 150. sind electrische Maschinen, und können Einwohner haben. 151
Fromme, ob es ihnen so häuffig übel, und den Gottlosen wohl gehe. 578 - 582. und wie das mit der Vorsehung zu reimen. 582 - 588

G

Gallien in den ältesten Zeiten noch wenig bevölkert. 44. 45
Gelehrte, welche an dem Vergnügen des Verstandes Antheil haben. 465. 466
Geschichte wiederlegt den Ursprung der Menschen und Völker nicht. 25 - 40. sondern bestärkt ihn durch die alte Wüsteney des Erdbodens und mälige Vermehrung der Einwohner. 40 - 57. durch die Abstammung der Sprachen von wenigen Mutterspachen. 57 - 62. durch den Wachsthum der Künste. 63 - 76
Geschichtschreiber der Griechen sind viel zu neu, als daß sie den Ursprung der Völker wissen könnten. 31 - 39
Gesetze der Bewegung sind keine ewige Wahrheiten die sich geometrisch beweisen lassen, sondern setzen allemal eine Bedingung voraus. 171 - 173. 210 - 212. zielen alle auf das Wohl der Lebendigen. 173 - 176. richten sich nach der Regel der kürzesten Mittel. 259 - 262
Gesetz der Sparsamkeit. 203. 211. ob es aus der Regel der kürzesten Mittel geflossen. 261. 262. ob es einen Beweis des Daseyns Gottes und seiner Weisheit und Güte abgebe. 233 - 238
Gleichheit der Menschen in der Glückseligkeit, ungeachtet des scheinenden großen Unterschiedes. 575. 576. 602. 603

Glücks- und Unglücks-Fälle, ob sie so häufig verkehrt auf Gottlose und Fromme treffen. 578 - 582. wie dieselben mit göttlicher Vorsehung und dem Wohl der Menschen bestehen. 582 - 588

Glückseligkeit des Lebens, ob sie überhaupt von dem Elende überwogen werde. 572 - 577

—— eine reine dienet uns Menschen in der Welt nicht. 568 - 572

—— ist fast bey allen Menschen gleich, ungeachtet des scheinenden großen Unterschiedes. 575. 576. 602. 603

Gott. Erklärung. 177 Eigenschaften. 177. 178. unveränderlich. 179. unendlich. 179. 180. einzig. 180. 181 vollkommen. 181. 182 unkörperlich, lebendig, ein Geist mit Verstand und Willen begabt. 182. glückselig. 183. mächtig. 183

—— Spinoza Erklärung davon nimt willkührlich an, was er beweisen sollte. 156 - 158

—— hat die Welt aus nichts hervorgebracht. 184. 136 - 138. nicht aus Nohtwendigkeit seiner Natur. 184. 185. sondern in Absicht auf das Wohl der Lebendigen. S. Schöpfung.

—— ob er die Welt von Ewigkeit habe schaffen können. 139 - 142

Grundsätze des zureichenden Grundes und des Wiederspruchs, ob sie unfruchtbar und in der Anwendung trieglich sind. 242 - 246

—— des zureichenden Grundes, erklärt. 245 Anmerk.

—— der Stettigkeit. Erklärung und Nutzen. 255

Gutes, das den Gottlosen, Böses das den Frommen wiederfährt. S. Glücks- und Unglücks-Fälle.

H

Haushaltungs-Kunst der Thiere. 335 - 337

Haut ist bey den vierfüssigen Thieren unter allen vier Füssen schon im Mutterleibe dicker, bey dem Menschen nur unter den zwey Füssen. 227

Helvetien hat zu Cesars Zeiten nur wenig Einwohner gehabt gegen itzo. 45

J

Instincte, oder Triebe der Thiere, werden beschrieben und deren Nutzen gezeigt. 280 = 290. allgemeine Arten derselben. 290 = 293. sind zu der Thiere und ihres Geschlechts Erhaltung nöhtig. 293 = 295

—— gehen nicht mechanisch zu. 296. 298. sind auch durch die Sinne und Empfindung nicht genugsam zu erklären. 298 = 301 also auch nicht aus der vergangenen Erfahrung. 301 = 303. nicht aus Beyspielen, Nachahmung, Unterricht, Uebung. 303. 304. nicht aus Vernunft. 305 = 307

—— sind eine von Gott eingepflanzte erbliche Fertigkeit der Seelen. 307 = 309. und geben auf alle Weise einen Beweis der Weisheit und Güte des Schöpfers. 296 = 312. 375 376

—— der Bewegung. 312 = 326. der Nahrung. 327 = 340. der Sorge für die Nahrung der Brut. 329 = 331. 374. 375. des Schlafs im Winter. 331 = 335. der Sammlung auf den Winter 335 = 337. der Wanderung. 337 = 340. der Raubthiere. 340 = 351. sich zu verwahren durch ein Gespinst. 351 = 358. sich zu retten und zu wehren gegen Verfolgung. 358 = 362. sich zu paaren. 362 = 373

Instinct, oder blinder Trieb, kann nicht die Richtschnur menschlicher Handelungen und Glückseligkeit seyn. 479 480

K

Kleinigkeiten, ob etwas in der Natur zu klein sey, die Weisheit des Schöpfers darinn zu zeigen. 222=230
Körper, ist unser eigen, so ferne wir darinn empfinden. 379. 380. doch sind uns nicht alle Theile des Körpers gleich nahe, sondern hauptsächlich die Nerven. 380
—— ist im stetten Ab- und Zufluß. 381=385 ohne daß wir ein Theil kennen ob es eben dasselbe sey, so wir vorhin gehabt, oder nicht. 387. 388. ist also nicht eigentlich und hauptsächlich was den Menschen, unser Ich, ausmacht. 387
—— ist der Seelen Spiegel, worin sie alles siehet. 411. 424=429
Kräfte der Materie wohnen in den einfachen Theilen, entstehen aber nicht erst durch die Zusammensetzung. 433. 434
—— ihr beständiges Gleichgewichte zeuget von der göttlichen Erhaltung der Welt. 506=508
Künste. Ihr Wachsthum beweiset den Ursprung des menschlichen Geschlechts. 63=66. können durch keine Verwüstung und Landplagen gänzlich erstickt werden. 67=76

L

Laster schaden der menschlichen Gesellschaft allezeit mehr, als sie zufällig Vortheil schaffen können. 669. 670
Lateinisch stammt in den meisten Wörtern von dem Griechischen ab. 60. 61
Leben der Menschen, ob es überwiegend Elend sey. 572=577
Leben. Die Art des Lebens, wozu ein jedes bestimmt ist, enthält die Regel, wonach sich alles übrige richtet. 438
Lebendige sind in der körperlichen Welt an sich nicht wesentlich eingeschlossen. 120=122 auch durch keine Kraft

der Natur ursprünglich entstanden. 77 = 111. 116. sind aber in der Absicht des Schöpfers der Grund warum er die Welt hervor gebracht. 143 = 156. 162 = 165. und warum die Natur durch diese Regeln bestimmet worden. 173 = 176

Lebendige, alle mögliche sind wirklich in der Welt. 272. 279

Lebloſe Dinge haben keine innere Vollkommenheit. 119. 127 = 133 noch einen Grund ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheit. 133. 134

Leere der Wesen, vacuum formarum. 274. Siehe Stetigkeit.

Licht, dessen Bewegung durch den Dunstkreis in einer Cycloide. 259 260

Lucretius tadelt die Natur mit Unverstand. 533 = 545

Lust. Die sinnliche ist den Menschen von Gott gegönnt. 442. 443. wird ihnen aber wegen angebohrner Dürftigkeit und Unwissenheit so leicht nicht zu erhalten, als den Thieren. 443 = 446. thut allein der menschlichen Natur nicht Genügen, und ist nicht unser einziges und äußerstes Ziel. 446 = 451. 660=662 ist an sich weit schlechter als das Vergnügen des Gemühts. 460 = 466

—— wird durch den Gebrauch der Vernunft nicht allein mannigfaltiger gemacht, sondern auch auf eine unschädliche Weise geschärfet und erhöhet. 455=459

—— wird selbst von der Religion nicht erstickt, sondern in Ordnung gebracht und vermehret. 680 = 682

—— alle mögliche Arten und Stuffen der Lust werden in der Welt von allen möglichen Arten der Lebendigen wirklich genossen. 552. 553

M

Mangel und Bedürfniß hat die Menschen zum Gebrauche der Vernunft,

nunft, Erkenntniß und Fleisse getrieben. 444 = 446. und dadurch zu aller Vollkommenheit gebracht. 539 = 545

Mangel einer mehreren Vollkomenheit ist allen eingeschränkten Dingen wesentlich. 525 = 528

Mannigfaltigkeit der Dinge, kann mit der Uebereinstimmung und allgemeinen Aehnlichkeit zusammen stehen. 212. 213

Maschine hat, als leblos, keine innere sondern bloß äußere Vollkommenheit. 119. 126. 127. kann ohne einen Nutzen für Lebendige nicht einmal gedacht werden. 144 = 146

Menschliche Geschlecht hat einen Anfang gehabt. 5 = 9. unendliche Reihen voriger Geburten lassen sich nicht denken. 18 = 25. alle Völker haben sich einen Anfang beygelegt, wenn sie sich auch noch so alt gemacht. 26 = 33. ist vorzeiten nicht so volkreich gewesen. 40 = 55 S. Mutterſprachen, Künſte, Wälder.

—— ist zur Bewohnung und zur Beherrschung des ganzen Erdbodens von Natur gemacht. 55

Menschen und Thiere können nicht natürlich aus dem Schlamm, durch Wärme und durch eine ohngefehrliche Gährung, entstanden seyn. 77 - 114

Menschen müssen sich nicht als den Mittelpunct der ganzen Welt betrachten, als ob um ihrent willen allein alles sey. 377. 378. 548 = 562

Mensch. Was eigentlich den Menschen ausmacht, ist nicht der Körper, sondern die Seele. 379 = 393

Menschen die zusammen gewachsen; zwo Seelen in einem Leibe. 400 = 405

—— was sie mit den Thieren gemein haben. 440. 441. kommen in größerer Bedürfniß, und Unwissenheit, als die Thiere, auf die Welt. 443 = 446. das aber treibt

treibt sie zum Gebrauch der Vernunft, Erkenntniß, Fleiße. eben das. und zu aller Vollkommenheit. 453 = 455 543 = 545. können also durch blinde Triebe nicht glücklich werden. 378. 379. 479. 480

Menschen können ihre Begierden nicht so wohlfeil als die Thiere, durch sinnliche Lust allein, sättigen, 446 = 451. streben also nach Wahrheit und höherer Vollkommenheit. 449. 450. können auch immer vollkommener werden. 471 = 477. und gehen darinn mit ihrem Verlangen ins Unendliche. eben das.

—— müssen vermöge ihrer Vernunft voraus denken, und sich das Zukünftige vorstellen, dagegen die Thiere wegen des Zukünftigen ganz unbekümert sind. 451 = 453. das führet sie zur Weisheit, Tugend, Religion, Zuversicht auf göttliche Vorsehung, und zur Hofnung der Unsterblichkeit. 453. S. Religion.

—— können nicht lauter gute Tage vertragen. 568 = 572

—— Natur der Menschen. 477. 478. äussert sich bey Menschen auf eine andere Art als bey den Thieren. 479 = 483. 378. 379

Mißgeburten beweisen die Zufälligkeit der Natur. 173

Modell, inneres, welches Hr. B. zur Bildung der Saamen in den Thieren erdacht. 510. 511

Möglichkeit, innere und äußere. 101. sqq.

—— muß nicht mit der Wahrscheinlichkeit vermenget werden. 209

Moses Geschichte von dem Ursprunge der Völker, ist glaublich. 33. 36

Muttersprachen sind nur wenige, und beweisen die Abstammung der Menschen von wenigen Geschlechtern. 57 = 62

N

Nahrungs-Trieb der Thiere, und dessen verschiedene Arten. 327-351

Natur, was eigentlich darunter zu verstehen, wenn es keine Qualitas occulta oder idolum werden soll. 166-169

—— ist nicht schlechterdings nohtwendig. 169-173. ihre Regeln setzen immer eine Bedingung voraus, und lassen sich nicht geometrisch beweisen. 171-173. 210-212 ihr Anfang erhellet aus dem Ursprunge der Menschen und Thiere. 115. weil keine Naturkraft organische Thiere durch ein Ohngefehr erzeugen kann. 77-114

—— ob sie itzt alt und unfruchtbar in Erzeugung der Thiere geworden sey. 94-96

—— der Grund aller ihrer Regeln oder Gesetze liegt in der Absicht auf das Wohl der Lebendigen. 173-176 und sol sind Natur und Wesen der Dinge, Mittel göttlicher Absichten. 479. sie wirket durch die kürzesten Wege und thut nichts umsonst. 259-261. ihre Tadler verrahten nur ihren eigenen Unverstand. 533-547 und die Alten, welche mentem per rerum naturam intentam angenommen, sind weit erträglicher, als die so alles aus unverständigen Kräften herleiten. 96. 97. 122. 123

Natur-Lehre. Ob die Betrachtungen der Absichten in der Natur ihr hinderlich sind. 240-253. ob sie zu ihrem Erkenntniß etwas beytragen. 253-263. ist ohne Einsicht der Absichten nicht verständlich genug. 263-266

Natur der Menschen und Thiere. S. Menschen. Thiere.

Nerven sind das einzige empfindliche im Körper. 380. entspringen aus dem Gehirne an verschiedenen Orten; daher die Seele nicht

in

in den Nerven, sondern im Gehirne selbst ihren Sitz haben muß. 422 = 425. Anm.
Nohrwendigkeit, unbedingte kommt der Welt nicht zu. 160 = 165. noch auch der Natur. 165 = 166. 169 = 173
—— die vor dem ersten, was sich von einem Dinge gedenken läßt, das ist, vor dessen Möglichkeit und Wesen, in demselben angenommen wird, und also in dem Wesen keinen Grund hat, ist errichtet. 161
Nutzen der Dinge, ob er eine Absicht sey. 213 214. 250 = 252

O

Ohngefehr kann keine Ordnung und Uebereinstimmung im Mannigfaltigen hervorbringen, keine organische Thiere erzeugen. 96 = 111. 206. 209. 210
—— richtet sich nach Regeln, die den Regeln der Ordnung und Uebereinstimmung gerade entgegen sind. 107 = 111
Ordnung. Die beständige im Laufe der Natur beweiset eine göttliche Vorhersehung. 492 = 497
Ort eines jeden Dinges hängt von den benachbarten ab, und diese Abhängigkeit der Natur weiset uns auf die göttliche Erhaltung der Welt. 503 = 506

P

Paarung der Thiere. 362. = 373
Physik hängt mit der Mathesi und Metaphysik zusammen. 174. 175. 265 = 268. S. Natur-Lehre.
Planeten, von Lebendigen bewohnt. 154 = 156. 277 = 279. sind vermuhtlich auch um die Fix-Sterne. 149. 150
Preformation in den Saamen der Thiere und Pflanzen verworfen. 508 = 510

R

Raubthiere, ihre Kunst den Raub zu fangen. 340 = 346. dienen das Gleichgewichte unter den Thieren zu erhalten. 349 = 352

Recht der Natur, das allgemeine, welches auch die Thiere angeht. 442

Religion, allgemeine Erklärung. 1. Hauptsatz derer die keine Religion haben. 1. 2.

—— warum sich einer darum zu bekümmern hat. 671. ist eine Haupt = Stütze der menschlichen Zufriedenheit. 483 = 486. ihr Einfluß in die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft. 664 = 670. und in die besondere eines jeden. 671 = 688

—— bringt unsere Begierden in Ordnung. 676 = 679

—— unterdrückt die sinnliche Lust nicht, sondern vermehret und erhöhet sie. 680 = 682

—— thut unserm Verstande und Willen allein Genüge. 670 = 675 682 = 688

—— wäre ohne die Hofnung der Unsterblichkeit eitel. 630 = 633

Rhinoceros. Ob es läppisch sey in den Falten seiner dicken Haut die Weisheit des Schöpfers zu bemerken. 226 = 230

S.

Saamen = Eyer aller Thiere, wenn sie auch von Ewigkeit wären, ob sie zureichten den Ursprung der Thiere zu erklären. 112 = 114

—— ihre Bildung. S. Bildung.

Schlafende Thiere. 331 = 335

Schöpfung der Welt.

Schöpfung der Welt aus nichts, wie sie zu verstehen. 136 = 138. ist nicht aus einer inneren Nohtwendigkeit Gottes geschehen. 184. 185. sondern in Absicht auf das Wohl der Lebendigen. 186 = 188 konnte, nach den Regeln der Weisheit und Güte, wegen der Unvollkommenheit, die ein-

eingeschränkten Dingen anklebt, nicht unterlassen werden. 528 = 531
Schöpfung der Welt. Ob nicht eine Schöpfung von Ewigkeit möglich sey. 139 = 143
Schranken, wesentliche der Dinge enthalten den Grund der Unvollkommenheit und des Bösen. 525 = 528
Seele. Erklärung. 392. 393. ist eine Substanz. 393. 394. kann keine Beschaffenheit des Körpers seyn. 395 = 398
—— ist in jedem Menschen nur eine. 398 = 400. 406. ohne wo zween Körper an einander gewachsen sind. 400 = 405
—— ist von allen körperlichen Theilen unterschieden und einfach. 406 = 417. Schulbeweise davon. 417. 418 Einwürfe des La M. 418 = 423
—— Abhängigkeit der Seele vom Körper ist wie des Auges vom Spiegel, das darinn alles siehet. 411. 424 = 427. hindert also nicht, daß sie nicht davon unterschieden seyn sollte. 427 = 429
—— wie sie, als ein einfach Wesen, mit dem Körper vereint seyn könne. 42
—— Unsterblichkeit derselben gründet sich auf die göttliche Absicht der Schöpfung und Vorsehung. 605 = 607. Möglichkeit derselben. 608 = 615. die Wirklichkeit beruhet auf unsere Bestimmung, welche aus unsern Naturkräften erhellet, weil dieselbe nach ihren Regeln zu einer Vorstellung und zum Verlangen eines dauerhaftern und bessern Lebens nohtwendig führen. 616 = 625. weil sonst alle menschliche Vorzüge eitel wären, und uns nur unglücklicher machten. 625 = 633. welches der Weisheit und Güte des Schöpfers entgegen ist. 633 = 641

Sonne und andere Fixsterne haben eine electrische Kraft, und sind wohnbar. 150. 151
Spanien, in den ältesten Zeiten Landwerts wenig bevölkert. 42 - 44
Spinnen-Gewebe, ob es läppisch sey, darinn die Weisheit des Schöpfers zu betrachten. 225. 347 - 349
Spinoza nimmt in der Erklärung von der Substanz und von Gott schon heimlich an, was er beweisen sollte. 156 - 160
Sprachen stammen von wenig Mutterspracheu, und beweisen den Ursprung der Menschen. 57 - 62
Städte, ihre Wenigkeit in den alten Zeiten beweiset die Wenigkeit der Menschen. 40. 41. 43. 47. 53
Stetigkeit. Grundsatz oder Regel der Stetigkeit. (Lex Continuitatis) dessen Erklärung und Nutzen. 255. weiset, daß alle mögliche Lebendige wirklich in der Welt sind. 273 - 279
Substanz, nach dem Spinoza. S. Spinoza. Die wirkliche Welt widerspricht seiner Erklärung. 158 - 160

T

Tadler der Schöpfung und Vorsehung verrahten ihren Unverstand. 531 - 547. 519 - 521
Thiere. S. Lebendige. Menschen.
—— Vielheit und Mannigfaltigkeit ihrer Arten. 286 - 288. alle Arten scheinen auf dem Erdboden wirklich zu seyn welche hier möglich sind. 275 - 279
—— ihre Triebe. S. Instinct.
—— ihre beständige Erhaltung in allen Arten, und ihr Gleichgewichte unter einander, ist ein Beweis der göttlichen Vorsehung. 497 - 499
—— verächtliche und schädliche, warum sie in der Welt sind. 548 - 562. warum sich viele auf Unkosten anderer

erhalten. 562 - 567.
werden vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorsehung gebraucht. 230. 231
Thiere haben die Vorzüge vor Menschen (1) daß sie mit Kleidung, Waffen und Künsten gebohren werden. 443. 444. (2) daß sie mit der Ersättigung ihrer sinnlichen Lust völlig zufrieden sind. 446 - 449. (3) daß sie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert sind. 451-453
—— wissen hergegen von keinem Vergnügen des Verstandes noch Willens, können auch nicht vollkommener werden. S. Menschen.
Thierlein im Saamen und in den Säften der Thiere und Pflanzen, ob sie sind, und woher sie kommen. 85 - 93. ob sie eine ohngefehrliche Erzeugung der vollkommenern Thiere aus roher Materie beweisen. 81-84
Tod vergället den Atheisten alle Lust des Lebens. 663. 664
Triebe. S. Instinct.
Tugenden sind der menschlichen Natur gemäßer als die Laster. 473. 474
—— würden ohne Religion, und ohne Hofnung der Unsterblichkeit, nicht glücklich machen. 628 - 630. 639 - 641

U

Uebereinstimmung in dem Mannigfaltigen ist durch ein Ohngefehr nicht möglich. 96-111. 206. 209. 210
—— kann mit der Mannigfaltigkeit bestehen. 212. 213
—— in dem Bau der thierischen Körper geht über allen menschlichen Verstand. 327 - 328
Unendliche Reihen haben keinen zureichenden Grund. 9 - 12. woher der Irrthum entstanden. 13. ff.

Unendlich, was es eigentlich sey. 18. 19.
—— das Unendliche der Mathematiker ist nur eine Erfichtung, und nicht auf wirkliche Dinge zu ziehen. 14 = 17. Zahlen und Gröſsen nicht unendlich. 18. 19
—— ins Unendliche fortgehen und unendlich seyn, ist ganz was verschiedenes. 18 = 22. was künftig ins Unendliche fortgehen kann, ist deswegen nicht ohne Anfang. 22 = 25
Ungelehrte sind auch zu vernünftigen Uebungen des Verstandes geschickt. 463 = 465
Unglück. S. Böses.
—— wird durch die Hofnung eines besseren Lebens gemildert. 603 = 605
Unordnung und Unvollkommenheit, welche einige in der Welt zu finden vermeynen. 230 = 232. Siehe Tadler.
Unsterblichkeit eine Haupt-Stütze der Zufriedenheit. 485. 486. 603 = 605. Siehe Seele.
Unvollkommenheit und Böses, woraus es entstehe, und warum es der Vorsehung nicht zur Last falle. 522 sqq. wird oft irrig und mit Unverstand angegeben, was in der That gut ist. 531 = 547. Siehe Böses. Tadler.
—— der menschlichen Natur, ein Mittel ihrer vorzüglichen Vollkommenheit. 443 = 455. S. Bedürfniß. Mangel.
Urstoffen der Materie, ob sie ein Leben haben. 125. 126. S. Einfache Dinge.

V

Vergnügen des Verstandes kann nicht entstehen als aus Einsicht des Verstandes der sich in Dingen zeigt. 197
—— hat viele Vorzüge vor der sinnlichen Lust. 460=466

Vergnügen des Verstandes muß mit der Vollkommenheit des Willens verknüpft seyn. 469 - 471

Vergnügen des Willens an äußerer und eigener Vollkommenheit. 466 - 469

Vernunft, zu deren Gebrauch wird der Mensch durch leibliche Bedürfniß, und durch den Mangel angebohrner Künste getrieben. 444 - 446

—— macht daß wir voraus denken, oder uns das Zukünftige vorstellen, und dadurch zur Weisheit, Tugend und Religion geleitet werden. 451 - 453

Völker, die alten wollten aus der Erde entsprossen seyn. 26. welche, und warum sie sich alt getichtet. 27 - 31. keines jedoch hat sich ewig gehalten. 32. 33

—— von ihrem ersten Ursprunge können die griechschen Geschichtschreiber nichts wissen. 31 - 39

Vollkommenheit, ob es ein bloß moralisch Wesen sey, das nach unserer Absicht ertichtet ist. 241. 247 - 249

—— innere und äußere. 127. 128. die innere kommt keinem leblosen Dinge zu. 128 - 133. die äussere verschwindet in unsern Gedanken, wo man nicht eine Absicht setzet. 199. 200

—— der Welt muß aus den Absichten beurtheilet werden. 238 - 240. keine kann grösser seyn, als darinn alle Arten des Lebens, der Lust und Glückseligkeit vereint sind, so daß alle äußere Einrichtung der körperlichen Welt damit übereinstimmet. 274. 275

—— der Lebendigen, eine mehrere, als die wesentliche Schranken leyden, würde jedem nur schädlich seyn. 545 - 547

—— Einsicht und Vergnügen davon, hat auf der Erden allein der Mensch. 466 - 469 und kann alleine selbst immer

immer vollkommener werden. 471=477
Vollkommenheit des Verstandes, ohne Vollkommenheit des Willens, schädlich. 469. 470
Vorsehung, wird aus Gottes Eigenschaften erwiesen. 486=491 und durch Beobachtungen bestättiget. 492=514. S. Erhaltung der Welt.
—— besondere, wie sie zu verstehen. 514. 515. deren Einfluß in die Zufriedenheit und Beruhigung der Menschen. 483=486. 515=519
—— eine wunderthätige ist nicht zu verlangen. 577. 578. 583=588
—— Zweifel gegen die Vorsehung, wegen des Bösen. Siehe Böses, entstehen aus verschiedenen Irrthümern. 519=521

W

Wälder in alten Zeiten bewiesen die Wenigkeit der Einwohner des Erdbodens. 40=57
Wandernde Thiere. 337=340
Wasser, ob zu viel auf dem Erdboden sey. 537=539
Webe-Kunst der Thiere. 351=358. Siehe Spinne.
Weisheit, ohne Hofnung der Unsterblichkeit, würde uns nicht glücklich machen. 627. 628
Welt ist der Abgott der Atheisten. 1. 2
—— kann das erste Wesen nicht seyn (1) weil Menschen und Thiere ihren Ursprung von keiner Welt-Kraft haben. 3. 4. 116=118. auch in dem Wesen der körperlichen Welt an sich nicht mit eingeschlossen sind. 120=122. (2) weil sie, als leblos, keine innere Vollkommenheit, und also keinen Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit in sich selbst hat. 119=134
—— ist keine solche Substanz, wie sie Spinoza

noza erkläret, daß sie keines andern Begrifs nöhtig hätte. 158 = 160
Welt ist nicht schlechterdings nohtwendig. 160 = 165
—— ist eine Maschine. 126. 127. und so ferne ohne Urheber und Absicht auf die Lebendigen nicht zu gedenken. 144 = 146. 162 = 165
—— hat einen Anfang gehabt. 134. 135. ist aus Nichts hervorgebracht. 136 = 139. Einwürfe dagegen aufgelöst. 139 = 142. ist jedoch nicht aus innerer Nohtwendigkeit von Gott hervorgebracht. 184 = 186
—— ist um der Lebendigen willen geschaffen. 143 = 156. 186. 187. und folglich eine Wohnung aller möglichen Lebendigen. 266. 267. 272 = 279. eine große Stadt Gottes. 215. solche ist die allervollkommenste. 274 = 279
—— ist nicht für die Menschen alleine erbaut. 548 = 554
—— ihre Erhaltung hängt von dem Einflusse göttlicher Macht ab. 489 = 491
Welt-Seele hat keinen Grund. 123. 124. doch wäre sie erträglicher, als daß alles von blinden unverständigen Kräften hergeleitet wird. 96. 97. 122. 123
Werke Gottes, wie davon mit Bescheidenheit zu urtheilen. 239. 240
Wirkliche in der Natur, das von Gott komt, ist untadelich und unverbesserlich. 530. 531. 589 = 591. Siehe Mangel.
Wissenschaften sind nichts als ein Abdruck des Verstandes der sich in der wirklichen Natur zeiget. 198
—— haben eine Verbindung mit einander. 174. 175
Wollust macht die Menschen nicht glückselig. 660 = 663
Wunder sind von dem ordentlichen Einflusse göttlicher Macht in die Erhaltung der Welt

Welt zu unterscheiden. 500. 503

Z

Zufriedenheit, kann ohne Religion, ohne Ueberführung von der Vorsehung Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele, nicht erhalten werden. 483-486

Zulassung des Bösen über die Frommen, und des Guten über die Gottlosen, bestehet mit göttlicher Vorsehung und dem Besten der Menschen. 582-588. 591-603

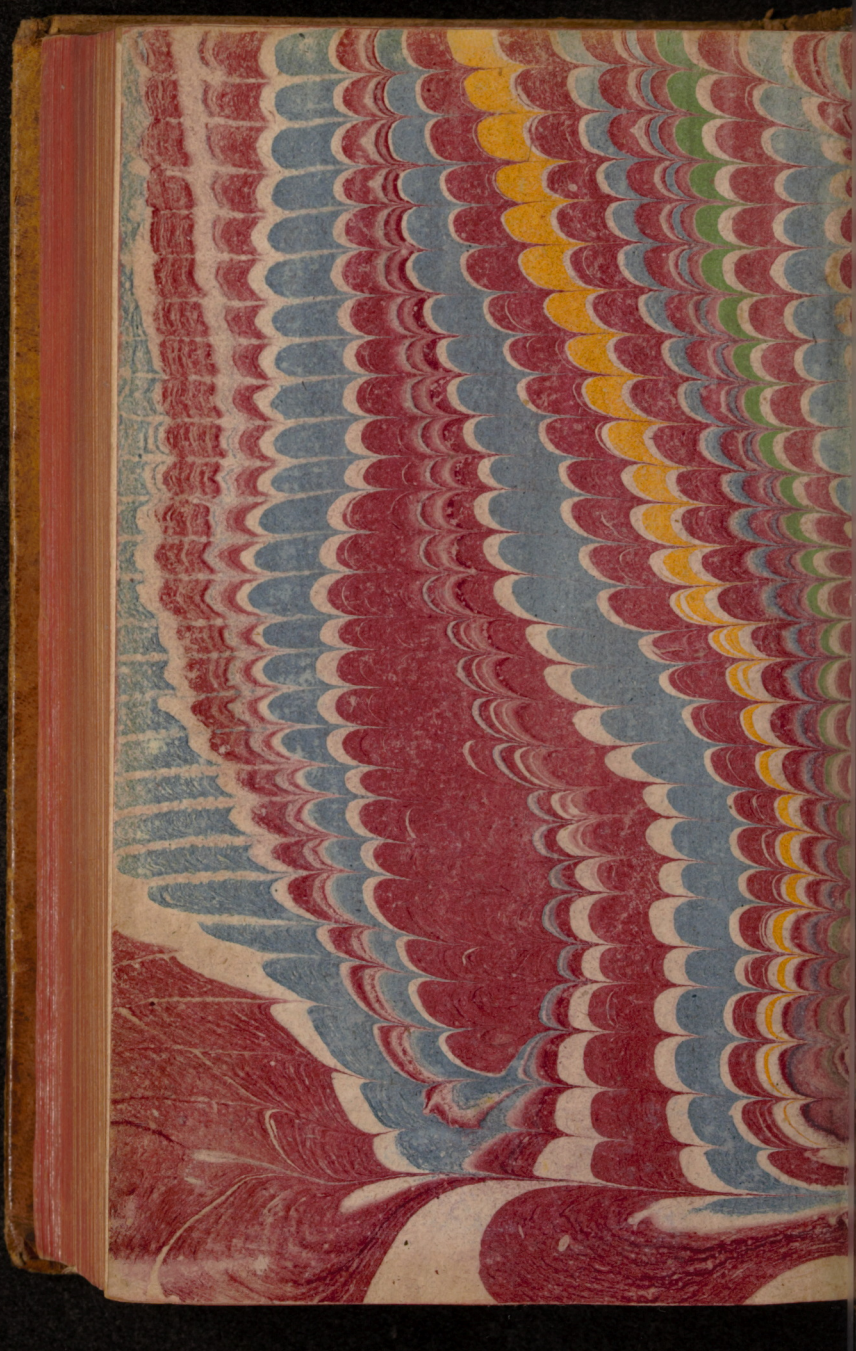
Zureichender Grund. S. Grundsätze.

Zweifel, der auf Mangel der Einsicht gegründet ist, hat gegen klare und deutliche Einsicht keine Statt. 178

Zwitter von verschiedener Art Thiere, ob sie fruchtbar sind. 364. 365

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0733
DFG





Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0738
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1678879657/phys_0739
DFG

der Einwohner des Erdbodens. 40=57
Wandernde Thiere. 337=340
Wasser, ob zu viel auf dem Erdboden sey. 537=539
Webe-Kunst der Thiere. 351=358. Siehe Spinne.
Weisheit, ohne Hofnung der Unsterblichkeit, würde uns nicht glücklich machen. 627. 628
Welt ist der Abgott der Atheisten. 1. 2
—— kann das erste Wesen nicht seyn (1) weil Menschen und Thiere ihren Ursprung von keiner Welt-Kraft haben. 3. 4. 116=118. auch in dem Wesen der körperlichen Welt an sich nicht mit eingeschlossen sind. 120=122. (2) weil sie, als leblos, keine innere Vollkommenheit, und also keinen Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit in sich selbst hat. 119=134
—— ist keine solche Substanz, wie sie Spinoza